

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Kulturgeschichte

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

*Alwin Hanschmidt*

## „Oldenburger Münsterland“

Zur Geschichte eines Namens

### Niemanns „Oldenburgisches Münsterland“

Im Jahre 1889, also vor nunmehr hundert Jahren, erschien in Oldenburg und Leipzig im Verlag der Schulzeschen Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei der erste Band des Werkes „Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwicklung. Beitrag zur Förderung der Heimatkunde“ von dem Cappeller Pfarrer Dr. theol. Carl Ludwig Niemann (1830 - 1895). Diesem ersten bis 1520 reichenden Band (189 Seiten) folgte im Jahre 1891 ein zweiter Band („Bis zur Vereinigung mit dem Herzogtume Oldenburg“; 387 Seiten)<sup>1)</sup>. Hier taucht der Name „Oldenburgisches Münsterland“ erstmals im Titel eines Buches auf. Über die Absicht seines Buches schrieb Niemann im Vorwort: „Die Liebe zur Heimat wird wesentlich gehoben durch das richtige Verständnis der in derselben sich vorfindenden Verhältnisse. Dieses Verständnis kann aber nur vermittelt werden durch die gründliche Kenntnis der g e s c h i c h t l i c h e n E n t w i c k l u n g, aus welcher dieselben hervorgegangen sind. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die vorliegende Arbeit unternommen. Es würde dem Verfasser eine große Genugtuung sein, wenn er durch dieselbe zunächst unter den B e w o h n e r n des Oldenburgischen Münsterlandes die Achtung und Liebe zur Heimat gefördert sähe, und dann auch den A u s w ä r t i g e n eine Gelegenheit geboten würde, die Verhältnisse dieser Gegend richtig zu verstehen und in entsprechender Weise zu würdigen“. Da „eine vollständige und übersichtliche Zusammenstellung alles dessen, was die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung im Oldenb. Münsterlande vermittelt“, trotz Carl Heinrich Nieberdings „Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster“<sup>2)</sup> fehle, habe er sich bemüht, „alles einschlagende Material, das sowohl in bezug auf die p o l i t i s c h e n wie auf die k i r c h l i c h e n



Das  
**Oldenburgische Münsterland**

in seiner  
geschichtlichen Entwicklung.

~~~~~  
Beitrag zur Förderung der Heimatkunde

von

**Dr. C. L. Niemann,**  
Pfarrer in Cappeln.

~~~~~  
I. Band.

Bis 1520 n. Chr.

~~~~~  
Mit einer Specialkarte des Oldenburgischen Münsterlandes und den  
Plänen der alten Burgen Vechta und Cloppenburg.

-----  
— † † † —  
-----  
Oldenburg und Leipzig.

Schulzesehe Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.  
(H. Schwarzp.)

---

Verhältnisse irgendwie allgemeines Interesse beanspruchen kann, in einer für Jedermann verständlichen Weise zusammenzustellen und einfach zu erzählen“ (S. V/VI).

Wenn Niemann in seinem Vorwort die Bezeichnung „Oldenburgisches Münsterland“ neunmal offenbar ganz selbstverständlich gebrauchte, so hielt er es doch für nötig, in der „Einleitung“ eine Definition zu geben: „Als 'Oldenburgisches Münsterland' bezeichnet man jetzt zunächst die beiden, bis 1803 zum Hochstifte Münster gehörenden alten Ämter *Vechta* (mit Dinklage) und *Cloppenburg* (mit Löningen und Friesoythe). Dann wird auch das seit kurzem mit Vechta vereinigte Amt *Damme* dazugerechnet, über dessen Grenzen und Hoheitsrechte zwischen Osnabrück und Münster Jahrhunderte hindurch Streitigkeiten bestanden, welche erst nach der Vereinigung mit Oldenburg durch den Traktat von 1817 vollends zum Austrage gekommen sind“ (S. 1). Es sind die politischen Grenzziehungen von 1803 bzw. endgültig 1817, nach denen er sich bei seiner Begriffsbeschreibung richtete.

Diese Definition bekräftigte Karl Willoh, als er 1903 schrieb: „Wir sagen nicht: Das Münsterland 100 Jahre oldenburgisch, sondern: Die Münsterschen Ämter Vechta und Cloppenburg 100 Jahre oldenburgisch, denn die 1803 begonnene Gebietszuweisung wurde erst 1817 zu Ende geführt, und von da an reden wir von einem oldenburgischen Münsterlande“<sup>3)</sup>.

Genau genommen hat Niemann jedoch nicht die Geschichte des seit 1803/1817 existierenden oldenburgischen Münsterlandes, also der Verhältnisse des 19. Jahrhunderts geschrieben, was zu seiner Zeit „Zeitgeschichte“ gewesen wäre, sondern dessen „Vorgeschichte“, indem er seine Darstellung mit dem herzoglich-oldenburgischen Besitznahme- und Überweisungsprivileg vom 5. Mai 1817 abschloß, in welchem die mit Hannover vereinbarten Grenz- und Zuweisungsregelungen betreffend Twistringen, Goldenstedt, Damme und Neuenkirchen vollzogen wurden<sup>4)</sup>. Niemann faßte an dieser Stelle zusammen: „Somit ist die Hauptaufgabe dieser Arbeit gelöst. An der Hand der Geschichte haben wir die politische Entwicklung und Gestaltung während mehr als 1000 Jahre hindurch verfolgt in Bezug auf die Landesteile, welche schließlich dem Herzogtume Oldenburg zugelegt sind und jetzt gewöhnlich wegen ihrer früheren Zugehörigkeit genannt werden 'das Oldenburgische Münsterland'<sup>5)</sup>.

---

---

Was hatte dazu geführt, daß diese Bezeichnung „gewöhnlich“, also geläufig und selbstverständlich werden konnte?

## Vom „Münsterland“ zum „oldenburgischen Münsterland“

Zuerst sei der Blick auf den Namensbestandteil „Münsterland“ geworfen. „Münsterland“, „Münsterländer“, „münsterländisch“ und „münstersch“ haben sich von Anfang an behaupten können. Ein Reisender schrieb im Jahre 1803, als die Ämter Cloppenburg und Vechta gerade von dem untergegangenen Fürstbistum Münster an das Herzogtum Oldenburg gefallen waren, das damals von Herzog Peter Friedrich Ludwig (1785 - 1829) regiert wurde<sup>6)</sup>: „Freuen wird sich jeder Menschenfreund, daß das Streben dieses Fürsten, glückliche Unterthanen zu machen, an dem seinem Lande einverleibten Teile des Münsterlandes gegenwärtig einen neuen und vergrößerten Wirkungskreis erhalten hat“<sup>7)</sup>.

Hier war mit Münsterland das kurz zuvor noch selbständige Territorium gemeint. Im Besitznahmepatent des Herzogs vom 30. Juni 1803 und in seinem „Vorläufigen Normativ“ für die Regelung der kirchlichen Verwaltung vom 2. August 1803 war die Rede von den „beiden bisher Münsterschen Ämter(n) Vechta und Cloppenburg“ bzw. von den „beiden vormals Münsterschen Aemtern“<sup>7a)</sup>. Doch der Name blieb an dem neuoldenburgischen Gebiet und seinen Bewohnern hängen. So sprach Joseph Mendelssohn über 40 Jahre später im Jahre 1845 von „dem erzkatholischen Münsterlande... die Kreise Vechta und Kloppenburg umfassend“<sup>8)</sup>. Mit „erzkatholisch“ war das konfessionelle Unterscheidungsmerkmal genannt, das dieses Gebiet und seine Bewohner vom protestantisch-lutherischen nördlichen Altoldenburg trennte. Es war ganz wesentlich der Konfessionsunterschied, der auch eine wechselseitige kulturelle und soziale Fremdheit, mit der Unverständnis, Mißverständnisse und Mißtrauen einhergingen, zwischen den südlichen und den nördlichen Landesteilen bewirkte<sup>9)</sup>. 1849 im 2. Oldenburgischen Landtag nannte der nordoldenburgische Abgeordnete Maximilian Heinrich Rüder die Münsterländer und Birkenfelder Abgeordneten in einem Zuge als Sondergruppen innerhalb der Versammlung<sup>10)</sup>. Das Bemerkenswerte daran ist, daß die Abgeordneten aus dem münsterländischen Gebiet, das im unmittelbaren räumlichen Verbund zum Herzogtum Oldenburg gehörte, sich in den Augen Rüders so sehr als eine Gruppe mit ausgeprägter eigener politischer Haltung darstellten, daß

---

---

er sie mit den Abgeordneten aus dem Hunderte von Kilometern entfernt liegenden Ländchen Birkenfeld an der Nahe, das 1815 als Exklave dem Großherzogtum Oldenburg zugeschlagen worden war, in eine Reihe stellte. Deutlicher konnten Besonderheit und Distanz kaum zum Ausdruck gebracht werden.

Die Erweiterung der gängigen Bezeichnung „Münsterland“ zu „Das oldenburgische Münsterland“ taucht in der landesbeschreibenden Literatur 1863 auf. Sie findet sich als Kapitelüberschrift in dem Buch „Das Großherzogtum Oldenburg. Topographisch-statistische Beschreibung desselben. Oldenburg 1863“ von K. G. Böse. Dieser schrieb: „Daß das oldenburgische Münsterland der jüngste Teil unseres Herzogtums ist, und daß es durch weite Moore, durch Flußläufe und Heideflächen von dem übrigen Herzogtum geschieden wird, ist schon bekannt“ (S. 510). Böse wies ferner auf „die geringe Zahl von Verbindungsstraßen mit den älteren Teilen des Herzogtums“ und auf den geringen Verkehr auf diesen hin, zumal „nur eine einzige dieser Straßen eine Kunststraße“ sei (ebd.), und kam zu dem Schluß: „alles beweist den noch immer geringen Zusammenhang, namentlich die noch immer verhältnismäßig geringe Verschmelzung der beiderseitigen Bevölkerungen mit ihren Interessen“ (S. 511).

Er erwähnte aber nicht nur die naturräumliche Trennung und schwache Verkehrsverbindung zwischen Nord und Süd, sondern hob auch hervor: „Gar anders als im übrigen Herzogtum haben sich auch im Münsterland durch ein Jahrtausend hindurch alle Verhältnisse des bürgerlichen Wesens wie des Staatslebens entwickelt“ (S. 511). Neben der Prägekraft eines jahrhundertealten politisch-territorialen Verbundes brachte Böse aber auch die gegenwärtigen kirchlich-konfessionellen Verhältnisse zur Sprache: „Die kirchlichen Verhältnisse der katholischen Gemeinden Münsterlands werden nach wie vor von Münster aus geleitet“ (S. 525). Zur Konfessionsverteilung der „Bevölkerung Münsterlands nach der Zählung von 1858“ nannte er folgende Zahlen: Katholiken 96,21 %, Lutheraner 3,62 %, Reformierte 0,03 %, andere Christen 0,01 %, Juden 0,13 % (S. 526). Faßt man Böses Aussagen zusammen, so hatten Natur und Geschichte eine Barriere zwischen das Münsterland und Altoldenburg gelegt.

Belegte Böse 1863 die südlichen Ämter Friesoythe, Cloppenburg, Lönigen, Vechta, Steinfeld und Damme mit dem Namen „das Oldenburgische Münsterland“, so hatten sich einige Jahre zuvor die „Statistischen Nachrichten über das Großherzogtum Oldenburg“ einer anderen Einteilung des Herzogtums bedient, die in erster

---

---

Linie auf naturräumliche Gegebenheiten Bezug nahm. Es wurde unterschieden: „I. Die alt-oldenburgische und jeversche Marsch“; „II. Die alt-oldenburgische und jeversche Geest, einschließlich Wildeshausen“; „III. Die vormals münstersche Geest“<sup>(11)</sup>.

Diese Terminologie der staatlichen Statistik findet sich dann auch auf der Karte zum Artikel „Oldenburg“ in Meyers Konversations-Lexikon 1890, wo das Land aufgeteilt ist in „Marsch“, „Oldenburger Geest“ und „Münstersche Geest“<sup>(12)</sup>. In dem Artikel selbst ist von „dem südlichen Teil des Herzogtums O., dem oldenburgischen (kathol.) Münsterland“ die Rede<sup>(13)</sup>. In einem überregionalen Nachschlagewerk war der genauer zuordnende Zusatz „oldenburgisch“ zu „Münsterland“ angebracht, um eine Verwechslung mit dem zur preußischen Provinz Westfalen gehörigen Münsterland zu vermeiden<sup>(14)</sup>. Diese Absicht könnte auch K. G. Böse 1863 zur Verwendung der Bezeichnung „oldenburgisches Münsterland“ bewegt haben. Denn bloß inneroldenburgisch wäre der erweiterte Name nicht unbedingt erforderlich gewesen.

In Regierung, Verwaltung und Landtag ist es in der zweiten Jahrhunderthälfte nicht zu einem einheitlichen Sprachgebrauch zur Bezeichnung der ehemals münsterschen Ämter und ihrer Bewohner gekommen. Als es in den 1860er Jahren um eine staatliche Unterstützung der in Cloppenburg privat betriebenen sog. Ackerbauschule ging, war in einem Schreiben des Staatsministeriums an den Landtag vom 4. Februar 1867 die Rede vom „Bedürfnis einer landwirtschaftlichen Lehranstalt für das Münsterland“ und von einem „landwirtschaftlichen Fachunterricht für das Münsterland“<sup>(15)</sup>.

In der Diskussion über die Streckenführung der Paris-Hamburger Bahn, die nach oldenburgischem Wunsch auf dem Streckenabschnitt Osnabrück-Diepholz über oldenburgisches Gebiet, und zwar über Damme, laufen sollte, was bekanntlich von Preußen nicht erreicht werden konnte, forderte der Dammer Abgeordnete Anton Russell die Staatsregierung im Landtag am 11. März 1867 auf, keine Opfer zu scheuen, um die Bahn „durch den Süden des Landes zu leiten“<sup>(16)</sup>. Am 23. Juli 1868 sagte Russel am gleichen Ort: „Mit Hoffen und Bangen habe man seit langem in den südlichen Landesteilen die Frage einer Südbahn... verfolgt“<sup>(17)</sup>. Ein münsterländischer Abgeordneter bediente sich hier also einer rein geographischen Bezeichnung.

Zwanzig Jahre später, im Dezember 1887, sprachen in Debatten über Schulangelegenheiten (Schulgeld; Sommerschule) sowohl

---

---

altoldenburgische wie münsterländische Abgeordnete vom „Münsterlande“ und von den „Münsterländischen Abgeordneten“, aber auch vom „Süden des Herzogtums“<sup>18)</sup>. Historischer Name und geographische Bezeichnung wurden also nebeneinander verwendet.

## Zeitungen und ihre Namen

Da Zeitungen in der Regel nicht nur der Information dienen, sondern — absichtlich oder beiläufig — auch meinungs- und begriffsbildend wirken, sei ein Blick auf deren mögliche Bedeutung für die Ausprägung und Verbreitung des Namens „Oldenburger Münsterland“ geworfen.

Seit dem 1. Januar 1859 erschien in Vechta die „Neue Zeitung“. Mit zwei wöchentlichen Ausgaben war sie die erste „richtige“ Zeitung, die in Vechta herausgegeben wurde<sup>19)</sup>. Die aus der Vereinigung des „Sonntagsblattes“ und des „Religiösen und politischen Blattes“ hervorgegangene „Neue Zeitung“ trug den Untertitel „Für den katholischen Teil Oldenburgs“. Dieser bezeichnete einerseits den weltanschaulichen Standpunkt, zugleich aber bei der damals im Herzogtum gegebenen Konfessionsverteilung die ehemals münsterschen Ämter als das Verbreitungsgebiet der Zeitung.

Diese legte, um sich einwurzeln zu können, besonderen Wert auf die lokale Berichterstattung. In der Grundlinie war ihr Programm kirchlich-konfessionell bestimmt. Man werde „allen unberechtigten Angriffen auf kirchliche Institutionen, Personen und Lebensäußerungen, allen Entstellungen und Unwahrheiten, welche von öffentlichen Blättern der verschiedensten Farbe nur zu oft als beliebte Waffen gegen den Katholizismus gehandhabt werden, sowie solche in unserem Bereich vorkommen, mit Entschiedenheit entgegenzutreten“<sup>20)</sup>.

Das vorausgegangene „Sonntagsblatt“ hatte zumindest vorübergehend, nämlich im Revolutionsjahr 1848, einen stärker allgemeinen politischen Akzent seiner Redaktionsarbeit zu setzen versucht. Nach einem Redaktionswechsel hieß es in der Ausgabe vom 12. März 1848: „Als die Redaction zusammentrat, war sie überzeugt davon, daß die politische Bildung in unseren beiden münsterschen Kreisen noch sehr zurück sei, daß es aber auch nur einer zweckmäßigen Anregung bedürfen werde, den politischen Schlaf zu verdrängen, und Teilnahme am Staats- und Gemeindeleben zu wecken. Dabei ging sie von dem Gedanken aus, daß die

---

---

Interessen der Kreise Vechta und Cloppenburg vorzugsweise zu vertreten seien, damit die Teilnahme eine regere werde, und wir nicht gehörigen Orts unbeachtet blieben, weil der Glaube vorhanden sein könne, daß wir keine Wünsche nach Änderungen und Verbesserungen hätten“<sup>21)</sup>. Hielt das „Sonntagsblatt“ also „Hebung des Gemeinsinns und Vertretung unseres Interesses“ für seine Aufgabe, wie andere „Blätter im übrigen Herzogtum“ das auch täten, so geschah dies auch aus dem Bewußtsein einer besonderen Lage der „beiden münsterischen Kreise“ und im Blick auf „unser politisches Verhältnis zu Oldenburg“<sup>22)</sup>.

Wenn hier mangelndes Interesse an „politischer Bildung“ und Teilnahme und an dem, was unter dem Namen „Oldenburg“ zusammengefaßt war<sup>23)</sup>, festgestellt und beklagt wurde, so muß man sich vor Augen halten, daß Oldenburg bis zur Revolution von 1848/49 zu den Staaten des Deutschen Bundes zählte, die in einem aufgeklärt-bürokratischen Absolutismus ohne Verfassung und Parlament regiert wurden. So war politische Teilnahme in Form parlamentarischer Vertretung gar nicht möglich<sup>24)</sup>.

1860 fiel dem späteren Oldenburger Minister Günther Jansen (1831 - 1914), als er in Lönigen eine Zeitlang den Amtmann zu vertreten hatte, besonders die Tatsache auf, „daß die Landeshauptstadt Oldenburg, die für die nördlichen Ämter den natürlichen Mittelpunkt bildete, im Bewußtsein der Löninger wie überhaupt des Oldenburger Münsterlandes kaum eine Rolle spielte. Um so stärker richteten sich die Blicke der Bevölkerung nach Münster, ... Man begegnete oldenburgischen Zeitungen nur in der Amtsstube, sonst aber sah man westfälische Zeitungen mit stark klerikaler Färbung“<sup>25)</sup>.

Sollten Zeitungen aus dem Norden, vor allem die „Oldenburger Zeitung“ und die „Weser-Zeitung“ aus Bremen in den 1850er und 1860er Jahren aber noch etwas stärker verbreitet gewesen sein, als Jansen den Eindruck hatte<sup>26)</sup>, so verloren diese seit der Herausdrängung Österreichs aus dem deutschen Staatsverbund durch Preußen 1866 und vollends seit dem Kulturkampf bis in die 1880er Jahre hinein fast alle ihre Leser, weil ihre nationalliberale und kulturkämpferische Einstellung den Auffassungen der Münsterländer völlig zuwiderlief<sup>27)</sup>.

In dieser Situation der politischen Polarisierung scheinen auch das Bedürfnis und der Wille nach einheimischen Zeitungen gewachsen zu sein. Neben der „Neuen Zeitung“ in Vechta wurde nämlich nun erstmals auch in Cloppenburg eine Zeitung herausgegeben, die von 1872 bis 1875 mit dem Namen „Der Münsterlän-

---

der“ erschien. Dieser Zeitungstitel sprach die regionale Zielgruppe des Blattes an, gewiß in der Absicht, durch solche im Namerkundgetane Identifikation besonderen Anklang zu finden. Diese Namengebung wurde 1906 wieder aufgegriffen, als das „Wochenblatt für die Amtsbezirke Cloppenburg und Friesoythe“ in „Münsterländische Tageszeitung“ umbenannt wurde<sup>28)</sup>.

Als Kopfblatt des „Wochenblattes“ erschien von 1887 bis vermutlich Anfang der 1890er Jahre in Cloppenburg das „Oldenburger Volksblatt“. Hier wurde erstmals bei der Namenswahl einer im ehemals münsterschen Gebiet erscheinenden Zeitung über die bis dahin üblichen Ortsnamen (Cloppenburg, Friesoythe, Lönigen, Vechta) und auch über den regionalen Namen „Münsterland“ hinausgegriffen auf den Namen des Staates, dem man angehörte<sup>29)</sup>.

# Oldenburgische Volkszeitung.

Diese Zeitung erscheint:  
Dienstag, Donnerstag und Samstag.  
Sind Sonntagsblätter bei den Kapitularen 1714  
und sonst gewöhnlich 1,25 M., bei der Sub-  
1,25, mit Beilagen 1,50 M.

**Organ für das Oldenburgische Münsterland  
und die angrenzenden Kreise.**

Infektionspreis:  
Quartale und beim Vorzugehen, bei Erwerb  
Quartale und Wochen der Zeitung oder  
beim Jahre 10 M., mit anderen Bezahlen  
20 M. Bei Subscriptionen schicklicher  
Karten

Nr. 148.

Vechta, Dienstag den 2. Juli 1895.

I. Jahrgang.

Einige Jahre später geschah das auch in Vechta, wo am 1. Januar 1895 die „Oldenburgische Volkszeitung“ die „Vechtaer Zeitung“, wie die „Neue Zeitung“ sich seit 1882 nannte, ablöste. Gleich dreimal wechselte die „Oldenburgische Volkszeitung“ im ersten Erscheinungsjahr ihren Untertitel. „Die OV startete am 1. 1. 1895 sehr großspurig mit 'Centrumsorgan für Nordwestdeutschland', firmierte ab 2. Juli 1895 mit 'Organ für das Oldenburger Münsterland und die angrenzenden Gebiete', wechselte achtzehn Tage (!) später, am 20. 7., zu ‚Zentrumsorgan für das Oldenburger Münsterland und die angrenzenden Kreise‘...“<sup>30)</sup>.

Zwei Dinge sind an diesem Untertitel bemerkenswert. Erstens: Die Sprachform „Olden b u r g e r“ Münsterland tauchte hier erstmals in einem periodischen Publikationsorgan auf. Niemann hatte 1889 in seinem Buchtitel noch die Form „Oldenbur g i s c h e s Münsterland“ gebraucht. Vielleicht war für die Namensvariante im Untertitel der neuen Zeitung lediglich das Bestreben ausschlaggebend, eine Doppelung des Adjektivs „oldenburgisch“ zu vermeiden. Jedenfalls hat sich in der Folgezeit die Form „Oldenburger Münsterland“ gegen „oldenburgisches

Münsterland“ durchgesetzt; womöglich auch, weil sie um eine Silbe kürzer und etwas einfacher auszusprechen ist. Man wird die den Sprachgebrauch prägende Wirkung der Verwendung dieser Namensform in einem Zeitungsuntertitel wohl kaum überschätzen können, weil auf diesem Wege breite Bevölkerungskreise regelmäßig erreicht wurden.

Zweitens verstand die neue Zeitung sich als „Zentrumsorgan“. Das katholische Bekenntnis, durch das die münsterländischen Kreise sich seit ihrer Einverleibung in das Herzogtum Oldenburg von dessen protestantischen Gebieten abhoben und das „seine Wirkungen auf das sich bildende regionale Solidaritätsgefühl“ durch die Einrichtung des Bischöflich-Münsterschen Offizialats in Vechta (1831) verstärkt hatte<sup>31)</sup>, hatte in Reaktion auf den Kulturkampf in Preußen und im Deutschen Reich seit den 1870er Jahren auch in Oldenburg seine politische Form und Organisation in der Zentrumsparterie gefunden. Da münsterländische und katholische Sache damals weitgehend identisch waren, artikulierten sich das Selbstverständnis und der politische Wille des Oldenburger Münsterlandes gewissermaßen naturnotwendig im Zentrum als der Partei des politischen Katholizismus, die sich die Verteidigung der Freiheitsrechte und Interessen des sowohl im Reich wie in Oldenburg minderheitlichen katholischen Bevölkerungsteils und seiner Kirche zum Ziel gesetzt hatte<sup>32)</sup>.

So kann es nicht überraschen, daß sich auch das „Löninger Volksblatt“ (seit 1904), die „Münsterländische Tageszeitung“ (seit 1906) und die „Essener Zeitung“ (seit 1907) im Untertitel ausdrücklich als „Zentrumsorgan“ bezeichneten, wobei die „Münsterländische Tageszeitung“ ebenso wie schon vorher die „Oldenburgische Volkszeitung“ den Untertitel „Zentrumsorgan für das Oldenbur-

# Münsterländische Tageszeitung.

(Bormals Wochenblatt für die Amtsbezirke Cloppenburg und Friesoythe.)

**Zentrums-Organ**  
für das oldenburgische Münsterland.

**Erscheint**  
täglich mit Ausnahme bei Sonn- und Feiertage und kostet monatlich in Cloppenburg frei ins Haus 80 Pf., nach auswärts durch die Post bezogen ohne Befreiung 70 Pf.

**Insertionspreis**  
für die dreispaltige Zeitspalte aus dem Herzogtum Oldenburg 10 Pf., für auswärtige Inserate 20 Pf. Im Restemerkel die dreispaltige Zeitspalte 40 Pf.  
Hemruf Nr. 2

Nr. 12. (Die heutige Nummer umfaßt 8 Seiten.)
Cloppenburg, Montag, 17. Januar 1916.
88. Jahrgang.

---

ger Münsterland“ wählte<sup>33)</sup>. Sie verhalf damit dieser Namensform zu noch weiterer Verbreitung.

Daß die katholischen Münsterländer sich in ihrem Wahlverhalten mit Zentrumsstimmanteilen zwischen 64 und 94 Prozent<sup>34)</sup> und in ihrer Presse so entschieden der Partei des politischen Katholizismus zuwandten, hatte seinen Grund vornehmlich in gesamt-katholischer Solidarität mit ihren Konfessionsverwandten, die in anderen Staaten des Deutschen Reiches unter dem Kulturkampf zu leiden hatten, nicht aber in einer Unterdrückungssituation im eigenen Lande. „Wenn auch Oldenburg den wichtigsten Kulturkampfgesetzen des Reiches zustimmte, so haben doch Fürst und Staatsministerium sowie die katholische Kirche in Oldenburg alles vermieden, um ähnliche Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche wie in Preußen, Bayern, Hessen und Baden heraufzubeschwören. So ist das Großherzogtum das einzige Land mit einer katholischen Kirchenorganisation gewesen, in dem es in den 70er Jahren keinerlei Kampfmaßnahmen gegen die katholische Kirche gegeben hat. Das lag vor allem an der für den Staat günstigen Ausgangslage, daß die katholische Kirche im Herzogtum seit den 1830er Jahren einer strengen Staatsaufsicht unterstellt war, die auch durch die Revolution nicht nachhaltig gelockert worden war“<sup>35)</sup>.

Hauptsächlich wohl das Ausbleiben des Kulturkampfes und der Schutz des konfessionellen Schulwesens haben bewirkt, „daß sich die katholische Bevölkerung des Münsterlandes zunehmend mit dem oldenburgischen Staat zu identifizieren begann, und das, obwohl die Katholiken in den höheren Beamtenpositionen und selbst bei den Amtshauptmannstellen in Süldenburg eindeutig unterrepräsentiert blieben. Noch 1919 warf ein katholischer Abgeordneter der früheren Regierung vor, sie habe 'es niemals verstanden, sich das volle Vertrauen der Münsterländer zu gewinnen'. Da kein Katholik ein Ministeramt erlangt hatte, sei das Münsterland 'von der Regierung... so gut wie ausgeschlossen' gewesen“<sup>36)</sup>.

Vor diesem politischen Hintergrund konnte das Einverständnis mit dem Staat im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auch dadurch zum Ausdruck gebracht werden, daß man der in der historischen Tradition und der fortdauernden kirchlich-administrativen Zugehörigkeit zum Bistum Münster gründenden Selbstbezeichnung „Münsterland“ und „Münsterländer“ nun den Staatsnamen hinzufügte und sich „Oldenburgisches“ bzw. „Oldenburger Münsterland“ nannte. Die Aufnahme dieses neuen Namens,

---

der die Verbindung des Staatsnamens mit dem historisch-regionalen Namen darstellte, in Buch- und Zeitungstitel seit 1889 wird man als Ausdruck gewachsener Identifizierung der Region mit dem Staat werten dürfen.

### Der „Heimatsbund für das Oldenburger Münsterland“

Hatte das Hundertjahrjubiläum der Zugehörigkeit zu Oldenburg im Jahre 1903 noch ganz im Zeichen der Monarchie und des Fürstenlobes gestanden<sup>37)</sup>, so galt es nach der Revolution von 1918, die aus Oldenburg einen „Freistaat“ werden ließ, in der neuen republikanisch-demokratischen Ordnung historische Tradition und Eigenart, Selbstverständnis und Auffassungswelt des Münsterlandes zu sichern. Dem sollte neben den fortbestehenden und -wirkenden Institutionen wie der Kirche und der Zentrumspartei der am 8. Dezember 1919 in Vechta gegründete „Heimatsbund für das Oldenburger Münsterland“ dienen. Seine Aufgabe beschrieb der Leiter der Gründungsversammlung, Pfarrer Hackmann, so: „Der Heimatsbund soll ein Baustein sein zum Aufbau des großen Vaterlandes. Im engeren Kreise müssen wir das üben, was wir gegen das größere Vaterland schuldig sind. Unsere münsterländische Eigenart müssen wir zu wahren suchen“<sup>38)</sup>.



# Heimatblätter

Zeitschrift des „Heimatsbundes für das Oldenburger Münsterland“

Erscheint monatlich als Beilage zur Oldenburgischen Volkszeitung. Der wertvolle Inhalt wegen empfiehlt es sich, das Blatt anzubestellen.

Schriftleiter: Dr. Herben in Döbje bei Vechta. — Druck und Verlag: Vechter Druckerei u. Verlag G. u. K. G. — Geschäftsleiter H. Sommerfeld.

|           |                       |              |
|-----------|-----------------------|--------------|
| 1. Nummer | Vechta 1920, Juli 29: | 1. Jahrgang. |
|-----------|-----------------------|--------------|

**Inhalt:** Heimatsbund und Heimatblätter. (Ein Gedenkwort von H. J.) — Die Glocken von Vechta. — Die alte Kirche in Langsöden. — Dechant Dr. Johann Engelbert Wallf. — Strelhänge durch das Amt Vechta. (Von Prof. Dr. G. Reinke.) — Kleine Geschichten und Erzählungen: Zwei Hafengeschichten. — Plattdeutsche Sprichwörter. (Gesammelt von Elisabeth Reinke.) — Gedichte.

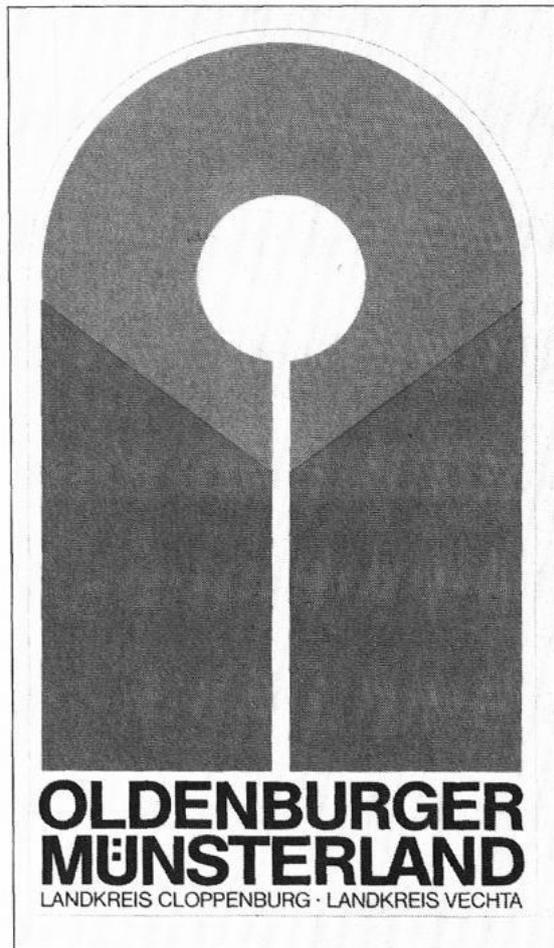


Diesem Ziel sollten auch die seit Juli 1920 in regelmäßigen Abständen als Beilage der „Oldenburgischen Volkszeitung“ erscheinenden „Heimatblätter“ dienen, die laut Untertitel die „Zeitschrift des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland“ waren und noch heute fortbestehen.

Die vom Heimatbund gewählte Namensform „Oldenburger Münsterland“ wurde nun vollends selbstverständlich und fand in den 1920er Jahren Eingang in die Titel stark verbreiteter Veröffentlichungen wie Georg Reinkes „Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland“ (7 Hefte. Vechta 1920 - 1931) und Johannes Ostendorfs „Die niederen Schulen des Oldenburger Münsterlandes“ (Vechta 1924).

Nachdem der Heimatbund seine Arbeit nach dem Zusammenbruch von 1945 im Jahre 1950 wieder aufgenommen hatte, gab er seit 1952 den „Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland“ heraus, der ab 1969 in das „Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland“ umgewandelt wurde. Über „Aufgabe und Zweck“ sagt die heute geltende, am 26. April 1975 beschlossene Satzung (§ 2): „Der Heimatbund erstreckt seine Tätigkeit vornehmlich auf das Oldenburger Münsterland und betrachtet es als seine besondere Aufgabe, das Verständnis für das Oldenburger Münsterland innerhalb und außerhalb seiner Grenzen zu verbreiten. Er will die Liebe zur Heimat wecken und fördern, die Eigenart des Oldenburger Münsterlandes erforschen, erhalten, weiterentwickeln und die heimatlichen Kulturbelange vertreten“.

Die „Grenzen“ des Oldenburger Münsterlandes werden hier als so selbstverständlich bekannt vorausgesetzt, daß sie nicht umschrieben werden.



---

Erst vor kurzem haben die beiden Landkreise Cloppenburg und Vechta eine Frankfurter Werbeagentur mit einer Kampagne beauftragt, die — wohl nicht zuletzt in wirtschaftsfördernder Absicht — der Pflege des Ansehens und Rufes dieser Region dienen soll. Dabei hat man bewußt den Begriff „Oldenburger Münsterland“ gewählt, der „Markenzeichen“ sein soll. Man hat dafür ein abstrakt-geometrisches Zeichen geschaffen, das über dem Namen „Oldenburger Münsterland“ die übereinandergestellten Buchstaben O und M zeigt<sup>39)</sup>. Hier erfolgt ein werblich-„strategischer“ Einsatz des Namens und Begriffs „Oldenburger Münsterland“, der sich dessen Selbstverständlichkeit im historisch-kulturellen Sprachgebrauch zunutze machen möchte.

Zu der Frage, wie es zu solcher Selbstverständlichkeit des Begriffes kommen konnte, wollten diese Notizen zur Entstehung und Verbreitung des Namens „Oldenburger Münsterland“ einen kleinen Beitrag leisten. Sie erheben nicht den Anspruch einer systematischen und vollständigen Untersuchung, mögen aber als Zusammenstellung von Lesefrüchten und Beobachtungen ihren Wert haben.

#### Anmerkungen

- 1) Neudruck Leer 1976.
- 2) C. H. Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster und der angränzenden Grafschaften Diepholz, Wildeshausen etc. Ein Beitrag zur Geschichte und Verfassung Westphalens. 3 Bde. Vechta 1840 - 1852.
- 3) Karl Willoh, Die münsterschen Ämter Vechta und Cloppenburg hundert Jahre oldenburgisch. Zur Erinnerung an den 18./20. Juli 1803. In: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 12, 1903, S. 7 - 19; hier S. 7.
- 4) Wortlaut: Band II, S. 73 - 75.
- 5) Band II, S. 75. — Niemann hat mit seinem Buch das Gegen- und Ergänzungsstück geliefert zu Johann Bernhard Diepenbrocks „Geschichte des vormaligen münsterschen Amtes Meppen oder des jetzigen hannoverschen Herzogthums Arenberg-Meppen“ (1839; 2. Aufl. 1885; Neudruck Münster o. J.), die ebenfalls bis 1803 reicht. Dagegen stellt C. H. Nieberdings „Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster“ ein Gegenstück dar zu Clemens August Behnes' „Beiträge zur Geschichte und Verfassung des ehemaligen Niederstifts Münster, als der früheren Ämter Meppen, Cloppenburg und Vechta, mit Urkunden“ (Emden 1830; Neudruck 1974). Es ist bemerkenswert, daß der Name „Münsterland“ („münsterländisch“, „münsterisch“) sich bei der Bezeichnung des Gebietes des Amtes Meppen im 19. Jahrhundert im Unterschied zu Cloppenburg und Vechta nicht gehalten hat. Das dürfte einmal daran gelegen haben, daß dieses Amt schon sehr früh (ab etwa 1400) zu münsterscher Zeit auch als „Emsland“ bezeichnet wurde, ein Name, der im 20. Jahrhundert auch auf das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Lingen übergriffen hat. Zum zweiten hat die Zuweisung des Amtes an den Herzog von Arenberg (1803) die neue Bezeichnung „Arenberg-Meppen“ zur Folge gehabt, so daß auch bei der staatsrechtlichen Eingliederung dieses Gebietes in das Königreich Hannover (1815) etwa eine Bezeichnung „hannoversches Münsterland“ nicht hat aufkommen können.
- 6) Vgl. Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg. Beiträge zur oldenburgischen Landesgeschichte um 1800. Hrsg. von Heinrich Schmidt. Oldenburg 1979.



- 
- 7) Ohne Namensnennung des Autors zitiert bei Emil Pleitner, Oldenburg im 19. Jahrhundert. Erster Band. Von 1800 - 1849. Oldenburg 1899, S. 71.
  - 7a) Faksimile-Abdruck bei Hans Schlömer, 175 Jahre Oldenburger Münsterland. Die Ämter Vechta und Cloppenburg kamen 1803 zu Oldenburg. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1979, S. 9 - 16.
  - 8) Joseph Mendelssohn, Eine Ecke Deutschlands. Reisesilhouetten, Oldenburger Bilder, Charaktere und Zustände. Oldenburg 1845 (Neudruck Leer 1979), S. 36.
  - 9) Vgl. Hermann Lübbling, Süddoldenburgische Verhältnisse um 1850 in protestantischer Sicht. In: Oldenburger Jahrbuch 55, 1955, S. 47 - 62.
  - 10) Monika Wegmann-Fetsch, Die Revolution von 1848 im Großherzogtum Oldenburg. Oldenburg 1974, S. 234.
  - 11) 2. Heft: Stand der Bevölkerung im Großherzogtum Oldenburg nach der Zählung von 1855. Oldenburg 1857, S. 32 - 34.
  - 12) 4. Aufl., Bd. 12. Leipzig und Wien 1890, zwischen Seite 362 und 363. — 1938 hat Meyers großer Hausatlas. Hrsg. von Edgar Lehmann. Leipzig 1938, Karte 10 im südlichen Oldenburg die Eintragung „Münsterland“. Für das ehemals münstersche Amt Meppen, zu diesem Zeitpunkt der preußischen Provinz Hannover zugehörig, findet sich hier (noch oder wieder?) die Eintragung „Arenberg-Meppen“, nicht etwa „Emsland“.
  - 13) Wie Anm. 12, S. 363.
  - 14) Einen Artikel „Münsterland“ für den an Preußen gefallenem oberstiftischen Anteil des Fürstbistums Münster gab es übrigens in Meyers Konversations-Lexikon nicht; in dem Artikel „Münster“, der das ehemalige Fürstbistum behandelte, kam das Wort „Münsterland“ ebenfalls nicht vor (Bd. 11, 1890, S. 886); auch in der Karte zum Artikel „Westfalen“ ist der Name „Münsterland“ nicht eingetragen, während er in dem Artikel selbst vorkommt (Bd. 16, 1890, S. 556). Auch das Stichwort „Emsland“ fehlte.
  - 15) Anlagen zu den Protokollen und Berichten über die Verhandlungen des XV. Landtags des Großherzogtums Oldenburg. Oldenburg 1867, Anlage Nr. 76 (S. 367 - 369).
  - 16) Bericht über die Verhandlungen des XV. Landtags des Großherzogtums Oldenburg. Oldenburg 1867; 1. Versammlung, S. 170.
  - 17) Wie Anm. 16: 3. Versammlung, S. 208.
  - 18) Bericht über die Verhandlungen des XXIII. Landtags des Großherzogtums Oldenburg, 13. Sitzung (16. 12. 1887) und 16. Sitzung (20. 12. 1887).
  - 19) Das seit 1834 erscheinende „Sonntagsblatt, eine Wochenschrift für alle Stände“ (später: „für den Bürger und Landmann“), „Der Hausfreund des katholischen Bürgers und Landmanns“ (1843 - 1852) und „Das religiöse und politische Blatt“ (1854 - 1859) waren Wochenblätter (Hermann Wegmann, 150 Jahre Oldenburgische Volkszeitung. Festschrift zu ihrem Jubiläum. Vechta 1984, S. 50 - 59).
  - 20) Zitiert bei Wegmann (wie Anm. 19), S. 59.
  - 21) Als Faksimile bei Wegmann, S. 56.
  - 22) Es wurde sodann die ganze Palette der politischen Gegenstände vom Münzwesen über Grundsteuer, „Verhältniß der Heuerleute und Colonen“, Armenpflege bis zu den Kirchen- und Schulvorständen stichwortartig ausgebreitet.
  - 23) Vergleichbar im Sprachgebrauch z. B. früher „Berlin“, heute „Bonn“ als Bezeichnung für die Regierungszentrale und den politischen Betrieb.
  - 24) Friedrich Wilhelm Schaer und Albrecht Eckhardt, Herzogtum und Großherzogtum Oldenburg im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (1773 - 1847). In: Geschichte des Landes Oldenburg. Hrsg. von Albrecht Eckhardt und Heinrich Schmidt. Oldenburg 1987, S. 271 - 331.
  - 25) Lübbling (wie Anm. 9), S. 56.
  - 26) So hieß es 1885 in einem Bericht in der „Vechtaer Zeitung“, wie die „Neue Zeitung“ seit dem 4. April 1882 hieß, aus Lönningen (Nr. 86): „In den früheren Jahren beherrschten hier zwei Blätter das Terrain: die Weser- und die Oldenburger Zeitung. ...In den 50er Jahren fand man die Oldenburgerin auf den Tischen von Familien, die nichts weniger als laue Christen waren, die sich aber heute schämen würden, ein solches Blatt sich ins Haus bringen zu lassen. ...Zudem fehlte es an täglich erscheinenden billigen katholischen Zei-
-

- tungen. Geistliche und einige wenige andere hielten die Kölnischen Blätter, jetzt Kölnische Volkszeitung. Nächst der Weser- und Oldenburger Zeitung hatte die Vechtaer, damals 'Neue Zeitung', die meisten Abonnenten. Sie fand sich zumeist in den Händen der Lehrer und solcher, die nach Vechta hin verwandt oder bekannt waren“. Vechta wurde in dieser Zuschrift als „Metropole des Münsterlandes“ bezeichnet (zit. nach Wegmann, S. 66).
- 27) So in dem in der vorigen Anmerkung zitierten Bericht. — Im Münsterland waren das Mißtrauen und die Antipathie gegen ein expansives „Großpreußentum“ besonders stark ausgeprägt, wie etwa die Rede des Dammer Abgeordneten Anton Russell im Landtag am 4. Juli 1866 zeigt. (Oldenburger Landtagsreden. Hrsg. von Albrecht Eckhardt. Göttingen 1978, S. 20 - 23).
  - 28) 1881 als „Wochenblatt für Stadt und Amt Cloppenburg“ gegründet, trug es den erweiterten Namen seit 1885 (Walter Barton, Bibliographie der oldenburgischen Presse. Teil I, Abschnitt 2, 1: Die Zeitungen der mittel- und südoldenburgischen Landkreise Ammerland, Oldenburg, Cloppenburg und Vechta, In: Oldenburger Jahrbuch 58, 1959, S. 55 - 78; hier S. 58).
  - 29) Angaben nach Barton (wie Anm. 28), S. 58f.
  - 30) Wegmann, S. 70. — Durch die 1897 erfolgende Erweiterung des Untertitels um „Vechtaer Zeitung — Dammer Nachrichten“ wurden zugleich die räumlichen Schwerpunkte der Verbreitung kenntlich.
  - 31) Heinrich Schmidt, 175 Jahre Oldenburger Münsterland. Oldenburg 1979, S. 14f; Zitat S. 15. — Vgl. auch Joachim Kuropka, Zur historischen Identität des Oldenburger Münsterlandes. Münster 1982, S. 25 - 27. — Heinz-Joachim Schulze meint, indem es Herzog Peter Friedrich Ludwig gelungen sei, durch die von ihm vorbereitete Offizialats-Lösung dem Oldenburger Anteil der Diözese Münster „eine kirchenrechtlich kaum noch akzeptable Selbständigkeit“ zu verschaffen, habe er „die Grundlage für eine ganz eigenständige Entwicklung des Oldenburger Münsterlandes“ gelegt, „das sich vom übrigen Münsterland entfernte, sich als oldenburgischer Landesteil fühlte und immer stärker in die oldenburgische Geschichte hineinwuchs..“ (Peter Friedrich Ludwig als Landesherr des Oldenburger Münsterlandes. In: Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg, wie Anm. 6, S. 181 - 199; hier S. 197).
  - 32) Im oldenburgischen Wahlkreis III, bestehend aus den Ämtern Delmenhorst, Berne, Wildeshausen, Vechta, Steinfeld, Damme, Cloppenburg, Lönningen, Friesoythe, in welchem der katholische Bevölkerungsanteil um 60 % lag, erzielte das Zentrum bei den Reichstagswahlen von 1871 bis 1912 Stimmenanteile zwischen 94,1 % (1881) und 64,3 % (1907); im ganzen Großherzogtum zwischen 47,8 % (1871) und 22,1 % (1912) (Albrecht Eckhardt, Der konstitutionelle Staat 1848 - 1918. In: Geschichte des Landes Oldenburg, wie Anm. 24, S. 333 - 402; hier S. 385, 395 - 397).
  - 33) Barton (wie Anm. 28), S. 58 - 60.
  - 34) Siehe Anm. 32.
  - 35) Eckhardt (wie Anm. 32), S. 372.
  - 36) Ebd., S. 373.
  - 37) Die „Oldenburgische Volkszeitung“ schrieb am 3. März 1903: „Der Herzog Peter Friedrich Ludwig aber wie seine Nachfolger, die Großherzöge Paul Friedrich August und Nikolaus Friedrich Peter sowie unser jetzt regierender Großherzog haben es mit glücklichem Erfolge erreicht, im Münsterlande wie in allen Teilen ihres Gebietes durch weise Gesetzgebung und ausgedehnte Akte staatlicher Fürsorge die Wohlfahrt des Volkes in dem Maße zu fördern, daß heute nach einem Jahrhundert oldenburgischer Herrschaft unser Landesteil sich nicht nur im Zustande einer erfreulichen Entwicklung des Wohlstandes befindet, sondern nicht minder mit aufrichtiger Befriedigung der Pflege und Fürsorge, wie seiner materiellen, so auch seiner ideellen Güter sich zu erfreuen hat“ (zitiert nach Willoh, wie Anm. 3, S. 18f.).
  - 38) Zitat in dem Artikel „Heimatbund für das Oldenburger Münsterland als Träger des Heimatgedankens in Südoldenburg“. In: Oldenburg. Ein heimatkundliches Nachschlagewerk. Zusammengestellt von Franz Hellbernd und Heinz Möller. Vechta 1965, S. 260f.
  - 39) Oldenburgische Volkszeitung vom 20. Februar 1988.

---

Heinz-Josef Prüllage

## 75 Jahre Heimat- und Verschönerungsverein Neuenkirchen

Die „Konstituierende Versammlung zur Gründung eines Verschönerungsvereins“ fand am 25. November 1913 im Lokal Reekers, Neuenkirchen, statt.

Unter Leitung des evangelischen Pastors Roth, der vielen Neuenkirchenern noch in guter Erinnerung ist, wurde auf dieser Gründungsversammlung ein Vorstand gewählt, der sich laut Protokoll wie folgt zusammensetzte: Kaufmann Gerhard Wehmeyer (1. Vorsitzender), Dr. Heuer (stellvertretender Vorsitzender), Bernhard Ortmann (Kassierer), Apotheker Tönjes (Schriftführer), Lehrer Wilkens (stellvertretender Schriftführer) und die Beisitzer Gärtner Petersen, Gärtner Niehaus, Kaufmann Thamann und Colon Hardinghaus.

Getragen von der gemeinsamen Idee, das Ortsbild Neuenkirchens zu pflegen und zu verschönern, wurde die zu erstellende Satzung angegangen. In § 1 der am 3. Dezember 1913 verabschiedeten Satzung heißt es:

*Der Verschönerungsverein Neuenkirchen verfolgt den Zweck, in Neuenkirchen und Umgebung Verschönerungen und Verbesserungen der Wege und Plätze zu bewirken, Anlagen, Anpflanzungen, Aussichtspunkte, Wegweiser und Ruhebänke an geeigneten Stellen zu schaffen und überhaupt dahin zu streben, Einwohnern und Besuchern Neuenkirchens und seiner Umgebung das Aufsuchen der landschaftlichen Schönheiten zu erleichtern.*

Wie dieses Vorhaben umgesetzt wurde, geht aus den knappen Hinweisen der weiteren Protokolle hervor. Es wurden Wege besichtigt, Wanderwege angelegt, Bäume gepflanzt, Ecken und Plätze aufgeräumt und Gräben gesäubert. Zeitliche Belege über die Ausführung dieser Arbeiten fehlen, ob sie noch vor oder nach dem Krieg verwirklicht wurden, ist nicht bekannt. Das gilt auch für eine mehrfach erwähnte Kastanie am Weg nach Damme.

---





*Wegearbeiten des Verschönerungsvereins Anfang 1922 in Hardinghausen. H. Hardinghaus, J. Schröder, H. Düthmann, B. Huesmann, J. Kramer, Fr. Lokenberg, L. Petersen, G. Müller, Fr. von Wahlde — Jungen unten: Lindemann, Tebbe, Henkenberens u. a. — oben: Müller, Huesmann, kl. Oevermann, Lipowski u. a.*

Ortsverschönerungen in diesem Sinne machten zwar einen großen Teil der Aktivitäten des Vereins aus, aber andere kamen bald hinzu. Mit besonderem Nachdruck setzte der Verein sich z. B. für die Herstellung und den Ausbau einer Ortsbeleuchtung ein, wie aus dem Briefwechsel mit den Niedersächsischen Kraftwerken hervorgeht. Zur Finanzierung dieses Vorhabens führte der Verschönerungsverein eine Spendensammlung durch, die beachtliche 1.366,- M erbrachte. Für die Anlage hatte man mit Kosten von ca. 1.000,- M gerechnet, für jede Brennstelle mit ca. 20,- M. Ausweislich einer Rechnung der Niedersächsischen Kraftwerke vom 30. April 1914 wurden für eine Erweiterung einschließlich vier Brennstellen 195,- M berechnet.

Das Ausrichten von Festen rundete die Vereinsaktivitäten ab. Schon wenige Monate nach der Vereinsgründung sollte zusammen mit dem Landwirtschaftlichen Verein ein Fest mit Verlosung stattfinden. In den Protokollen vom 8. Dezember 1913 und vom 2. Januar 1914 ist sorgfältig verzeichnet, von wem welche Spenden gestiftet wurden. Es waren mehrere Hühner und Hähne, eine Kaffeemühle, eine Flasche Magenbitter vom Apotheker Tönjes und

---

unter dem „Bravo“ der Versammlung ein Schwein von Herrn Wördemann dabei. Am 11. Februar fand das Fest im Saale Ortmann statt, für die Bewirtung sorgte jedoch der Wirt Schierberg. Er hatte Herrn Ortmann die Unkosten zu erstatten. Man war — wie heute — darauf bedacht, möglichst vielen Geschäftsleuten und Wirten gerecht zu werden. Die Versammlungen fanden demzufolge regelmäßig in verschiedenen Lokalen statt.

Zu diesem ersten Fest des Verschönerungsvereins hatten die Allgemeinen Elektromotoren-Werke Dortmund, Nebenstelle Osna-brück, ein gedrucktes Heft mit „Gemeinsamen Gesängen“ gestiftet. Werbung gab es auch damals. Wenn man von den Liedertexten ausgeht, muß das Fest von Heiterkeit und Besinnlichkeit geprägt gewesen sein. Neben „Heil Dir, oh Oldenburg“, „Heil Dir im Siegerkranz“ fanden wir „Ännchen von Tharau“ und „Oh Bauersmann, oh Bauersmann“. Vom letzten Lied, das nach der Melodie „Oh Tannenbaum“ gesungen wird, soll wegen aktueller Bedeutung ein kleiner Auszug wiedergegeben werden:

*Oh Bauersmann, oh Bauersmann,  
wie hast Du goldene Zeiten,  
die Schweine kosten 60 Mark, die Ferkel 30, ist zu stark,  
oh Bauersmann, oh Bauersmann, wie hast Du goldene Zeiten.  
Oh Bauersmann, oh Bauersmann,  
wie kannst schnell reich Du werden,  
bau Dir doch 'ne Mastanstalt, und Millionär wirst Du alsbald.*

In den Jahren des ersten Weltkrieges 1914/18 ruhte die Arbeit des Vereins. Das nächste Protokoll berichtet über eine Versammlung am 9. Februar 1919 bei Gemeindevorsteher Bernhard Huesmann. Von der Herrichtung eines Festplatzes am Armenhaus, dem Bau eines Aussichtsturmes auf dem Giersberg und der Anlegung von Wanderwegen in Wahlde war hier die Rede. Auf den trostlosen Zustand der Bahnhofsstraße wurde hingewiesen. Apotheker Schimmelfeder sprach sich für die innerörtliche Verschönerung aus. Er regte eine einheitliche Bauflucht für Neubauten an, wie im Sinne des heutigen Wettbewerbs „Unser Dorf soll schöner werden“. Die schönsten Vorgärten sollten prämiert werden. Mit dem Protokoll vom 9. Februar 1919 enden für die nächsten Jahre die Berichte über die Arbeit des Vereins.

Im Juni 1920 hat ein großes Trachtenfest, mit Umzug stattgefunden. Hiervon zeugen eine Reihe von Fotografien, eine handschriftliche Aufstellung über die Wagengruppen mit ihren Besatzungen und die Rechnung des „Arminius Verleihinstitut historischer Kostüme, J. Bleeker“. Es wurden 80 Kostüme ausgelie-

---



*Trachtenfest 1920. Vierspänner auf der Dorfstraße vor dem Hof mit Gastwirtschaft „Duschleer“ (heute Bockhorst); rechts Einmündung der Dammer Straße in Holdorfer Straße.*

hen. Einen großen Teil davon holte der Apotheker Schimmelfeder persönlich ab. Die restlichen Kostüme, sowie 8 Helme und 16 Degen wurden durch den Garderobier Knappheide vom Stadttheater Münster gebracht. Geliefert wurden Kostüme, z. B. für einen Herold, 4 Helebardiere, 4 Bauern um 1600, 4 Bauern um 1700, 4 Fuhrleute um 1600, 4 Kaufleute um 1600, 8 Schweden um 1600, 10 komische Musikanten, 2 Herren aus 1848, 2 Knaben und 2 Mädchen, 10 Bauern um 1813, ein Lakei, ein Kutscher, 1 Amtmann, 10 französische Soldaten um 1800, 2 Passagiere und 1 Paar Postillons. Die Kosten für die Kostüme betragen 1600 Mark. Eine beachtliche Summe, die aufgebracht werden mußte; aber die Bereitschaft, Kosten und Mühen auf sich zu nehmen, war — augenscheinlich — vorhanden. Es muß ein buntes Bild gewesen sein, welches sich in den noch nicht sehr ausgebauten, aber sicherlich festlich geschmückten Straßen und Wegen des Ortes zeigte. In der Aufstellung des Festzuges finden sich nahezu alle heimischen Namen. Die Bilder zeigen martialische Kerle zu Pferde und zu Fuß, „bessere Herren“ in einer Kutsche, Marketenderinnen, Hollandgänger, sowie Kilmer- und Stöckerdagwagen. Am 28. März 1927 wurde der Verein wieder ins Leben gerufen, wie es in einem Bericht heißt. Erster Vorsitzender wurde Colon Hardinghaus, Hardinghausen. Auch die übrigen Vorstandsämter wurden neu besetzt. Bei der Wiederbelebung des Vereins war Pastor Roth ebenfalls wieder aktiv dabei, die allgemeine Stim-

---

mung muß sehr gut gewesen sein, es ist von „Begeisterung“ die Rede. Die Aktivitäten waren sicherlich umfangreicher als die nun folgenden Jahresberichte. Wir lesen, daß der Verein 1931 dem „Verkehrsverband Oldenburgische Schweiz“, mit Sitz in Damme, dem „Wiehengebirgsverband Osnabrück“ und dem „Verkehrsverband Süd-Oldenburg“, mit Sitz in Vechta beitrug. Dabei wird hervorgehoben, daß jeder Verschönerungsverein selbständig weiterarbeitet.

Die Diskussion um den Bau eines Aussichtsturms wurde wieder aufgenommen, der Osterberg, der Giersberg und Harms Tannen — dort steht er heute — standen als Standort zur Debatte. Der damalige Bau fand auf einem Platz, dem „Lusthuesboll“, den Frieda Thamann zur Verfügung gestellt hatte, statt. Hier hatte bereits ihr Onkel vor ca. 50 Jahren ein sogenanntes „Lusthuesken“, eine Wirtschaft, die an Wochenenden im Sommer betrieben wurde. Die Stelle liegt 107,5 m über dem Meeresspiegel. Der Zimmermeister von Höne bekam den Auftrag, den Aussichtsturm zu bauen. Er wurde 14 m hoch, die Gesamtkosten betragen 470 RM, wovon das Amt Vechta 250 RM übernahm. Der Rest sollte durch eine Lotterie aufgebracht werden. Ob dieses gelang, ist nicht bekannt, denn am 18. Januar 1935 überwies die Gemeinde Neuenkirchen an den Verein für den Aussichtsturm 200 RM.

Die feierliche Einweihung fand am 19. Juni 1932 statt. Die Hauptstraße des Ortes war mit Fahnen geschmückt, mehrere hundert Personen fanden sich beim Aussichtsturm ein. Die Honoratioren der Umgebung, unter ihnen Amtshauptmann Haßkamp, waren ebenfalls erschienen. Den Presseberichten ist Begeisterung zu entnehmen, besonders hervorgehoben wurden die Verdienste des Vorsitzenden Hardinghaus. Dieser Einweihung muß eine große Gewichtigkeit beigemessen worden sein, denn in der Berichterstattung wurde aus dem plattdeutschen „Lusthuesboll“ der hochdeutsche „Lusthausberg“. Die Abkehr vom heimatlichen Platt besagt sicher keine Schmälerung der Liebe zur Heimat.

Anläßlich dieser Einweihung fand eine Versammlung des Verkehrsverbandes Süd-Oldenburg statt. Die Teilnehmer trafen sich nach einem Spaziergang durch die herrliche Neuenkirchener Bergmark auf dem Hof Hardinghaus. Der Männergesangsverein Neuenkirchen gab Proben seines Könnens. Auf dieser Tagung hielt Studienrat Dr. H. Ottenjann, Cloppenburg, einen Lichtbildervortrag über die Entwicklung und Eigenart des sächsischen Bauernhauses. Die Diele des Hauses konnte die vielen Zuhörer kaum bergen, deshalb wurde der Vortrag in die größere Scheune

---

---

verlegt. Mit „gespannter Aufmerksamkeit“ folgten alle den interessanten Ausführungen.

Vor dem Zeiten Weltkrieg war der „Heimat- und Verkehrsverein“, wie sich der Verein nun nannte, nicht mehr aktiv. Der Vorstand war trotz allem bemüht, den Verein aufrechtzuerhalten. Am 21. Januar 1935 richtete der damalige Schriftführer, Hauptlehrer Georg Vogelpohl, einen Aufruf an die „lieben Volksgenossen und Heimatfreunde“, in dem es hieß:

*Vergessen wir doch über allen großen Aufgaben in Land, Gau und Reich nicht die engste Heimat. Auch diese hat ihre Aufgaben; bitte unterstützt uns und bleibt uns treu!*

Ab 1938 wurden keine Beiträge mehr erhoben, es finden sich davor noch einige Vermerke über Beitragseinnahmen und -ausgaben, u. a. für Wegearbeiten. Am 31. August 1943 überwies Schriftführer Vogelpohl die Restsumme von 18,10 RM auf ein Konto bei der Spar- und Darlehnskasse und gab das Kontobuch an Herrn Hardinghaus ab.

Zur Wiederaufnahme der Vereinsarbeit kam es einige Jahre nach Kriegsende, der Initiator war Joseph Hardinghaus, der Sohn des vorherigen Vorsitzenden. Der „Heimat- und Verschönerungsverein“, wie er nun hieß, pflegte die Mitgliedschaft im Wiehengebirgsverband und trat 1954 dem Heimatbund für das Oldenburger Münsterland bei. Den wenigen Unterlagen aus den fünfziger und ersten sechziger Jahren sind Veranstaltungen wie Heimatabende und Wanderungen zu entnehmen, wie z. B. der Heimatabend im Jahre 1957, gestaltet von dem Heimatdichter Dr. Burwinkel. In dem Jahr wurden der 87-jährige Bäckermeister Bernhard Kreke und der 82-jährige Kunsttischler Heinrich Pohlmann wegen ihrer Verdienste um den Verein und um das Ansehen des Ortes zu Ehrenmitgliedern ernannt. Der Vortrag von Dr. Franke-Wien über Vogelschutz fand großen Anklang.

Bei Durchsicht der Vereinsunterlagen trifft man immer wieder auf Namen wie Fritz Müller, Hauptlehrer Hörmann und Dr. Heuer, die den Verein in diesem Zeitraum aktiv mitgetragen haben. Hauptlehrer Hörmann wandte sich mit großem Engagement der heimischen Natur und Landschaft zu. Er hat durch viele Filme, von denen der Heimat- und Verschönerungsverein Kopien besitzt, wertvolle Dokumente der heimischen Landschaft und des Ortsgeschehens geschaffen. Dr. Heuer, jahrzehntelang Ratsmitglied, Sohn des aktiven Gründungsmitglieds und Förderers des Heimatvereins, hat sich besonders um die Gestaltung der 800-Jahr-Feier Neuenkirchens verdient gemacht.

---



Neuenkirchen Ortsmitte 1987.

Foto: Karl-Heinz Geweke

Freigegeben am 2. 9. 1987 unter Nr. 0412 durch Bez.-Reg. Weser-Ems.

Die 800-Jahr-Feier 1959 war zweifellos ein Höhepunkt im heimatlichen Geschehen. Die Gemeinde übernahm die Durchführung, der Heimat- und Verschönerungsverein war aktiv beteiligt. Die Festakte fanden vom 27. bis zum 29. Juli 1959 statt. Der Festumzug war eine besondere Attraktion, in bunter Folge wurden historische Ereignisse, alte Einrichtungen, Sagen und Erzählungen, Sitten und Gebräuche dargestellt. Den Gefallenen der Kriege und der Ostvertreibung sowie den Ereignissen der Gegenwart waren ebenfalls Gruppen gewidmet. Der Umzug schloß mit der 49. Gruppe, die die Zukunft Neuenkirchens darstellte.

Zur 800-Jahr-Feier gab der Heimat- und Verschönerungsverein eine Festschrift heraus, die einen Überblick zur Geschichte Neuenkirchens gibt. Dem Leser werden hiermit aufschlußreiche Informationen über den Ort selbst, seinen früheren Bewohnern und deren Lebensbedingungen vermittelt. Heimatschriftsteller Alwin Schomaker, Langenteilen, bearbeitete diese Schrift, mitgearbeitet haben Georg Vogelpohl, Gerhard Hörmann, Otto Terheyden, Pater Oswald Rohling, Dr. Heuer und der Genealoge Lehrer Alois Tepe.

1967 gab Joseph Hardinghaus den Vorsitz ab, als Ehrenvorsitzender nahm er aber weiterhin am Vereinsleben teil. Sein Nachfolger wurde Hauptlehrer a. D. Joseph Prüllage, der im Oktober 1973

---

das Amt aus Altersgründen niederlegte und dem Verein als Ehrenvorsitzender weiterhin angehörte. Sein Nachfolger wurde Ernst Tepe, der 1979 verstarb. Bis 1984 führte dann Dr. Otto Weimer den Vorsitz. Danach übernahm der heutige Vorsitzende Clemens Jans-Wenstrup die Leitung. In die Aufzählung der Personen, die sich um die Vereinsarbeit verdient gemacht haben, gehört auch Gemeindedirektor Wienhold, der seit mehr als 20 Jahren den Verein als tatkräftiger und zuverlässiger Schriftführer hilfreich unterstützt.

Die Vereinsaktivitäten der letzten beiden Jahrzehnte sind vielfältiger geworden. Es fanden viele Wanderungen, Heimat-, Vortrags- und Klönabende statt. Alle Veranstaltungen und Mitgliederversammlungen wurden ordnungsgemäß durchgeführt. Erneut wurden Wege gesäubert und vom Wegewart Karl-Heinz Geweke gekennzeichnet. Im Bereich des Heimat- und Verschönerungsvereins gibt es mittlerweile ca. 35 km Wanderwege. Ein besonderer Schwerpunkt lag in den letzten Jahren – auf Initiative des Vorsitzenden Clemens Jans-Wenstrup und Erhard Pöhlking – bei der Darstellung des alten bäuerlichen Tagewerkes, u. a. wurden ein Dreschtag und ein Erntetag durchgeführt.

Da der Aussichtsturm auf dem Lusthuesboll Ende des Krieges wegen Baufälligkeit abgerissen wurde, kam das Thema „Aussichtsturm“ in den 60iger Jahren wieder immer mehr in den Vordergrund. Die Planung zur Errichtung eines Aussichtsturmes bei „Harms Tannen“ auf dem Steigenberg wurde wieder aktuell. Vom Museumsdirektor Prof. Dr. Hartung, Oldenburg, wurde ein Gutachten eingeholt, in dem für den 107 m ü. NN. auf dem Steigenberg liegenden Standort zusammenfassend festgestellt wurde, daß er einen *„einzigartigen Blickpunkt in geographisch-geologisch-landeskundlicher Hinsicht bildet, der erst durch die Errichtung eines Aussichtsturmes voll ausgeschöpft werden kann.“* Der Bau wurde daraufhin von öffentlicher Stelle gut bezuschußt, private Spenden kamen hinzu. Der Bau des neuen Aussichtsturmes konnte mit einem Aufwand von ca. 70.000,- DM erstellt werden.

Das 18 m hohe Bauwerk auf dem Steigenberg wurde von den Pionieren der 3. Kompanie des Pionierbatallions 11 der Bundeswehr aus 40,6 Festmetern Artland-Eichen zusammengefügt. Über insgesamt 96 Stufen erreicht man die oberste Plattform, von der die Oldenburger Fahne weht. Der Aussichtsturm gewährt einen herrlichen Fernblick. Weit im Süden ist der Fernsehturm von Schlepstrup zu sehen, im Osten ziehen sich die Höhenzüge der Stemmer Berge jenseits des Dümmers hin. Bei gutem Wetter sieht man

---

*Bau des  
Aussichtsturmes  
1972 — im Vorder-  
grund und auf der  
Plattform die  
Pioniere.  
(Richtfest)*



ohne Fernglas den Pfanni-Turm in Cloppenburg und viele Kirchtürme im weiten Rundblick.

Die offizielle bauliche Abnahme des Aussichtsturmes erfolgte am 14. November 1972, am Tag nach dem großen Orkan, den der neue Turm schadlos überstand. Am 20. Mai 1973 erfolgte die offizielle Freigabe durch den damaligen Vorsitzenden Prüllage.

Aus Anlaß des 75-jährigen Jubiläums des Heimat- und Verschönerungsvereins Neuenkirchen wurde die Sendung des NDR „Blick ins Land“ aus Neuenkirchen gesendet. Die positive Stimmung gibt Grund optimistisch in die Zukunft zu schauen. Offenheit für alle ist eines der Anliegen des Vereins, der Beitrag von 6,- DM pro Jahr ist deshalb bewußt bescheiden gehalten. Der Verein hat jetzt 250 Mitglieder. Die Beteiligung an den Veranstaltungen ist durchweg gut, und es sind immer erfreulich viel junge Menschen dabei.

---

*Ernst Böhm*

## 800 Jahre Holdorf

### Die Erstnennung von Holdorf, Handorf und Gramke

Da die Anfänge der heutigen Bauerschaften im Dunkeln liegen, gab die Erstnennung von Höfen im hiesigen Raum der Gemeinde Holdorf Veranlassung, 1988 ein Jubiläum zu feiern.

Um das Jahr 1188 trug der damalige Osnabrücker Dompropst Lentfried in sein undatiertes, 35 Blatt umfassendes Güterverzeichnis, das der Osnabrücker Geschichtsforscher Justus Möser mit „Specificatio redditus ecclesiae Osnabrugensis sub Lentfriedo preposito“ bezeichnet, erstmalig die Namen Holthorpe (Holdorf), Honthorpe (Handorf) und Granbeke (Gramke) ein. Daß



*Ortsmittelpunkt mit Kirche und Rathaus.*

*Foto: Archiv Gemeinde Holdorf*



*Hof Blomendahl in Gramke, 1188 erstmals schriftlich erwähnt.*

*Foto: E. Böhm*

---

er dies selbst tat, geht aus einer Notiz auf Blatt 15 hervor. Hier schreibt der Verfasser: „Ego Lentfriedus prepositus ...“ („Ich, Propst Lentfried ...“)

Dompropst Lentfried war der gewählte Vorsteher des Osnabrücker Domkapitels, eines Priesterkollegiums, das den Bischof in seinen Amtsgeschäften unterstützte. Es hatte die Aufgabe, den Nachwuchs des Klerus auszubilden, dem Bischof bei der Ausübung der Seelsorge im Dombereich und in der Diözese zur Seite zu stehen und in der Verwaltung des Kirchenvermögens behilflich zu sein.

Dompropst Lentfrieds Amtszeit ist urkundlich nachweisbar von 1180 bis 1196 und von 1203 bis 1207. Beim näheren Studium des Registers kamen Sachverständige zu dem Ergebnis, daß es um das Jahr 1188 angelegt und später mehrmals ergänzt wurde.

Lentfrieds Lehensregister stellt die erste Zusammenfassung der zum Osnabrücker Domkapitel gehörenden Höfe dar. Es gibt einen Überblick über den Grundbesitz und dessen Ertrag. Es gewährt auch einen Einblick in die Organisationsform des weitverzweigten Wirtschaftsbetriebes sowie in die Verwaltung und Verwendung der Einkünfte. Aus seinem Register geht hervor, daß die große Zahl der weit über das gesamte Bistum verstreuten Güter in 15 Hofverbände gegliedert war. An 15. und letzter Stelle wird die Villikation (Hofverband) Holthorpe mit ihrem Meierhof (curia) genannt. Diesem Meier- oder Haupthof unterstanden außer drei weiteren Höfen in Holthorpe je ein Hof in Honthorpe und Granbeke sowie weitere 5 Unterhöfe im Dammer Raum. Außer den Höfen werden in dem Heberregister auch die Abgaben an Getreide, Haustieren, Eiern, Honig, Gebrauchsgegenständen und Weingeld aufgeführt, die diese zu leisten hatten.

## Die Entwicklung des Bauernstandes

Als die Wohnplätze Holthorpe, Honthorpe und Granbeke vor 800 Jahren durch Dompropst Lentfried erstmalig schriftlich festgehalten wurden, dürfte es in den hiesigen Bauerschaften nur die Voll- und Halberben gegeben haben. Namen von Kötterstellen tauchen erst im 13. Jahrhundert in den Schatzregistern auf.

Im heutigen Gemeindebereich dürften etwa 30 Bauernhöfe vorhanden gewesen sein, davon 8 in Holdorf, 8 in Handorf, 2 in Fladderlohausen und 12 in Grandorf. Ob Ihorst zu dieser Zeit schon besiedelt war, ist fraglich. Es wird 1412 erstmalig urkundlich er-

---

---

wähnt. Rechnet man pro Hof mit 7 bis 8 Familienangehörigen (einschl. Gesinde), so kommt man zu einer Einwohnerzahl von etwa 200 bis 250 Personen.

Über die weitere Siedlungsentwicklung liegen verständlicherweise keine Aufzeichnungen vor. Aufschlüsse über die Siedlungsgenese geben zum Teil die verschiedenartigen Schatzregister (Vihschatz, Personenschatz, Türkensteuer usw.).

Außerdem können an Hand der Karten der Osnabrücker Landesvermessung aus dem Jahre 1789 alte Stadien der Siedlungsentwicklung rekonstruiert werden. Dies ist deshalb möglich, weil im hiesigen Gebiet der ererbte Besitz und die Parzellierung des Hoflandes bis ins 19. Jahrhundert im wesentlichen konstant blieben und weil nach ungeschriebenem Gesetz die Höfe nicht geteilt werden durften.

Lange Zeit blieb deshalb die Zahl der Höfe und die damit verbundene Bevölkerungsdichte verhältnismäßig gleich. Die Gründe hierfür sind zum einen in der hohen Kindersterblichkeit, zum andern in der Heiratsbeschränkung zu suchen. Zu einer Heirat kam in der Regel nur der Hoferbe oder wer auf einen anderen Hof einheiraten konnte. Alle übrigen Kinder blieben zeitlebens als Knechte oder Mägde auf dem Hofe.

Ein Umdenken trat erst ein, als die Städte entstanden und die Ostkolonisation begann. Wer aus der Enge der familiären Einbindung herauswollte und dazu noch den Mut zum Abenteuer besaß, der folgte dem Aufruf des Sachsenherzogs Heinrich des Löwen (1125 - 1193) zur Auswanderung in Gebiete jenseits der Elbe. Es ist nicht auszuschließen, daß auch junge Familien aus Holdorf den herzoglichen Werbern vertrauten und die weite Fahrt nach Ostland antraten. Außer unserm Holdorf — das einzige in der Bundesrepublik — gibt es noch 2 Dörfer gleichen Namens in Mecklenburg.

Da die Landesherrn durch die Abwanderung ein Absinken der landwirtschaftlichen Produktion und damit einen Rückgang ihrer Einkünfte befürchteten, versuchten sie, der genannten Entwicklung entgegenzuwirken. Man war jetzt geneigt, Abtrennungen von Hofstellen zuzulassen und das Markenland für die Gründung neuer bäuerlicher Betriebe freizugeben.

Aufschluß über die weitere Siedlungsentwicklung geben das osnabrücksche Vihschatzregister des Amtes Vörden aus dem Jahre 1490 sowie das münstersche Vihschatzregister von 1498. In den beiden Registern werden insgesamt 44 landwirtschaftliche Betriebe genannt. Der tatsächliche Bestand dürfte höher gelegen

---

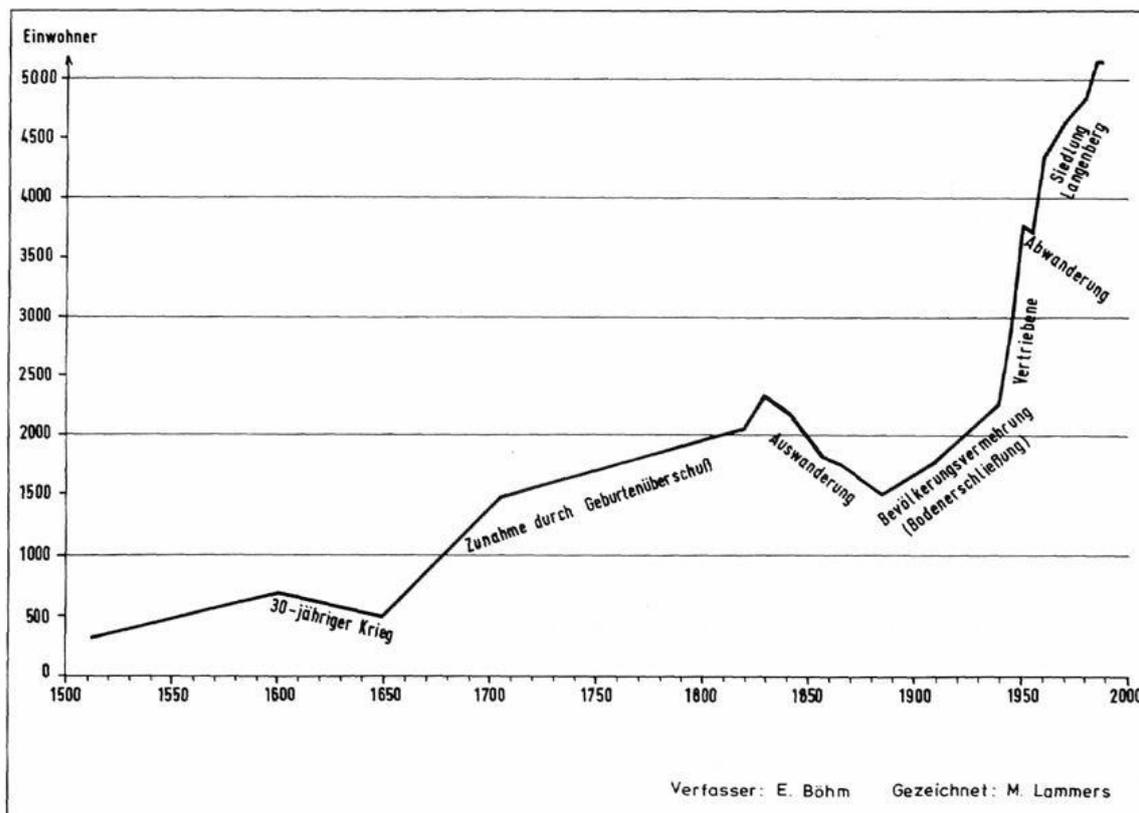


Abb. 1: Bevölkerungsentwicklung der Gemeinde Holdorf (1512 - 1986)

haben, da verpfändete Höfe nicht aufgeführt sind und die neuen Kötterstellen in den ersten Jahren noch nicht schatzpflichtig waren. Um 1500 dürfte es neben den Voll- und Halberben schon etwa 30 Markkotten gegeben haben. Die Einwohnerzahl dürfte bei 300 bis 400 Personen gewesen sein.

Weitere Aufschlüsse über die Entwicklung der Bauerschaften geben die osnabrückschen Viehschatzregister von 1558 und 1589 sowie das osnabrücksche und münstersche Türkensteuerregister aus dem Jahre 1542 bzw. 1545. Innerhalb eines halben Jahrhunderts erhöhte sich die Zahl der bäuerlichen Betriebe durch Errichtung von Markkotten von etwa 60 auf etwa 120 und bis 1589 um weitere 10 Kötterstellen.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war die Errichtung von Markkotten so gut wie abgeschlossen, und in der Ausdehnung der Bauerschaften war ein Entwicklungsstand erreicht, der bis zur Markenteilung im 19. Jahrhundert im wesentlichen gleich blieb. Laut Höfeliste des Kirchspiels Damme gab es um 1600 im heutigen Bereich der Gemeinde Holdorf 35 Vollerben, 8 Halberben, 5 Erbkötter und 67 Markkötter, das Gut Ihorst nicht mitgerechnet.

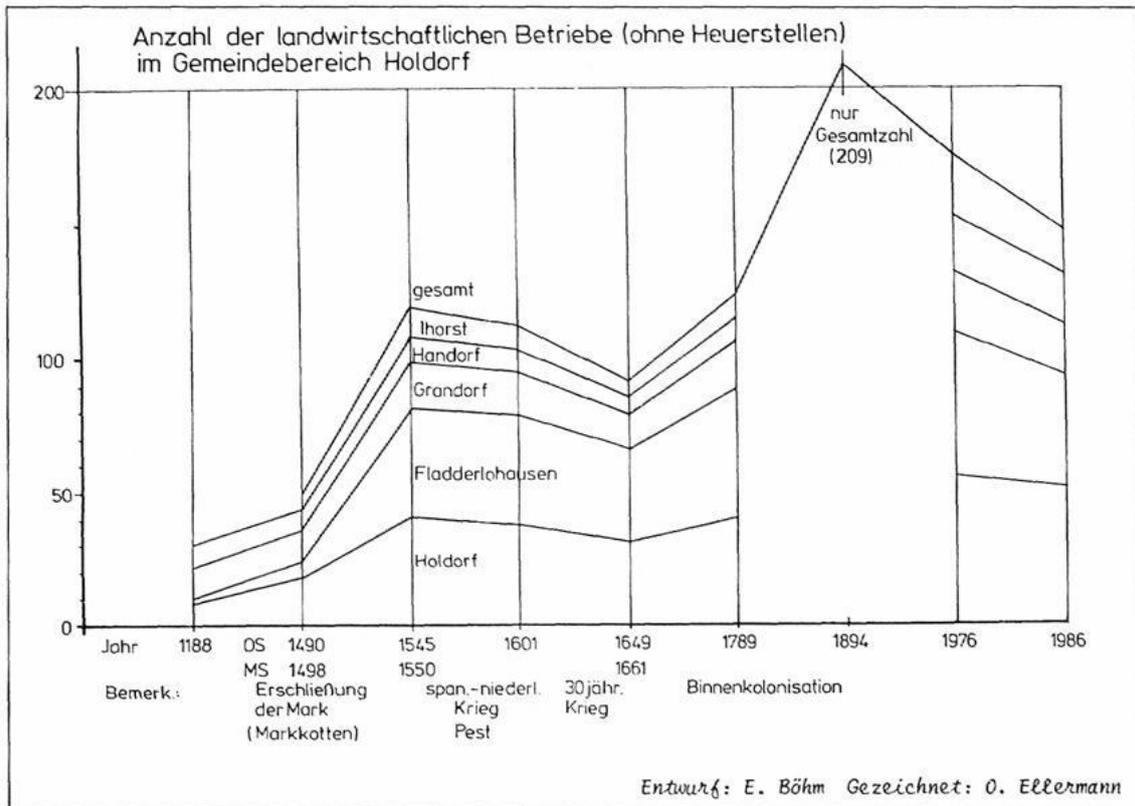


Abb. 2: Anzahl der landwirtschaftlichen Betriebe (ohne Heuerstellen) im Gemeindebereich Holdorf.

Nach dieser Liste waren 75 % der Höfe dem Osnabrücker Bischof als Landesherrn eigenhörig, 25 % dem Bischof von Münster. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hat das Hochstift Osnabrück die nachteiligen Folgen der Kottenbildung (Schrumpfung und Verödung der Mark) erkannt und weitere Teilungen und Abspaltung von Höfen mit Landzuweisung aus der Mark streng untersagt. Erhebliche negative Auswirkungen auf die Siedlungsgenese brachte der 30jährige Krieg. Die bäuerliche Bevölkerung erlitt durch die dauernden Durchzüge und Einquartierungen bitteres Leid und große Not. Viele Familien wurden ausgelöscht. Die Menschen starben weniger durch die kriegerischen Ereignisse, mehr noch an Krankheiten und Seuchen, hervorgerufen durch die ständige Unterernährung. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe ging im Raume Holdorf auf 92 zurück. Die Einwohnerzahl sank entsprechend von etwa 670 im Jahre 1601 auf etwa 470 im Jahre 1649. Nach dem Personenschatzregister des Jahres 1649 waren von den osnabrückschen Höfen 17 „vacat“ (unbewohnt) oder lagen „wüst“; das sind etwa 1/5.

---

1789 gab es laut Landesvermessung des Bistums Osnabrück im Raume Holdorf wieder 124 landwirtschaftliche Betriebe, also etwa so viel wie 200 Jahre zuvor. 1894 wurden in der Gemeinde Holdorf 209 bäuerliche Betriebe (ohne Heuerstellen) gezählt, 1986 nur noch 147.

### Entstehung und Entwicklung des Heuerlingswesens

Das Verbot, neue Kotten zu bilden und Markenland zu roden, führte im Verein mit der steigenden Bevölkerungsdichte zur Bildung des Berufsstandes der Heuerleute.

Im osnabrückschen Kopfschatzregister des Amtes Vörden aus dem Jahre 1601 werden sie mit „Hüsselte“ zum ersten Mal erwähnt. Neben 92 Erbbauern und Köttern werden bereits 40 „Hüsselte“ aufgeführt, von denen 7 mit „pauper“ (arm) bezeichnet werden.

Der Kommunikantenkatalog des Kirchspiels Damme aus dem Jahre 1705 vermittelt einen genauen Stand von Grundbesitzern und Heuerlingen. Zu dieser Zeit entfielen auf 121 Bauernhäuser und das Gutshaus Ihorst 133 „Hürlütte“, wie man die Heuerleute zu dieser Zeit nannte. Sie wohnten in Leibzuchten, Scheunen, Beihäusern, Backhäusern, Ställen, Speichern und auf Böden.

Die Heuerleute gehörten zum wirtschaftlich schwächsten Stand der bäuerlichen Bevölkerung. Sie hatten keinen Besitz an der heimischen Scholle. Sie zahlten für Acker und Unterkunft eine Pacht, die man Heuer nannte, oder sie arbeiteten an Stelle dessen eine bestimmte Zahl von Tagen auf dem Hofe ihres Bauern.

Die ersten Heuerleute waren vom Hofe abgehende Kinder, die in der leerstehenden Leibzucht oder einem Nebenhause eine Unterkunft fanden. Heranwachsende Heuerlingskinder suchten sich wiederum eine Heuerstelle. Auch traten immer wieder nachgeborene Bauernsöhne in den Heuerlingsstand über. So ist die starke Vermehrung dieses Standes zu erklären.

### Leinenweberei, Hollandgang und Auswanderung

Da der Viehbestand und das Ackerland der Heuerlinge nicht ausreichten, um eine mehrköpfige Familie zu ernähren, waren sie auf einen Nebenerwerb angewiesen. Sie fanden ihn vorwiegend in der Leinenweberei und im Hollandgang. Die Leinenerzeugnisse wurden über eine sogenannte Legge, die es in Damme und Neuenkirchen gab, zum Verkauf gebracht. In den Wintermonaten bediente der Mann den Webstuhl, während die Frau, die alten Leute und Kinder am Spinnrad saßen.

---

---

Seit Aufkommen des Heuerlingsstandes gab es auch die Hollandgängerei. Jedes Frühjahr ging ein großer Teil der männlichen Heuerlinge als Wanderarbeiter in die Küstenländer an der Nordsee. Die Tätigkeit erstreckte sich vor allem auf die Grasarbeit und die Torfgewinnung. Der meist 16stündige Arbeitstag sowie die mangelhafte Ernährung und Unterkunft der Hollandgänger zogen in vielen Fällen eine gesundheitliche Schädigung oder gar den Tod nach sich. Das Lagerbuch des Klosters Bersenbrück berichtet mehrfach über Sterbefälle von Fladderlohauser Eigenhörigen im „Land tho halen“, womit Holland gemeint ist.

Da die Leinweberei mit Aufkommen der Industrialisierung kaum noch Einnahmen erbrachte, außerdem die Hollandgängerei ihren Höhepunkt überschritten hatte, wanderten im 19. Jahrhundert viele Heuerlinge, Kötter und selbst Colonen nach Amerika aus. Zu Beginn der 30er Jahre setzte die erste Auswanderungswelle ein. Neben den bereits genannten Notlagen führte im Rame Damme und Holdorf noch das Wirken des Lehrers und Buchbinders Franz Joseph Stallo zu dieser Massenbewegung. Stallo war lange Zeit als Lehrer in Grandorf tätig und genoß bei den hiesigen Bewohnern ein großes Vertrauen. Er war einer der ersten Auswanderer. In seinen Briefen ermunterte er Freunde und Bekannte in der Heimat zur Ausreise nach Amerika. So ist es zu erklären, daß in der Gemeinde Holdorf verhältnismäßig viele Bewohner den Sprung über das große Wasser wagten.

Die Einwohnerzahl sank von 2334 im Jahre 1828 auf 1478 im Jahre 1890 ab. Dies ist ein Rückgang von 37 %. Die Volkszählung im Jahre 1880 weist für die Gemeinde Holdorf einen Einwohnerstand von 1579 Personen aus. Bis zu dieser Zeit waren aber bereits 1621 Personen aus der Heimat ausgewandert. Es müßten demnach in diesem Jahr mehr Holdorfer (einschl. ihrer Nachkommen) in Amerika gelebt haben als in Holdorf selbst.

Erst in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ebte die Ausreisewelle allmählich ab, und die Einwohnerzahl stieg in Holdorf wieder an.

### 1827 - Holdorf erhält die Selbständigkeit

Über 1000 Jahre gehörten die Bauerschaften Holdorf (mit Handorf), Fladderlohausen (mit Grandorf) und Ihorst zum Kirchspiel Damme, während Neuenkirchen bereits 1159 und Steinfeld 1187 ihre kirchliche und weltliche Selbständigkeit erhielten. Bis zum Bau der ersten Kapelle im Jahre 1737 wurden die Einwohner der

---

---

heutigen Gemeinde Holdorf in Damme getauft, getraut und bis zum Jahre 1809 dort auch beerdigt.

Den ersten Anstoß zur Loslösung vom Kirchspiel Damme gab ein Schreiben der katholischen Eingesessenen von Holdorf, Fladderlohausen, Ihorst, Handorf und Grandorf an die „Comission der röm.-kath.-geistlichen Angelegenheiten“ in Oldenburg vom 15. Januar 1819. Sie baten darin um Errichtung einer eigenen Pfarhie (Pfarre) Holdorf. Das Amt Damme, das von Oldenburg um eine Stellungnahme gebeten wurde, hielt die Errichtung einer eigenen Pfarre für zweckdienlich. Auch die maßgeblichen Stellen des Bistums Osnabrück sowie das Dammer Pfarramt gaben ihr Einverständnis dazu, doch baten sie, die Errichtung erst nach dem Tode des damaligen Dammer Pfarrers vorzunehmen.

Erst am 29. 03. 1827 kündigte der oldenburgische Herzog Peter Friedrich Ludwig die Errichtung eines selbständigen Kirchspiels in seiner „Landesherrlichen Verordnung“ an.

Nachdem am 12. Mai 1827 die Erteilung der Selbständigkeit des Kirchspiels Holdorf durch Herzog Peter Friedrich Ludwig erfolgt und am 15. Mai die Auspfarrung aus dem Kirchspiel Damme durch Bischof Carolus Clemens angeordnet war, konnten die Holdorfer am 20. Mai 1827 die Erhebung zur Selbständigkeit feiern und ihren neuen Pfarrer Josef Meier in sein Amt einführen.

Der ganze Ort wurde mit Baumgrün, Blumen und Ehrenbögen geschmückt. Am Morgen des Festtages läutete von 6 bis 7 Uhr die Glocke im Türmchen auf der kleinen Fachwerkkapelle. Um 8 Uhr trafen unter Kanonendonner der Beauftragte des Bischofs von Osnabrück, Dechant Gieseke aus Neuenkirchen, und der Beauftragte des Herzogs von Oldenburg, Herr von Oeder, im Orte Holdorf ein. Letzterer verlas vor einem Ausschuß der neuen Gemeinde die Verordnung des Herzogs und vollzog damit die Trennung der neuen Gemeinde vom Kirchspiel Damme und die Erhebung zu einem eigenen Kirchspiel. Daraufhin wurde der neue Pfarrer Josef Meier, der vom Rüschorfer Meierhof stammte, in einer feierlichen Prozession vom neuerstellten Pfarrhause zur Kapelle geleitet. Zu Beginn des Gottesdienstes verkündigte Dechant Gieseke der versammelten Gemeinde die Verselbständigung des Kirchspiels. Nach Beendigung der offiziellen Feierlichkeiten feierte die Holdorfer Bevölkerung in den beiden Wirtshäusern des Ortes bei Musik und Tanz das besondere Ereignis.

Der bisherige Holdorfer Bauernvogt **J o h a n n G e o r g S c h r ö d e r** wurde vom Amt Damme zum 1. Kirchspielsvogt vorgeschlagen und von der Kirchspielsversammlung gewählt.

---



*Gasthaus Jägerhof (P. H. Bornhorst), dahinter Gasthaus Frilling.*

Da er in Holdorf großes Ansehen genoß, wurde er 1844 erneut einstimmig zum Kirchspielsvogt gewählt. Er starb 62jährig im Jahre 1846. Sein Nachfolger wurde Johann Hinrich Bölling, der bis zu seinem Tode im Jahre 1854 im Amt blieb. Sein Nachfolger wurde Johann Heinrich Rabe, der 1864 wegen seines Alters und seines schlechten Gesundheitszustandes um seine Entlassung bat. Ihm folgte als Gemeindevorsteher — wie der Kirchspielsvogt jetzt genannt wurde — der Kaufmann und Wirt August Middendorf. 46 Jahre lang bekleidete er dieses Amt, ehe er 1910 seinen Posten im Alter von 85 Jahren aufgab. Sein Nachfolger Bernard Völkerding fiel während des Ersten Weltkrieges am 02. 03. 1916 in Belgien. Nach ihm wurde Heinrich Liening Gemeindevorsteher, der es bis zur Integrierung in die Gemeinde Neuenkirchen i. J. 1933 blieb. Bis 1945 war Holdorf ein Teil der Großgemeinde Neuenkirchen, wo bis 1938 der Bäcker und Konditor Franz-Joseph Huesmann Gemeindevorsteher war. Er führte seit der Reichsgemeindeordnung vom 30. 01. 1935 die Amtsbezeichnung Bürgermeister. Sein Nachfolger Josef Heine wurde bereits nach dem Führerprinzip vom nationalsozialistischen Staat eingesetzt.

---

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges, das für Holdorf die erneute Selbständigkeit brachte, wurden von der Britischen Militärregierung nacheinander drei Bürgermeister eingesetzt. Der erste war der pensionierte Hauptlehrer **G e o r g S ü d k a m p**, der im Juli 1945 vom Kaufmann **H e i n r i c h L i e n i n g** abgelöst wurde. Dieser blieb bis März 1946 im Amt. Ihm folgte der Fladderlohauser Bauer **H e i n r i c h W e r n k e**, der sein Amt bis zu den ersten demokratischen Gemeindewahlen vom 15. 09. 1946 behielt. Sein Nachfolger wurde der Landwirt **H e r m a n n G r o t e**. Er blieb 22 Jahre im Amt und erhielt 1970 den Ehrenbürgerbrief der Gemeinde Holdorf. Seit 1968 ist der Fladderlohauser Bauer **J o s e f W e r n k e** als Bürgermeister der Gemeinde Holdorf tätig.

## Holdorf heute

Obwohl die Gemeinde Holdorf eine junge und kleine Gemeinde ist, — 55 km<sup>2</sup> groß, etwa 5000 Einwohner — so hat sie doch manche Sehenswürdigkeiten zu bieten. Der südliche Gemeindeteil liegt in einer reizvollen und abwechslungsreichen Landschaft, die zum „Naturpark Dümmer“ gehört. Hier befindet sich auch die Dersaburg, eine alte Fliehbürg aus vorgeschichtlicher Zeit. Im Orte Holdorf gehört die Pfarrkirche St. Peter und Paul zu den Sehenswürdigkeiten und im nördlichen Gemeindegebiet das Gutshaus Ihorst.

In der Gemeinde gibt es drei Kirchengemeinden: Die kath. Pfarrgemeinde Holdorf, die 1827 vom Kirchspiel Damme abgepfarrt wurde und die 1976 als Mutterkirche die junge Pfarrgemeinde Handorf-Langenberg als Tochterkirche entließ. In Fladderlohhausen ist die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde ansässig.

Im Orte Holdorf befinden sich die Hauptschule mit Orientierungsstufe und die Grundschule Holdorf. Beide Schulen sind räumlich miteinander verflochten, sind jedoch rechtlich selbständig. Im Ortsteil Handorf besteht eine einzügige Grundschule.

Der Sport und die Sportförderung werden in Holdorf groß geschrieben. Im Gemeindebereich gibt es 4 Sportplätze, eine privatbetriebene Tennishalle sowie 5 vereinseigene Tennisplätze.

Beim Autobahnbau entstand zwischen Holdorf und Fladderlohhausen ein ca. 10 ha großer Baggersee, der von der Gemeinde zu einem attraktiven Freizeit- und Erholungszentrum ausgebaut wurde.

Die gewerbliche Entwicklung setzte in Holdorf schon sehr früh ein. Bereits im 16. Jahrhundert errichtete der damalige Drost

---

---

Heinrich von Schade, Begründer des Gutes Ihorst, in der Bauerschaft Handorf eine Ziegelei, die bis 1930 die dortigen Ton- und Lehmvorkommen ausbeutete. 1927 entstand das Milchwerk Bermes, und 5 Jahre später nahm das Kalksandsteinwerk die Produktion auf. Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen im Industriegebiet am Bahnhof weitere Betriebe hinzu. Nach dem Bau der Autobahn Hansalinie begann für Holdorf ähnlich wie nach der Eröffnung der Eisenbahnlinie Delmenhorst-Hesepe im Jahre 1899 erneut eine Ausweitung des industriellen Bereiches. Das Industrie- und Gewerbegebiet hat heute eine Größe von ca. 50 ha. Insgesamt weist die Gemeinde ca. 650 gewerblich-industrielle Arbeitsplätze auf.

Die Gemeinde Holdorf war schon immer stark landwirtschaftlich orientiert. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe erreichte mit 305 Betrieben (mit Heuerstellen) im Jahre 1949 ihren Höhepunkt. Doch seit den 60er Jahren kam es im landwirtschaftlichen Bereich zu einer schnellen Reduzierung der Betriebe. Bis Mitte der 80er Jahre war zu Gunsten von größeren Betrieben ein Rückgang von 50 % zu verzeichnen. Gleichzeitig erfolgte eine weitreichende Motorisierung und Mechanisierung. In der Pferdehaltung ging der Bestand von etwa 540 Tieren im Jahre 1948 durch Einsatz von Traktoren und sonstiger Maschinen bis auf wenige Reitpferde und Ponys zurück. Andererseits stiegen die Tierbestände, vor allem beim Rindvieh, bei Schweinen und besonders bei Hühnern sprunghaft an.

Auch in der Bodennutzung haben sich weitgehende Veränderungen zugetragen. Einer Ausweitung des Getreidebaues steht eine Reduzierung im Hackfruchtanbau gegenüber. Der Mais verdrängte die Rüben und Kartoffeln.

Die Spezialisierung der Betriebe ist in der Gemeinde Holdorf im Vergleich zu anderen Gemeinden besonders stark fortgeschritten. Die Veredlungswirtschaft steht an der Spitze, gefolgt vom Futteranbau. Allerdings ist der starke Strukturwandel in der Landwirtschaft für die Gemeinde nicht ohne Probleme geblieben. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß sich die Gemeinde, besonders aber der Ort Holdorf, aus rein bäuerlichen Wohnplätzen seit Anfang dieses Jahrhunderts zu einem von Gewerbe und Industrie durchdrungenen Gemeinwesen entwickelt hat.

Quelle: Gemeindechronik „Holdorf 1188 - 1988“, Vechtaer Druckerei, Vechta 1988

---

## 200 Jahre Gehlenberg

### I. Zur Gründung des Ortes

#### Kurze Vorgeschichte zur Gründung der 14 Kolonien im Jahre 1788

Pläne zur Urbarmachung der emsländischen und Hümmlinger Moore existierten schon mindestens 100 Jahre vor der planmäßigen Besiedlung im Jahre 1788. Im Jahre 1672 stellte Bischof Bernard von Galen aus Münster in dem „Münsterischen Kriegsmanifest gegen die Republik Holland“ fest, daß „in dem Moore, das ohne Zweifel zum münsterischen Boden gehöre... des Bischofs Untertanen von dem Gebrauche ihrer Wiesen und Weiden abgehalten“ werden.<sup>1)</sup>

Etwa 100 Jahre später war man einer Moorkolonisation noch nicht wesentlich nähergekommen. Sowohl Fürstbischof Maximilian Friedrich von Münster als auch ab 1780 sein Nachfolger Maximilian Franz (ein Sohn der österreichischen Kaiserin Maria Theresia) hatten wohl Pläne gehabt. Besonders Maximilian Franz hatte eine Kommission unter den Leutnants Flensburg und Bartels eingesetzt, die ein Gutachten zwecks Besiedlung der Moore erstellen sollte.<sup>2)</sup> In einem Brief Flensburgs an Justus Möser schreibt dieser: „Der Humling... ist gar nicht gebirgicht, sondern hoch in sich, gerade, wie uns die große Tartarei beschrieben wird... Der alte Markgenosse sträubet sich bis aufs äußerste gegen alle neuen Anbauer, weil dieser ihm das Plaggenmat, die Schaf- und Viehtrifte... einschränken.“<sup>3)</sup>

Viele Menschen von hier gingen zu der Zeit auch nach Holland zur Arbeit (Hollandgängerei). Die Holländer hatten ihr Gebiet in blühendes Land verwandelt. Auf deutscher Seite sah es allerdings trostlos aus. Diepenbrock beschreibt das so: „Staunen ergriff die Männer (gemeint sind Flensburg und Bartels, d.V.), als ihr Auge die zahlreichen Heerden Rinder gewahrte, welche die Holländer zwischen Schonebeck und Twist auf den ausgedehnten Flächen des Grünlandes weideten.“<sup>3a)</sup>

---

---

## Die Gründung Gehlenbergs am 30. August 1788

Am 3. Juni 1788 begann die Kommission mit der Gründung Neurhedes. Sie endete am 13. September 1788, als die 10 Plaatzen der 14. Kolonie in Breddenberg zur Verlosung anstanden. Am 30. August 1788 war als 11. Kolonie Gehlenberg an der Reihe.<sup>4)</sup> Der Name Gehlenberg stammt von einer kleinen Anhöhe, dem gelben (= gehen) Berg. Sie war z. B. auf der Karte von Philipp Ernst Colson (1773 - 1777 gezeichnet) eingezeichnet schon vor der Gründung.

Ging die Gründung und Besiedlung der 13 anderen Kolonien relativ glatt vonstatten, so gab es für Gehlenberg unerwartete Schwierigkeiten und nur einem glücklichen Umstand ist es zu verdanken, daß Gehlenberg heute überhaupt existent ist. Insofern nimmt die Gründung und Besiedlung Gehlenbergs unter den anderen zu der Zeit entstandenen Kolonien durchaus eine Sonderstellung ein. Am 30. August 1788, wie schon erwähnt, sind 30 Plaatzen verlost worden, die erste an einen gewissen Bernd Windt und die 30. an Johann Block.

Die Beerbten aus Lorup sind mit einer Ansiedlung am Gehlenberg allerdings nicht einverstanden. Gerade Flensberg hätte daran denken müssen, denn in dem Brief an Justus Möser erwähnt er ja eigens die Widerstände der „Markgenossen“. Aber auch die Beerbten aus Bockholte, Werlte und Harrenstätte erheben gewisse Ansprüche auf das Gebiet. „Unterdessen waren aus Bockholte sechs und aus Werlte ein Bevollmächtigter erschienen. Sie erklärten kurzerhand, daß der Bezirk, in dem die neue Kolonie angelegt werden sollte, gar nicht zur Loruper Mark gehöre. Nur sie und die Harrenstätter seien entscheidungsberechtigt... Gegen eine Ansiedlung von Neubauern hätten sie nichts einzuwenden, „weilen diese öde Gründe dermalen doch nichts eintrügen, noch benützet würden.“<sup>5)</sup> Die entsprechenden Bedingungen für die Neusiedler werden von Flensberg und Bartels mitgeteilt.

Die Loruper Bauern lassen aber nicht locker. Es kommt nach einem Prozeß vor dem münsterschen Hofgericht zu einem Kompromiß. Nicht mehr 30 Plaatzen sollen danach ausgesteckt werden, sondern nur noch 15 „und diese von ihren comparenten benannten Söhnen und Kinderen untergethan ...“<sup>6)</sup> werden.

Das war sozusagen die zweite (Neu-)Gründung. Daß nur Loruper Söhne siedeln durften, war allerdings der springende Punkt. Obwohl es in den Bedingungen hieß, daß jeder Kolonist auf seiner Plaatze bis Michaelis kommenden Jahres „ein wohnbares Hauß“<sup>7)</sup> stehen haben müsse, geschah dergleichen nichts. Martin

---

---

Gruse meint, daß sie nur „pro forma“ vielleicht „Hütten“ errichtet haben. „Eine Ansiedlung, wie es dem fürstbischöflichen Wunsche entsprach, war jedoch nicht entstanden.“<sup>8)</sup>

Auch die Le Coqsche Karte, 1805 veröffentlicht, weist am Gehlenberg keine größere Ansiedlung auf. Kein Hahn krächte mehr nach und auf dem Gehlenberg. Bis 1809 sollte das so bleiben.

Im Jahre 1803 beim Reichsdeputationshauptschluß bekam der Herzog von Arenberg das Amt Meppen des Niederstiftes Münster zugesprochen. Was für viele geistliche Fürstentümer das Aus bedeutete, war für Gehlenberg der Neubeginn, sozusagen die dritte Neugründung. Die Loruper waren auch jetzt noch gegen eine Besiedlung. Verschiedene Bittschriften erreichten den Herzog, doch eine Besiedlung wie 1788 geplant zuzulassen. Wie würde er entscheiden?

Da die Loruper einer Kolonisation immer noch ablehnend gegenüberstanden, wurden Bockholte, Werlte und Harrenstätte vom Herzog zu alleinigen Entscheidungsträgern erklärt. Damit waren die Loruper gleichsam ausgebootet.

Die Verlosung von jetzt 36 Plätzen fand am 7. April 1809 statt, und das dank der Initiative und des Durchsetzungsvermögens des Herzogs von Arenberg. „Diesen Erfolg belohnte sich der Herzog mit der Umbenennung der „neuen“ Gemeinde in Neuarenberg.“<sup>9)</sup>

## Gründung von Neulorup

Eine „späte Rache“ nahmen die Beerbten von Lorup gegenüber den Neukolonisten in Neuarenberg aber doch noch.

Weil 1809 auch der sogenannte Schwarzenberg besiedelt worden war, der hart an der Loruper Grenze liegt, kam es oft zu Grenzstreitigkeiten. Hans Meyer-Wellmann hat das in der Dorf- und Familienchronik Neulorup-Schwarzenberg recht anschaulich geschildert.<sup>10)</sup> Die Kolonisten waren auch gute Schäfer und suchten stets gute Weide für ihre Schafe. Da mag es mehr als einmal vorgekommen sein, daß die Neuarenberger weit in fremdes Gebiet vorstießen, wenn z. B. kein Loruper zu sehen war. „War de Tun leeg is, stigg ellerk oaver,“ sagt ein altes Sprichwort, das in diesem Zusammenhang gut paßt. Aber auch die Loruper, so Meyer-Wellmann, seien nicht „ohne“ gewesen. Auf die verbotene Grenze angesprochen, soll ein Loruper einmal gesagt haben: „Schiet Grenze, hopp hopp roaver!“

Um diesen leidigen „Grenzverletzungen“ ein Ende zu bereiten, verlegten die Loruper einen Teil ihrer Söhne an die Grenze zwecks Besiedlung. Mit Genehmigung der entsprechenden Be-

---

---

hörden wurde die Kolonie Neulorup mit 16 Plaatzen angelegt. Am 21. März 1827 wurde die 16 Plaatzen ausgelost und nur mit Loruper Bauernsöhnen — das sind jetzt die Söhne der Söhne von 1789 — besetzt. Ein gewisser Eilert Koop, der aus Ramsloh stammte, konnte nur siedeln, „weil seine Frau aus Lorup war und er als redlicher und fleißiger Mann bekannt war und zudem noch 300 Taler Vermögen hatte.“<sup>11)</sup>

## Bekräftigung

An zumindest zwei Stellen findet sich die Meinung, daß Gehlenberg/Neuarenberg erst 1809 überhaupt gegründet worden war. Einmal steht in der „Pfarrchronik“, die der damalige Pfarrer Heinrich Spils (1909 - 1925) angelegt hat, daß das Dorf 1809 gegründet worden sei. Als zweite Quelle ist aufzuführen, daß in dem Buch „Innere Kolonisation im Nordwesten Deutschlands“ von Alfred Hugenberg, Straßburg 1891, in einer Tabelle (aus Marcard entnommen) auf Seite 518 auch 1809 als Gründung angegeben ist. Bei den übrigen 13 Kolonien allerdings wird das richtige Gründungsjahr 1788 ausgewiesen.

## Der Bau der Schule und der Kirche

Seit 1811 ist in Gehlenberg organisierter Schulunterricht nachgewiesen. Eine erste (kleine) Schule wurde am sogenannten „scharpen Stein“ erbaut.<sup>12)</sup> Diese Schule hat etwa 25 Jahre als Unterrichtsstätte gedient. Dann begann der Bau einer neuen Schule an anderer Stelle. Hierfür hat der Herzog von Arenberg 500 Reichstaler sowie das Bauholz im Werte von 110 Reichstaler gegeben. Das waren etwa dreiviertel der Gesamtkosten. Den Plan entwarf der Rentkammer-Bau-Inspektor Josef Niehaus, der auch schon die Kirche entworfen hatte. Diese Schule wurde mehrere Male erweitert und im Jahre 1964 abgerissen, weil sie dem Schulerweiterungsbau im Wege stand.

Im Jahre 1831 wurde die St. Prosper Kirche konsekriert. Auch hierfür hatte der Herzog Prosper Ludwig von Arenberg den Löwenanteil der Baukosten bestritten (4 000 Taler) und die Herzogin Ludmilla stiftete das Mobilar und den Altar. Die Ziegel für den Kirchbau wurden auf dem sog. Tichelberg hier gebrannt. Über dem alten, heute zugemauerten, Nordportal weist folgende Inschrift auf den Stifter hin: „Prosper Ludovicus

Dux de Arenberg

Ut nos eorantes devios

in unum Christi ovile

---

---

congregaret

Et quibus IV Lustris

ante lustris terram nomenque dedit

Etiam caelum reseraret — 1829“<sup>13)</sup>

In den nächsten hundert Jahren bis zum Erweiterungsbau 1931 wird das herzogliche Haus immer wieder um Spenden für das Gotteshaus angegangen. Immerhin war der Herzog der Patron der Kirche mit dem Recht der Besetzung der Pfarr- und Küster-(Lehrer)-Stelle. Erst am 23. 04. 1980 endeten formal die Patronatsrechte. Allerdings soll „am Todestag Seiner Durchlaucht des Herzogs, am 27. April eines jeden Jahres, eine hl. Messe in der Meinung der Familie von Arenberg gefeiert werden.“<sup>14)</sup>

Das soll bis zum Jahr 2010 geschehen.

### Vom Leben der ersten Kolonisten

Die gesamte Literatur über das Leben in den 1788 angelegten Kolonien berichtet davon, daß die Siedler unter unsagbaren Schwierigkeiten zu leiden hatten.<sup>15)</sup> Das unwirtliche Moor mußte kultiviert und eine Wohnstätte geschaffen werden. Diepenbrock drückt das so aus: „In der Mitte dieser Wüste, wo die Natur Heide und Himmel dem Auge darbot, und dem Menschen häuslichen Aufenthalt versagt zu haben schien, herrschte schaurige Oede und stilles Schweigen, ...“<sup>16)</sup>

Einen besonderen Einblick in das Leben hier gibt ein 64-seitiges privates Tagebuch, das der erste Pfarrer von Neuarenberg, Ermannus Joseph Biermann seit 1831 geführt hat.<sup>17)</sup>

„Am 14ten May habe ich von Neuarenberg das Opfergeld aufgeholt, die Beichtzettel eingesammelt und die Seelenzahl aufgenommen. Am 16ten desgleichen auf dem Schwarzenberg und Neulorup. Am 17ten zu Neuvrees. Bei dieser Gelegenheit habe ich alle Bewohner meines Kirchspiels besucht. Die Leute kamen mir alle recht freundlich und liebevoll, alle Hütten und Häuser waren reinlich gekehret u. soviel wie möglich aufgeräumt und aufgeziet. Das merkwürdigste traf ich auf dem sogen. Schwarzenberge, wo Hein. Grummel, der mit Frau und zwei kleinen Kindern seit einem halben Jahre in einer Erdhöhle wohnt, die so niedrig ist, daß ein erwachsener Mensch nicht aufrecht darin stehen kann, sondern gleich niederknien oder auf einem sehr niedrigen Stuhl sich niedersetzen muß, dieselbe war von dem Strohlager was sich darin befand u. von mir, der Frau und den beiden Kindern angefüllt.“<sup>18)</sup>

---

---

Unter dem 11. Juni 1811 vermerkt er, wie ein heftiger Wind Sand und Asche zum Himmel treibt, daß der fast ganz bedeckt ist. Durch Nachlässigkeit sei im Moor ein gewaltiges Feuer entstanden.

Unter dem 10. September 1834 ist eingetragen: „Am 10ten Sept. 1834 hatte ich die Ehre von Sr. Durchlaucht dem Herrn Herzog von Arenberg und Ihro Durchlauchten der Herzogin, dem Prinzen Paul von Arenberg, dem Abbe Peti, Hofrath Stock, Rath Deymann u. Architekt Niehaus besucht zu werden, welche sämtliche bei mir ein Frühstück einnahmen. Sr. Durchlaucht ließ mir durch den Herrn Hofrath Stock 300 Reichstaler Pr. Cour. auszahlen, wofür liegende Gründe für die Pfarrei angeschafft werden sollen. Aus den (unleserlich) hat der Pfarrer die Verpflichtung zwei kleine Seelenmessen zu lesen, der Rest soll zur Verbesserung der Einkünfte des zeitlichen Pfarrers dienen...“<sup>19)</sup>

## II. Festwoche und andere Aktivitäten

### Die Vorbereitungen

Fast zwei Jahre vor dem Jubiläum, im Herbst 1986, wurde im Rahmen einer Bürgerversammlung der „Arbeitskreis 200 Jahre

*Ein 10 x 10 cm  
großer Aufkleber  
mit Kirche und  
Mühle, in mehre-  
ren tausend  
Exemplaren  
bestellt, wies auf  
die Festtage vom  
15. 6. - 19. 6. 1988  
hin.*





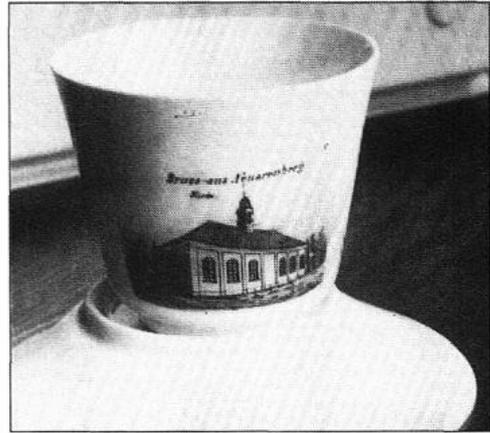
*Eine vom Arbeitskreis „200 Jahre Gehlenberg“ herausgegebene Silber- bzw. Goldmünze erinnerte an das Jubiläum. Auf der einen Seite ist die Kirche, auf der anderen die Mühle abgebildet.*

Gehlenberg“ zusammengestellt, der die weiteren Planungen vorantreiben sollte. Aus diesem Arbeitskreis kristallisierte sich ein zehnköpfiger Vorstand unter Wilhelm Olliges heraus. Auch eine arbeitslose Lehrerin stand als ABM-Maßnahme für ein Jahr über die Stadt Friesoythe dem Arbeitskreis zur Verfügung. Sodann wurden verschiedene Ausschüsse gebildet, deren Vorsitzende auch im Vorstand mitarbeiteten. Als erstes begann der Ausschuß „Dorf- und Familienchronik“ seine Arbeit. Eine 1079-seitige Chronik legt Zeugnis ab vom Fleiß vieler Autoren. Auch sollte ein Videofilm von einem anderen Ausschuß mit Aktivitäten im Dorf während eines Jahres hergestellt werden. Die Kassette ist inzwischen auch fertig und zeigt in 4 Stunden, was sich so zuge tragen hat. Etwa eine Stunde nimmt der große Festumzug in Anspruch.

Eine Münze in Silber und Gold mit den Wahrzeichen Gehlenbergs — Mühle und Kirche — wurde ebenso herausgebracht wie ein Aufkleber, der auf die 200-Jahrfeier hinwies. Alles hier aufzuzählen wäre gar nicht möglich. Erwähnt werden sollen aber noch Aktivitäten in den einzelnen Straßengemeinschaften, die überwiegend für die Gestaltung der Festwagen zuständig waren. Die Gemeinschaft Parkstraße/Tannenweg stellte bedruckte Ziegelsteine her, die früher hier produziert wurden. Sie erweiterten



*Die Anwohner der Parkstraße und des Tannenweges stellten Ziegel in der Größe her, wie sie damals von der Ziegelei hier im Feldbrandverfahren u. a. für den Kirchbau gemacht wurden.*



*Tasse mit Motiv der Gehlenberger Kirche. Sie wurde im Jahre 1911 im Geschäft „Voßjan“ in Neuarenberg gekauft.*

ihre „Produktpalette“ mit einem Aschenbecher und ein Blumenbehältnis, ebenfalls aus gebranntem Ton.

Ein Teil der Hauptstraße stellte „Zuckerwoater“ her und bei der Raiffeisenstraße gab es „Schutzbriefe von Jan Kardel und seiner Bande“. Auch selbstgebundene Besen und geschmiedete Hufeisen gab es sowie eine Wanderplakette.

Dieses alles vollbrachten die Bürgerinnen und Bürger aus eigener Kraft und ohne wesentliche Hilfe der Kommune, denn die ehemals selbständige Gemeinde Gehlenberg ist seit 1974 ein Teil der Stadt Friesoythe. Der Vorstand des Arbeitskreises „200 Jahre Gehlenberg“ hatte nämlich im Jahre 1987 die anderen 13 Gemeinden, die auch 200 Jahre alt wurden, nach Gehlenberg eingeladen zwecks Gedankenaustausches. Etwa die Hälfte der Eingeladenen war gekommen. Dabei stellte es sich heraus, daß diese Ortschaften im Rahmen von Samtgemeinden organisiert waren, das heißt, sie waren im wesentlichen selbständig. Die Initiativen dort gingen also von den entsprechenden Gemeinderäten bzw. Verwaltungen aus. Die damals nach hier Eingeladenen hatten nämlich überwiegend diese Positionen inne. Das betraf auch die finanzielle Seite, die zum großen Teil in den gemeindlichen Haushaltungen ihren Niederschlag fand.

Nun, auch wir sind „über die Runden“ gekommen, aber das Thema „Finanzen“ beschäftigte den Vorstand mehr als einmal.

---

Schon frühzeitig stand das Programm der Festtage, die vom 15. - 19. Juni 1988 stattfanden, fest; so frühzeitig, daß das gesamte Programm in der Dorfchronik, die im Mai 1988 erschien, abgedruckt werden konnte.

Abschließend soll darauf kurz eingegangen werden.

### Die Festwoche

Eingeleitet wurden die Festtage mit einem Festakt am Mittwoch, 15. Juni, für alle Bürgerinnen und Bürger sowie geladene Gäste. Hiesige Vereine gestalteten den Abend, während der Chronist die Festansprache hielt. Es wirkten mit: die Jagdhornbläser des Hegerings Markhausen-Gehlenberg, der Männergesangsverein, der Schützenspielmannszug, der Singekreis sowie die kath. Frauengemeinschaft. Bei dieser Gelegenheit erklang vom Singekreis auch das Gehlenberger Lied (Melodie: My Bonnie ...) von Anni Koopmann:

### Gehlenberger Lied<sup>20)</sup>

Die Mühle steht hoch auf dem Berge,  
von weitem schon kann man sie seh'n.  
Die Gehlenberger mögen sie gerne  
und das kann ein jeder versteh'n.

Refr. Gehlenberg, Gehlenberg,  
ach Heimat wie bist zu so schön so schön,  
Gehlenberg, Gehlenberg,  
ach Heimat, wie bist du so schön.

Hier stehen noch uralte Eichen,  
sie schützen und halten die Wacht.  
Sie grüßen den Fremden von Ferne  
beim Tage und auch bei der Nacht.  
Refr. Gehlenberg ...

Fühlt jemand sich hier wie zu Hause  
dann ist er auch niemals allein.  
Die Menschen hier halten zusammen  
und das gilt für groß und für klein.  
Refr. Gehlenberg ...

Für uns bist du wie eine Perle,  
die glänzet im Sonnenschein.  
Wir grüßen dich allezeit gerne  
ach Heimat wie bist du so schön.  
Refr. Gehlenberg ...

---



*Gehlenbergs ältestes Haus: laut eingeschnitztem Datum 1780 erbaut, wurde es vor der Gründung Gehlenbergs errichtet und später nach hier gebracht.*



*Beim Festumzug: die Frauen der Hauptstraße (1. Teil) vor dem ältesten Haus Gehlenbergs mit dem Thema: Kranzwinden.*



*Beim Festakt am 15. Juni 1988: Mitglieder der kath. Frauengemeinschaft bei ihren „Belder ut de olde Tiet“.*



*„Dat erste Schaulhus“, erbaut von den Anliegern der Kirchstraße wurde es beim Festumzug mitgeführt. Authentische Baupläne gibt es allerdings von dieser Schule, die 1811 errichtet wurde, nicht.  
Alle Fotos: vom Autor*



*Die im Jahre 1840 erbaute Holländer Windmühle auf dem „gehlen Berg“, das Foto entstand 1975.*



*Die im Verhältnis 1 : 3 von den Anwohnern der Blumen-Schlachthof und Teilen der Mühlenstraße erbaute Gehlenberger Windmühle wurde im Festumzug mitgeführt.*

Die kath. Frauengemeinschaft führte mit ihren „Belder ut de olde Tiet“ in die Vergangenheit Gehlenbergs. Am nächsten Tag waren die Senioren ins Festzelt eingeladen, während Kinder der Theater-AG der Grundschule sowie der Kinderchor Gehlenberg und eine Tanzgruppe der Grundschule Börger die Alten unterhielten. Abends war dann Jugendtanz.

Am Freitag, 17. Juni, hieß es: „Wanderung rund um Gehlenberg“. Etwa 300 Wanderer folgten der Einladung. Der Samstagvormittag war für die Kinder reserviert, und nach einem Festgottesdienst abends im Pfarrpark waren besonders die „Butendörpers“ ins Festzelt eingeladen. Auch der Partnerheimat Wehrstedt (bei Hildesheim gelegen) beteiligte sich sowohl am Samstag als auch am Sonntag beim Umzug.

Höhepunkt war am Sonntag der historische Festumzug mit fast 90 Wagen, Kapellen und Fußgruppen. Da gab es u. a. eine Schule, einen Schneiderwagen, die Kirche ebenso wie die im Maßstab

---

1 : 3 nachgebaute Gehlenberger Mühle zu sehen. Selbstverständlich fuhr auch der „Herzog von Arenberg mit Gemahlin“ in einer Kutsche im Festumzug mit. Viele Fußgruppen zeigten in Kostümen früherer Zeit z. B. die Arbeitsweise der Schnitterinnen und Schnitter sowie der Melkerinnen und Melker mit den entsprechenden Geräten.

Nach dem Umzug konnte man alle Wagen mit den „Besatzungen“ noch etwa zwei Stunden in voller Aktion auf dem Festplatz besichtigen.

Ein gemütliches Beisammensein vereinte abends im Festzelt noch einmal jung und alt, und mit einem Brillantfeuerwerk klangen die Festtage aus.

### Anmerkungen

- 1) a. zitiert nach H. G. Borck: „Die Besiedlung der Emslandmoore bis zur Gründung der Emsland GmbH, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 1973, Bd. 45, S. 1 - 30.  
b. im übrigen weise ich hin auf den Aufsatz von Martin Gruse „Zur Gründung Gehlenbergs“ in der Dorf- und Familienchronik „200 Jahre Gehlenberg“, erschienen 1988.
  - 2) vgl. Martin Gruse a. a. O., S. 19
  - 3) zitiert bei Martin Gruse
  - 3a) s. J. B. Diepenbrock: „Geschichte des vormaligen münsterschen Amtes Meppen oder des jetzigen hannoverschen Herzogthums Arenberg-Meppen...“, Meppen 1838 (Fotomechanischer Nachdruck der 2. Auflage 1885 von 1962), S. 600
  - 4) vgl. Diepenbrock a. a. O., S. 614 f
  - 5) s. „200 Jahre Neuarenberg/Gehlenberg“ (Martin Gruse), S. 26
  - 6) s. Staatsarchiv Osnabrück, Dep 62 b Arenb. Meppen Nr. 315
  - 7) ebd.
  - 8) s. Nr. 5 S. 39
  - 9) s. Nr. 5 S. 47
  - 10) s. „150 Jahre Neulorup 1827 - 1977“, herausgegeben von der Dorfgemeinschaft Neulorup-Schwarzenberg; wir folgen weitgehend den Ausführungen Meyer-Wellmanns in seinem Artikel „Eineinhalb Jahrhunderte“
  - 11) s. „150 Jahre Neulorup ...“ S. 19
  - 12) siehe hierzu meinen Artikel in „200 Jahre Neuarenberg/Gehlenberg“: „Zur Geschichte der Gehlenberger Schule“ S. 186 - 270
  - 13) s. „200 Jahre Neuarenberg/Gehlenberg“ S. 157 f
  - 14) a. a. O., S. 160 f
  - 15) Aus der Fülle der Literatur sei herausgegriffen:
    - a. Horst H. Bechtluft: „Die Historie vom Twist“, Meppen 1977
    - b. Heinrich Blanke: „Emsländische Moorkolonien im Kreis Meppen“, 1938 (Nachdruck 1983)
    - c. „Der Hümmling“, herausg. vom Kath. Kreislehrerverein des Kreises Hümmling 1929
    - d. Dr. I. Böckenhoff-Grewing: „Vorzeitliche Wirtschaftsweisen in Altwestfalen oder Landwirtschaft und Bauerntum auf dem Hümmling“ 1929, Reprint 1981
  - 16) s. Diepenbrock S. 600
  - 17) s. Nr. 5 S. 146 - 152
  - 18) s. Nr. 5 S. 147
  - 19) s. Nr. 5 S. 150
  - 20) s. Nr. 5 S. 652
-

---

Karl Wekenborg

## Festlichkeiten aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Ortschaft Neuvrees

### Vorbereitungen

Schon seit Jahren wurde von verschiedenen Seiten in Neuvrees darauf hingewiesen: „1988 wird unser Dorf 200 Jahre alt!“

Bei Besprechungen des Heimatvereins Gehlenberg/Neuvrees/Neulorup, der im Jahre 1978 gegründet worden war, waren die 200-Jahrfeiern von Gehlenberg und Neuvrees häufig als Tagesordnungspunkt zu finden. Im Vorstand des Heimatvereins wurde die Meinung vertreten, das 200jährige Bestehen der Orte Gehlenberg und Neuvrees müsse als *ein gemeinsames Fest* gefeiert werden, da wir doch auch *eine Kirchengemeinde* seien. Die Mehrheit der Neuvreeser Bevölkerung war jedoch der Meinung, daß das 200jährige Bestehen des Ortes Neuvrees mit Kirchengemeinde nichts zu tun habe. Schließlich war Neuvrees — wie Gehlenberg auch — bis zur Gebietsreform 1974 *eine selbständige politische Gemeinde*.

So wurde auf einer Bürgerversammlung am 13. Januar 1987 einstimmig der Beschluß gefaßt, das 200jährige Bestehen von Neuvrees als eigenes Fest zu feiern. Auf dieser Versammlung wurde auch sofort ein Festausschuß gewählt, dem außer dem Ortsvorsteher und dem Ausschuß „Unser Dorf soll schöner werden“ noch 10 weitere Personen angehörten. Als Jubiläumstermin wurde die 2. Julihälfte 1988 vorgemerkt.

Die ersten Sitzungen des Festausschusses unter Leitung von Schulleiter Karl Wekenborg ließen schon bald ein Programm erkennen, das viel Arbeit und Engagement erfordern würde. Auf Antrag bei der Stadt Friesoythe wurde dem Festausschuß eine ABM-Kraft an die Seite gegeben, die für die Erstellung einer Dorf- und Familienchronik zuständig sein sollte. Bald nahm auch der Plan für den Bau eines Glockenturmes und die Anschaffung

---



---

einer neuen Glocke Gestalt an. Gleichzeitig sollte im Mittelpunkt des Dorfes der Platz bei der Schule so umgestaltet werden, daß er sich *Dorfplatz* nennen durfte.

## Aktivitäten und Festlichkeiten

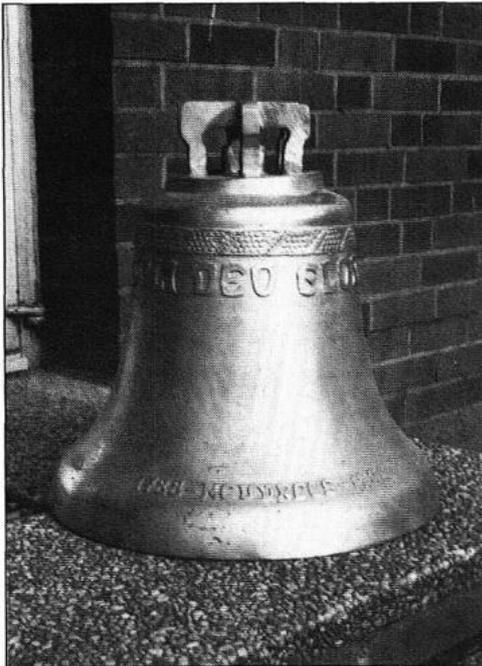
Der Landkreis Cloppenburg — Amt für Kreispflege — erklärte sich bereit, die Planungen für den Dorfplatz und den Glockenturm zu übernehmen. Der Festausschuß war mit den vorgelegten Plänen einverstanden, wenn auch kleine Änderungen beim Bau des Turmes vorgenommen wurden. Der Dorfplatz erhielt eine ganz neue Plasterung und der Turm wurde in Verbindung mit einem Gedenkstein, der auf 200 Jahre Neuvrees hinweist, aufgestellt. Am 7. 7. 88 wurde die neue Glocke im Rahmen eines Gottesdienstes feierlich eingeweiht. Sie läutet täglich zu den Angeluszeiten und am Wochenende vor Beginn der Gottesdienste. Auch zu anderen festlichen Gelegenheiten läßt sie ihren feierlichen Klang hören.

Im Anschluß an diesen Gottesdienst wurde die vom Festausschuß herausgegebene Dorf- und Familienchronik „200 Jahre Neuvrees“ vorgestellt. Dieses Werk wurde in einjähriger Arbeit zusammengetragen. Im ersten Teil wird die Entstehung und geschichtliche Entwicklung der „Kolonie Neuvrees“, wie man diese Neugründung früher nannte, abgehandelt. Diese Entstehungsgeschichte gleicht weitgehend der des Orts Gehlenberg (früher Neuarenberg) und muß hier deshalb nicht wiederholt werden. Wesentlich abweichend ist nur der Beginn der schulischen Betreuung. Während in Neuarenberg schon um 1811 die erste Schule gebaut wurde, geschah dies in Neuvrees erst im Jahre 1857.

An der Erstellung der genannten Chronik waren zahlreiche Autoren beteiligt. Gegen Ende der Arbeit wurde die Zeit für Korrekturen u. dergl. sehr knapp, da der Beginn der Arbeit einfach zu spät angesetzt war. — Wer in Zukunft mit derlei Arbeit zu tun bekommt, sollte mindestens 3 bis 4 Jahre ansetzen, um in Ruhe ein solches Werk beenden zu können. (Der Chronist).

Die Chronik „200 Jahre Neuvrees“ war innerhalb von 2 Tagen vergriffen, obwohl 800 Exemplare gedruckt worden waren. Eine Nachbestellung von 250 Stück ist inzwischen in Auftrag gegeben. Ein Höhepunkt im Rahmen der Festlichkeiten, die aus Anlaß des 200jährigen Bestehens von Neuvrees veranstaltet wurden, war der *Heimatabend am 23. Juli 1988*. Der Festausschuß hatte den

---



Die neue Glocke für Neuvrees mit den Inschriften: „Soli Deo Gloria“ (Gott allein die Ehre) und „1788 Neuvrees 1988“. Diese Glocke wurde aus Anlaß der 200-Jahrfeier angeschafft.



An den Ortseingängen wurde auf das Jubiläum „200 Jahre Neuvrees“ hingewiesen.

Abend mit „Darbietungen der einheimischen Gruppen“ überschrieben. Es war schon unwahrscheinlich, wie sich nach und nach das 1.000 m<sup>2</sup>-Zelt mit Zuhörern füllte. Kein Stuhl war mehr verfügbar, als gegen 20.15 Uhr der Vorsitzende des Festausschusses, Schulleiter Karl Wekenborg, die rund 1.000 Besucher begrüßte. Unter den Gästen waren Vertreter der Gemeinden und des Landkreises, des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und der Oldenburgischen Landschaft wie auch der benachbarten Heimatvereine, ehemalige Lehrpersonen, auswärts wohnende Angehörige Neuvreeser Familien, Abordnungen der hiesigen Vereine und andere Interessierte. Sie alle erlebten dann die Darbietungen folgender Gruppen:

Schützenkapelle Neuvrees, Jagdhornbläsergruppe Markhausen/Gehlenberg, MGV „Fidelitas“ Gehlenberg, Singekreis Gehlenberg, Tanzgruppe Ellerbrock, Frauengemeinschaft Gehlenberg mit „Belder ut de olde Tied“ und die „Lustigen Musikanten des MGV“. Dies ist eine Zehnergruppe, die seit Jahren bei Veranstaltungen verschiedener Art mit ihren Ziehharmonikas (+ Schlagzeug) auftritt und auch hier unter Leitung des Chorleiters Karl Wekenborg begeistern konnte. Die Festansprache hielt an diesem Abend der Ortsvorsteher Hermann Pohlgeers, der eine Schallplatte aus dem Jahre 1936 in den Mittelpunkt seiner Aus-



*Der neu errichtete Glockenturm mit der neuen Glocke steht am Dorfplatz gegenüber der Schule in Neuvrees.*



*Die „Hochtiedsbitter“ luden zur Hochzeit ein.*



*Der sogenannte „Kistewagen“ mit der Aussteuer für die Braut fuhr im Festzug mit.*



*Kartoffelsuchen in früherer Zeit — eine schwere Arbeit für Kinder.*



*Kinder und Lehrer haben im Schulgarten geerntet.*

---

führungen stellte. Auf dieser Platte erzählt der Neuvreeser Landwirt Hermann Holtmann (Müller Herm) über das Leben in unserem Dorf zu damaliger Zeit. Diese Schallplatte wurde seinerzeit in Berlin aufgenommen.

In zahlreichen Grußworten kamen an diesem Abend die guten Wünsche für die Zukunft zum Ausdruck. Statt eines Grußwortes begeisterte der ehemalige Landrat des Landkreises Aschendorf-Hümmling, Klaus Stricker, (gebürtiger Neuvreeser) mit „Dönkes“ aus dem Hümmling und besonders aus Neuvrees, und er faßte seine Wünsche in einem selbstverfaßten Gedicht zusammen, das begeistert aufgenommen und bejubelt wurde. Alle Vorträge der Gruppen wurden mit herzlichem Beifall bedacht, besonders auch ein Liedvortrag des MGV „Fidelitas“, der ein verschollenes Lied über Neuvrees zu Gehör brachte: „Wo die Markawellen rauschen liegt mein Heimatdorf Neuvrees.“

Der letzte Tag der Festlichkeiten begann mit dem Festgottesdienst im Festzelt, bei dem Pastor und Dechant Heinz Dunker fast 500 Besucher begrüßen konnte.

Der Höhepunkt der 200-Jahrfeier war zweifellos der historische Festumzug am Nachmittag des 24. Juli 1988. Kurz nach 14.00 Uhr setzte sich die Kolonne von ca. 90 Gruppen, Festwagen und Kapellen in Bewegung und zog durch den festlich geschmückten Ort. Mehrere tausend Zuschauer hatte dieses Spektakel angelockt. In mühsamer Arbeit und mit viel Liebe und Geschick hatte die Bevölkerung Themen aus der jüngeren und älteren Vergangenheit zum Leben erweckt. Von der Plaggenhütte der ersten Kolonisten über Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit (die Polen kommen, wir müssen räumen!) bis hin zum modernen Hähnchenstall war alles im Festumzug vertreten.

Mit einem tollen Abschlußball fanden die Festtage ein glänzendes Ende.

Zu sehen ist das Ganze auf einer 4-Stunden-Videocassette, die viel Beifall im Dorf gefunden hat bei der ersten Aufführung. Schon in vielen Neuvreeser Familien ist dieses Dokument zu finden.

---

*Andreas Kathe*

## Der weite Weg zum Wissen

Studenten aus Südoldenburg im Spätmittelalter  
Anmerkungen zur Bildungsgeschichte

Beginnen wir mit unserem Streifzug durch die Geschichte des Bildungswesens in Südoldenburg am Ende des Mittelalters. Was wir vorfinden ist — aus heutiger Sicht — wenig erfreulich: Schulen gibt es nur in Vechta, Friesoythe und Wildeshausen<sup>1)</sup>. Es sind Lateinschulen, der jeweiligen Pfarrkirche bzw. dem Alexanderstift angegliedert. In anderen Städten und Gemeinden entstehen Lateinschulen erst viel später<sup>2)</sup>. Von Schulen gar, die in deutscher Sprache unterrichten und die es seit dem 15. Jahrhundert in vielen Städten gibt, ist noch lange nichts zu hören: Die erste (protestantische) wird um 1570 in Wildeshausen erwähnt, die von Vechta und Cloppenburg folgen wenige Jahrzehnte später<sup>3)</sup>. Unwissenheit und „finsteres Mittelalter“ also allüberall im damaligen Niederstift Münster?

Nun, man darf die Dinge natürlich nicht durch die Brille des 20. Jahrhunderts betrachten. Allgemeine Schulbildung, für uns heute eine über Jahrhunderte hinweg errungene — und erzwungene — Selbstverständlichkeit, war vor 500 Jahren noch gar kein Gesprächsthema.

Am Ende des Mittelalters, so schätzt man, konnten etwa 10 bis 30 Prozent der Stadtbewohner in Deutschland lesen und schreiben; das sind vorsichtig umgerechnet im Höchstfall sechs Prozent aller Deutschen<sup>4)</sup>. Das scheint wenig und ist dennoch schon viel. Denn erst mit der Erfindung des Papiers (um 1390 gab es die erste deutsche Papiermühle in Nürnberg) und des Buchdrucks (Mitte des 15. Jahrhunderts) war es überhaupt möglich, einer größeren Zahl von Lernwilligen ausreichend und kostengünstig Lese- und Schreibstoff an die Hand zu geben. Stoff zunächst einmal für die Stadtschulen, denn Dorfschulen gab es damals kaum. Im Niederstift erlebten sie ihre Entstehung erst recht spät im Zuge der Gegenreformation (17. Jahrhundert).

---





*Diese Schulszene aus dem 15. Jahrhundert zeigt zwei der damaligen „Erziehungsmittel“: die Rute in der Hand des Lehrers (links) und den „Eselskopf“ (rechts), der Schülern zur Strafe aufgesetzt wurde. Die Abbildung gibt einen Holzschnitt wieder aus: Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens, Augsburg 1479 (Archiv des österreichischen Vereins für Studentengeschichte Wien).*

Über die Bildungsmöglichkeiten der Landbevölkerung wissen wir also wenig; so wenig, wie wir überhaupt über die Bildung und „Grund“-Ausbildung unserer Vorfahren aus den Quellen in Erfahrung bringen können. Die Quellen berichten nur, daß 1135 ein gewisser Lambert „scholasticus“ (Scholaster — Stiftskanoniker, der die Aufsicht über das Schulwesen des Stiftes hat) des Alexanderstifts zu Wildeshausen war<sup>5)</sup>, daß es 1433 einen „scholemester“ in Vechta gab<sup>6)</sup>; sie sagen aber nichts darüber aus, was und wie an diesen Schulen gelehrt wurde und ob es nicht noch andere Ausbildungsmöglichkeiten gab. Die Schule als Institution war ja noch bis weit in die Neuzeit hinein keineswegs gefestigt. Da konnte der Pfarrer eine kleine Schar von Kindern unterweisen, der Kaufmann seine Kinder unterrichten oder der Notar seinen Gehilfen die Anfangsgründe der Schrift beibringen. Die Quellen sagen dann nicht „scholemester“ oder „scholasti-

---

cus“; sie bleiben wahrheitsgetreu beim „rector ecclesias“, beim „vicarius“ oder „notarius“.

Trotzdem: Wir dürfen davon ausgehen, daß im Mittelalter nur sehr wenige Personen lesen und schreiben konnten. Zunächst nur die gebildete Schicht der Kleriker und einige wenige interessierte Adelige und Bürger, zum Ende des Mittelalters dann auch immer mehr Personen, die sich von der Kenntnis der Schrift Vorteile erhoffen konnten: Kaufleute, Handwerker, Söhne des Bürgertums und der Niederadeligen, die sich über die Bildung den Weg in bestimmte Positionen ebnen wollten (kirchliche Pfründen, weltliche Ämter).

Es sind — den Quellen nach — zunächst einmal die Männer, die sich „bilden“. Frauen haben, wie sonst auch im öffentlichen Leben des Mittelalters, zurückzustehen. Sie können die Lateinschulen nicht besuchen. Dabei spielt eine ausschlaggebende Rolle, daß die Schulen (und der von Kirchenseite ausgehende Unterricht allgemein) zunächst einmal auf die aktive Mitgestaltung des Gottesdienstes vorbereiten sollten (Beispiele zeigen, daß von sechs täglich erteilten Unterrichtsstunden allein vier der Einübung der kirchlichen Liturgie dienen)<sup>7)</sup>. Die Schule war von ihrer Herkunft her (Stifts-/Domschule) immer noch ein Hilfsinstrument der Kirche und schloß als solches die Teilnahme der Frau aus. Dennoch gibt es eine Vielzahl von Nachweisen für eine z. T. recht umfassende Bildung/Ausbildung von Frauen (gebildete Nonnen/Stiftsdamen im Hochmittelalter/Kaufmannsfrauen bzw. eigenständige Kauffrauen im Spätmittelalter)<sup>8)</sup>. Erst im ausgehenden Mittelalter nehmen deutsche Schulen Mädchen auf, bilden sich die ersten eigenständigen Mädchenschulen. In den Städten und Dörfern des Niederstifts ist davon allerdings noch lange nicht die Rede.

Gelehrt wurde an den Schulen neben der kirchlichen Liturgie zunächst nur das Lesen und Schreiben; „Rechnen galt in den Schulen vorerst weniger als Elementarstoff denn als Sonderleistung“<sup>9)</sup>. Wer über diese Grundausbildung hinausgehen wollte, mußte in der Regel reisen: Kleriker konnten an den großen Dom- oder Ordensschulen des Mittelalters ihre Latein- und Liturgiekenntnisse ergänzen und sicherlich darüber hinaus eine umfassende Bildung erreichen<sup>10)</sup>. Sie dürfte dem kaum nachgestanden haben, was an Grundbildung an den sich seit 1200 langsam entwickelnden Universitäten vermittelt wurde. Ein Unterschied zwischen den Hohen Schulen der Bistümer und der Ordensgemeinschaften und den Universitäten ist aus der Sicht

---

---

historischer Forschung allerdings gravierend: Während uns die Quellen nur sporadisch einen Blick auf die Schüler der Kirchenschulen freigeben, wurden an den europäischen Universitäten des Mittelalters fast von Beginn an Studentenlisten (Matrikel) angelegt. Vermerkt wurde dabei der Name des Neu-Studenten, sein Herkunftsort (oder Land), oft auch sein Stand (z. B. bei Adligen und Klerikern) und die Studiengebühr, die er entrichtete. Es gibt Angaben über die Studienrichtung und über die akademischen Titel, die während des Studiums erreicht wurden.

Ein Großteil dieser Studentenlisten – soweit sie die Zeiten überdauert haben – sind inzwischen veröffentlicht. Sie bilden eine unschätzbare Quelle für die Bildungs- und Sozialgeschichte des Mittelalters.

## Die Universitäten<sup>11)</sup>

Um 1200 entstanden in Bologna und Paris die ersten abendländischen Universitäten, bildeten sich dort die Grundformen des Universitätsstudiums, die für Jahrhunderte ihre Gültigkeit behielten. Bologna war das Zentrum des Rechtsstudiums; es waren zunächst fast ausschließlich Kleriker, die sich hier das Kirchliche und/oder das Römische Recht aneigneten. Paris wurde ausschlaggebend für die abendländische Aufteilung der Universität in vier Fakultäten: die „Artes“ (später Philosophische Fakultät; sozusagen das Grundstudium) und darauf aufbauend die Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin.

Das Studium sah zunächst das Durchlaufen der Artistenfakultät vor, in der man die Prüfungsgrade Baccalaureus (bacc.) oder Magister (Mag.) erreichen konnte. In den höheren Fakultäten gab es jeweils die Graduierungen Baccalaureus, Lizentiat und schließlich Doktor. Soweit aus den Einschreibungs- und Graduierungslisten ersichtlich, hat allerdings nur ein sehr geringer Teil der Studenten des Mittelalters ein Studium in den höheren Fakultäten angestrebt. Selbst Graduierungen in der Artistenfakultät waren nicht selbstverständlich: Einerseits war schon der Besuch einer Universität (auch ohne Abschluß) Ausweis einer gesellschaftlich herausgehobenen Stellung und umfassenderer Bildung – auch wenn das Studium in der Artistenfakultät zunächst nur eine gehobenere Fortsetzung des Lateinunterrichts der Schule war; andererseits war ein Studium zeitaufwendig und damit teuer, konnten viele Studenten die oft hohen Prüfungsgebühren nicht aufbringen. Zum Rechtsstudium in Bologna stellt Peter Mo-

---



*Unterricht in Logik und Grammatik — diese Fächer zählten zu den „Artes liberales“, den sieben freien Künsten, die das Grundstudium an den Universitäten des Mittelalters bildeten. (Holzschnitt aus Rodericus Zamorensis: Spiegel des menschlichen Lebens, Augsburg 1479).*

raw fest: „Ein abgeschlossenes Studium dauerte wohl sieben Jahre; es war sehr teuer und demzufolge sozial exklusiv“<sup>12)</sup>.

Die Stellung der Universitäten im gesellschaftlichen Gefüge des Abendlandes wurde im Laufe des Mittelalters immer stärker. Päpstliche und auch weltliche Legitimierung des Universitätsgedankens sorgten für eine schnelle Verbreitung zunächst im Süden und Westen Europas; Graduierte besonders der höheren Fakultäten gelangten immer öfter auf politisch verantwortliche Posten, wurden zu unentbehrlichen Fachleuten für die Kirche, die großen weltlichen Herrscher und die Stadtgemeinden. Fast zwangsläufig folgte dann auch die erste Universitätsgründung im damaligen Deutschen Reich: Kaiser Karl IV. rief 1348 in Prag die „Carolina“ ins Leben. Bis zum Ende des Mittelalters folgten eine Reihe von weiteren landesherrlichen oder städtischen Neugründungen: Wien 1384, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Leipzig 1409, Rostock 1419, Löwen 1424, Greifswald 1456, Basel und Frei-

---

burg/Breisgau 1460, Ingolstadt 1472, Trier 1473, Tübingen und Mainz 1477. Die Gründungen in Wittenberg (1502) und Frankfurt/Oder (1506) weisen schon in eine weitere Phase der deutschen Universitätsgeschichte hinüber — die der Reformationszeit<sup>13)</sup>.

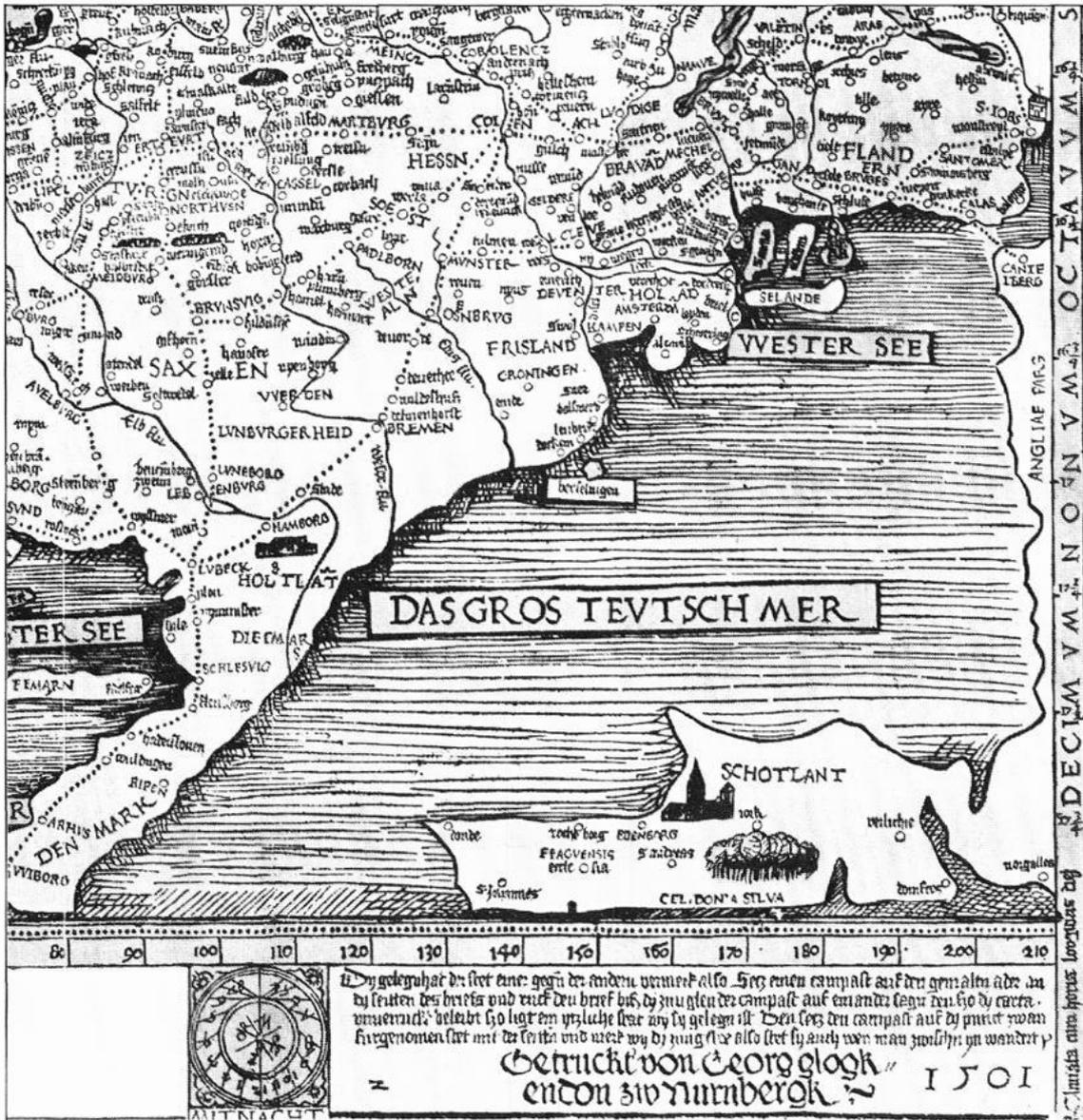
Von der Gründung Prags bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts haben rund 200 000 Studenten die Universitäten im Raum des damaligen Deutschen Reiches besucht. Die Anzahl nahm dabei — mit kurzen Stagnationsphasen — von Jahr zu Jahr zu, sodaß am Ende des 15. Jahrhunderts die Zahl der Studierenden etwa fünfmal so hoch war wie am Ende des 14. Jahrhunderts. Neueste Untersuchungen haben gezeigt, daß der typische Herkunftsort der Universitätsbesucher des Mittelalters die kleine oder mittlere Stadt war; sie verfügte über eine Schule und eine „untere Verwaltungsstelle“. Viele Studenten kamen daneben auch aus den damaligen „Großstädten“ (ab ca. 10 000 Einwohner), wesentlich weniger aus Dörfern. Ein Großteil der Universitätsbesucher konnte offenbar sowohl die Studiengebühren als auch den oft teuren Lebensunterhalt in der Universitätsstadt bezahlen; durchschnittlich 15 Prozent galten allerdings als zahlungsunfähig bzw. arm und wurden als „Pauperes“ von den Gebühren befreit<sup>14)</sup>.

Für uns interessant ist im Rahmen dieses Aufsatzes nun, inwieweit Personen aus dem Bereich des heutigen Süldenburg (Kreise Cloppenburg und Vechta/Stadt Wildeshausen<sup>15)</sup>) an dieser Entwicklung teilhatten; wie weit also der Gedanke einer umfassenderen Bildung auch in unsere Heimatregion vorgedrungen war. Wichtig daneben auch die Frage, welchen gesellschaftlich-sozialen Standort diese Studenten einnahmen: aus welchen Familien kamen sie; was machten sie nach dem Studium?

### Schwierigkeiten mit den Quellen

Nun sind auch die Universitätsmatrikel nicht problemlos zu deuten, und ebensowenig lassen sich in vielen Fällen direkte Verbindungen zwischen diesen Hochschulbesuchern und ihrer — angeblichen — Heimat belegen. Hier ist man entweder auf Kombinationen und Vermutungen angewiesen — oder man läßt die vorgefundenen Namen mit einem dicken Fragezeichen stehen. So zum Beispiel hat es Studienrat Dr. Karl Sichart gemacht, der vor über 60 Jahren erstmals eine umfassende Sammlung „Oldenburger Studenten auf deutschen und außerdeutschen Hochschulen“ veröffentlichte<sup>16)</sup>. Wir werden einen Teil dieser Studenten sofort aussondern können; Sichart selbst wies schon darauf hin, daß

---



Die Deutschlandkarte des Erhard Etzlaub aus dem Jahr 1501 verdeutlicht uns, daß Vörden (te Vorde), Vechta (te Vechte) und Wildeshausen („Wildeshuß“) damals zu den wichtigsten Orten im nördlichen Westfalen gehörten und daß sie an der Durchgangsstraße von Köln über Münster/Osnabrück nach Bremen/Hamburg lagen. Die Kartenaussage wird bestätigt durch die Deutschland-Beschreibung des Johannes Cochlaeus aus dem Jahr 1512. Hier wird (Kap. VIII, 11) unter den wenigen überhaupt aufgezählten westfälischen Städten auch Wildeshausen („Wildeshusia“) erwähnt. Etzlaub-Karte und Cochlaeus-Text siehe: Johannes Cochlaeus, *Brevis Germanie Descriptio*, Darmstadt 1976 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte, Band 1).

---

zum Beispiel die in den Matrikeln mit dem Zusatz „de Dammone“ erschienenen Studenten vermutlich nicht aus dem südoldenburgischen Damme stammen (mir ist ein solcher Nachweis in keinem Fall gelungen). Damit sind wir schon mitten in den Schwierigkeiten, die sich durch die Studentenlisten ergeben. Zunächst einmal sind sie nicht für alle Universitäten vollständig erhalten; die erste Fehlerquelle<sup>17)</sup>. Wenn man dann davon ausgeht, daß die Matrikel weitgehend sorgfältig geführt wurden und in der Tat alle Einschreibungen umfassen (auch das wurde von Sichart in Frage gestellt)<sup>18)</sup>, dann ist immer noch mit einer beträchtlichen Quote fehlerhafter und bruchstückartiger Eintragungen zu rechnen, die ein Auffinden und Zuordnen der betreffenden Person fast unmöglich machen<sup>19)</sup>.

Ziehen wir all' dies in Betracht, dann bleiben nach meinen Auswertungen rund 120 Personen, die vom Beginn des Universitätszeitalters bis etwa 1530 als Südoldenburger Universitätsbesucher gelten könnten. — Könnten, denn auch hier gibt es eine Reihe von Unsicherheitsfaktoren: Oft sind es nur Vornamen, die mit der Ortsbezeichnung versehen sind. Ein Kerstianus Vechta, der im Sommersemester 1421 in Erfurt studiert<sup>20)</sup>, kam vermutlich nicht aus der gleichnamigen Stadt (ein solcher Vorname ist zumindest in dieser Zeit für Vechta urkundlich nicht belegt). Angesehene Bürgerfamilien in Bremen und Osnabrück nannten sich aber de Vechta oder einfach Vechta (Nachnamen verfestigten sich oft erst im 14. Jahrhundert und wurden auch aus Herkunftsbezeichnungen oder Berufsnamen gebildet). Die Zuordnung ist also unsicher. Ähnlich verhält es sich, wenn man in den Matrikeln auf typische Namen aus unserer Heimat trifft, die Herkunftsbezeichnung aber fehlt. Diese Namen fallen für die Auflistung aus, wenn sie nicht durch andere Nachweise (z. B. Oldenburgisches Urkundenbuch) belegbar sind.

Bleiben wir — mit all' den angeführten Vorbehalten — bei den rund 120 Personen. Diese Zahl scheint mir weder zu hoch noch zu niedrig gegriffen: Einerseits gab es zwar nur wenige Schulen im Niederstift, lag die Region auch weitab von den Universitätsstandorten; andererseits führten wichtige mittelalterliche Verkehrsverbindungen über Vechta, Wildeshausen, Cloppenburg und Friesoythe, die das Reisen erleichterten, gab es mit dem Alexanderstift ein — wenn auch kleines — geistiges Zentrum, an dem kirchliche Pfründen zu vergeben waren<sup>21)</sup>.

---

## Die Studenten

Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts lassen sich nur sehr wenige Universitätsbesucher aus unserem Bereich nachweisen. Zum einen sind viele Matrikel aus dieser Zeit nicht mehr erhalten, zum anderen darf man in der Tat nicht mit einem großen Andrang zu den neuen Bildungsstätten rechnen: Sie waren erst im Aufbau begriffen und sie waren einfach zu weit weg. Erst mit der Gründung der deutschen Universitäten steigt die Studentenzahl an, ist bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts allerdings immer noch verhältnismäßig niedrig. Allein rund drei Viertel aller vorgefundenen Einschreibungen entstammen der Zeit von 1450 bis 1530, wobei man im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts eine immer noch zunehmende Studentenzahl konstatieren kann.

Bevorzugte Universitäten sind ganz eindeutig Rostock und Köln; drei Viertel aller Einschreibungen stammen aus diesen Orten. Für Köln ist die Begründung klar: Es war die nächstliegende Universitätsstadt. Warum aber zum Ausgang des Mittelalters die



*Stadtansicht von Rostock aus der frühen Neuzeit (Abbildung aus dem Buch *Magister und Scholaren – Professoren und Studenten*, Leipzig/Jena/Berlin 1981, S. 22).*

---

meisten Studenten nach Rostock zogen, ist weniger leicht zu erklären; Erfurt und Leipzig sind ähnlich weit entfernt, spielen aber keine größere Rolle. Meine Vermutung: Die erste norddeutsche Universität hatte deswegen so starken Zulauf aus den nördlichen Bereichen des damaligen Reiches, weil hier — bei aller Universalität der Wissenschaftssprache Latein — die Umgangssprache das Niederdeutsch war. Sprachbarrieren dürfen in dieser Zeit — weit vor der Ausbildung der deutschen Hochsprache — nicht unterschätzt werden<sup>22)</sup>.

Herkunftsorte der Studenten waren fast ausschließlich die Städte der Region (Cloppenburg, Friesoythe, Vechta, Wildeshausen; dazu auch der Flecken Vörden). Nur hier gab es den Personenkreis, der die rechtliche Freiheit, die Vorbildung und auch das nötige Geld besaß, um ein Studium aufnehmen zu können. Wenn wir darüber hinaus auf Personen aus kleineren Ortschaften stoßen, handelt es sich zumeist um Niederadelige (z. B. v. Dinklage), deren Familien mit Burgmannssitz und Haus städtische Verbindungen aufweisen. Angedeutet ist damit schon, aus welchen Verhältnissen die Studenten stammen: Es sind in der Regel Söhne des städtischen Bürgertums (oft aus Bürgermeister- oder Ratsfamilien) und des Niederadels, daneben auch Kleriker. Anzumerken ist hier allerdings, daß aufgrund fehlender Angaben ein großer Anteil der Studenten nur schwer einzuordnen ist.

Studiert haben mehr als drei Viertel aller Nachgewiesenen ausschließlich in der Artistenfakultät. Das heißt, sie blieben oft nicht länger als ein oder zwei Jahre an der Hochschule, die die meisten dann auch ohne Prüfung verließen. Es sind nur wenige, für die eine Bakkalaureus- oder Magisterprüfung nachzuweisen ist. Noch weniger nahmen ein Studium in den höheren Fakultäten auf: Theologie und Rechtswissenschaften; Medizin entfällt ganz<sup>23)</sup>.

Nach dem Studium läßt sich für sehr viele Studenten der Verbleib aus den vorhandenen und ausgewerteten Quellen nicht mehr ermitteln. Ein Teil mag jung gestorben sein; die Lebenserwartung der Menschen noch bis weit in die Neuzeit hinein war nicht sehr hoch, und gerade in den dichtbesiedelten Städten sorgten die Pest und andere Seuchenzüge für hohe Todesraten auch unter jungen Leuten. Andere mögen — z. B. über die päpstliche Ämterbesetzung (Provision) — kirchliche Pfründen an anderen Orten erhalten haben (auf diese Weise sind auch auswärtige Kleriker damals in unsere Region gekommen)<sup>24)</sup>, wieder andere könnten in größeren Städten außerhalb der Heimat weltliche

---





*Doktor-Promotion im 16. Jahrhundert: Der Doktorhut wird überreicht und der Doktorring angesteckt. Holzschnitt von H. Weidlitz (Abbildung wie bei Abb. 4, S. 25)*

Ämter oder Funktionen übernommen haben, dort ansässig geworden sein.

Zudem geben die bekannten Quellen häufig nur über diejenigen Auskunft, die in der Zeit des Mittelalters das Sagen hatten: Adelige, Bürgermeister-, Rats- und begüterte Bürgerfamilien, Kleriker. Selten tauchen die Namen derer auf, die in Abhängigkeit leben oder wirtschaftlich schlechter gestellt sind. So treffen wir die nachweisbaren Ex-Studenten dann auch fast ausschließlich in diesen herausgehobenen Positionen an: als Adelige in kirchlichen Pfründen oder in weltlich hervorgehobener Stellung, als Bürgerlicher gleichfalls in kirchlichen — allerdings niedrigeren — Ämtern oder in weltlicher Funktion. Eine wichtige Rolle spielt dabei das Wildeshauser Alexanderstift. Eine ganze Reihe der Studierenden ist dort später als Kanoniker oder Vikar wiederzufinden. Leider gibt es noch keine ausführliche Stiftsgeschichte; so wissen wir nicht, ob das Kapitel — wie bei anderen Stiften — im Spätmittelalter das Studium zu einer Aufnahmevoraussetzung machte, oder ob ganz allgemein das Studium als gute Ausgangsleistung für die Erlangung eines Kanonikats galt.

Hier nun die Liste der nachgewiesenen und untersuchten Studenten in zeitlicher Reihenfolge. Die Literaturangaben beziehen sich

---

auf die im Literaturverzeichnis am Ende des Aufsatzes angegebenen Bücher und Aufsätze. Das Oldenburger Urkundenbuch (Bände V und VIII) wird hier mit OUB abgekürzt.

1. **Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus);**  
nach Göken (S. 49-51) studierte er Anfang des 13. Jahrhunderts in Bologna, promovierte dort zum Doktor. Um 1220 als Dominikaner nachweisbar, wird er um 1232 Bischof von Bosnien. 1241 geht er mit Thomas von Aquin nach Paris und wird im selben Jahr Ordensgeneral der Dominikaner. Er stirbt am 4.11.1253 in Straßburg. Unklar ist seine Herkunft; Göken vermutet sie im Grafenhaus Oldenburg-Wildeshausen.
2. **Hermann von Vechta;**  
nach Kränke (S. 24/78) 1207 bis 1237 als Domherr in Osnabrück nachweisbar und als „Magister“ bezeichnet. Unklar ist, ob Hermann wirklich studiert hat. In dieser frühen Zeit galt der „Magister“ auch als Ehrentitel für besonders gebildete Lehrer an Dom- und Klosterschulen<sup>25</sup>). Unklar ist auch, ob Hermann noch aus der Stadt Vechta stammt. Seine Familie gehört jedenfalls zum Stadtpatriziat Osnabrücks.
3. **Hermann von Visbeck;**  
soll nach Kränke (S. 36/79) 1291 in Bologna studiert haben. Er war 1293 - 1320 Domherr zu Osnabrück, 1320 Propst in Bramsche und Archidiakon von Westerstede und Wardenburg (OUB V Nr. 296). Wahrscheinlich handelt es sich bei Hermann – wie auch bei dem noch zu erwähnenden Wichmann von Visbeck – um Angehörige des Osnabrücker Stadtpatriziats. Es ist auch nicht sicher, ob sie ursprünglich aus dem Südoldenburger Visbek stammen.
4. **Wichmann von Visbeck;**  
nach Kränke (S. 40) Osnabrücker Domherr (1329 - 64) und „Magister“; siehe die Angaben unter Nr. 3.
5. **Heinrich Totting von Oythe;**  
eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Frühzeit der deutschen Universität. Nach Sichart (Heinrich von Oyta) kommt Totting aus Altenoythe; Belege dafür fehlen allerdings. Vielmehr verweist Sichart im selben Aufsatz auf eine alte Handschrift aus der Kartause Salvatorberg in Erfurt, in der notiert steht: Magistri Henrici Oytae (sive Huectae) doctoris Wiennensis. „Huectae“ übersetzt Sichart zweifellos richtig mit „Vechta“, er möchte die Notiz aber auf einen Heinrich Olting von Oyta bezogen wissen, der 1397 als Magister in Wien erwähnt wird. Abgesehen davon, daß nicht eindeutig zu klären ist, ob es sich bei Totting und Olting um die selbe Person handelt (Totting starb 1397 in Wien und wurde im Stephansdom beigesetzt), kann sich der Zusatz „doctoris Wiennensis“ eigentlich nur auf Totting beziehen, denn nur von ihm sind Professoren- bzw. Dokortitel bekannt, nur bei ihm ist eine Beziehung zu Erfurt (er leitete 1362 dort die höhere Schule, die später zur Universität wurde) belegt.  
Über Totting gibt es eine Reihe von Abhandlungen, sodaß wir uns hier auf das Wesentliche beschränken können: 1367 als Professor an der Artistenfakultät zu Prag belegt; Domherr zu Osnabrück (1369 - 80; Kränke S. 46) und Propst zu Wiedenbrück; 1377 ging er nach Paris, wo er 1380 Lizentiat und Lehrer der Theologie wurde; 1381/83 Rückkehr nach Prag; Mitte der 80'er Jahre dann Mitbegründer der theologischen Fakultät in Wien.

---

Literaturverweise: G. Sommerfeld, Zu Heinrich Totting von Oyta, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 25 (1904) S. 576 ff.; Göken S. 51 - 54; A. Lang, Heinrich Totting von Oythe, Münster 1937; Karl Sichart, Heinrich von Oyta, in: Heimatblätter 11/12 1952.

**6. Gerhard von Visbeck;**

nach Vincke (S. 179) wurde er 1368 in Prag Baccalaureus, 1370 dann Magister und 1371 Dekan der Artistenfakultät. Göken findet ihn dann 1381 als Rektor der Wiener Universität (S. 54/55), der auch schon einige Zeit als Lehrer an der Stephansschule tätig gewesen ist; er soll 1407 gestorben sein. Auch hier gilt, daß Gerhard vermutlich aus einer Osnabrücker Patrizierfamilie stammt (siehe Nr. 3) und nicht aus Visbek, wie Göken meint.

**7. Albert Bremis von Oythe;**

nach Sichart (S. 196) 1388 Student in Wien. Laut Niehus erhält Albert von Oyta am 15.11.1389 von Papst Bonifaz IX. die Anwartschaft auf eine Prébende der Osnabrücker Johanniskirche. Albert wird hier (S. 161/Nr. 45) ausdrücklich als „stud. art. zu Wien“ bezeichnet mit der Herkunftsangabe Osnabrück und dem Geburtsstand „Ministerial“, also aus dem Niederadel kommend.

**8. Konrad von Vechta;**

einer der bedeutendsten Kleriker im Umfeld des böhmischen Königs Wenzel (Regierungszeit 1361 - 1419) – und

**9. Konstantin von Vechta, sein Bruder.**

Bei beiden ist ein Studium nicht ausdrücklich belegt (Konrads angebliches Rechtsstudium in Italien hat bereits Hlaváček als unbewiesen bezeichnet), aber wahrscheinlich. Konstantin könnte – entgegen Hlaváček's Meinung – durchaus in jenem Konstantin zu Rehta zu finden sein, der 1387 in der Prager Artistenfakultät studierte. Das Studium begann im Mittelalter oft in jungen Jahren (mit 15 oder 16); wenn Konstantin also um 1421/22 starb, könnte er gerade erst knapp 50 Jahre alt gewesen sein.

Für die Brüder gilt wieder, daß sie nicht direkt aus Vechta stammen, sondern aus einer Bremer Ratsherrenfamilie, die bereits Mitte des 13. Jahrhunderts von Vechta nach Bremen übergesiedelt war. Literaturverweise: Ivan Hlaváček, Konrad von Vechta, in: Geschichte der Stadt Vechta, 1. Lieferung, Vechta 1974; Göken S. 55 - 58; Dr. Karl Sichart, Konrad von Vechta, in: Heimatblätter 8/10 1952; W. Hanisch, Heinrich Totting aus Oythe und Konrad von Vechta, in: Nordrhein-Westfalen und der deutsche Osten, Dortmund 1967, S. 69-82.

**10. Heinrich Pape von Oythe;**

nach Vincke (S. 179) wird er im April 1369 Prager Magister. Auch Sichart (Heinrich von Oyta) führt ihn an.

**11. Bernardus Oyta;**

nach Sichart (S. 196) 1393 in Wien.

**12. Johannes Patenhuß, Kanonikus aus Wildeshausen;**

nach Sichart (S. 196) 1393 in Erfurt.

**13. Hermann von Oyta;**

nach Sichart (Heinrich von Oyta) 1396 Student in Wien.

**14. Heinrich Olting von Oythe;**

wird laut Sichart (Heinrich von Oyta) 1397 Magister in Wien. Vielleicht liegt hier eine Überschneidung mit Heinrich Totting vor, der zur gleichen Teil in Wien tätig war (siehe Nr. 5).

---

- 
15. **Alardus von Oythe;**  
laut Sichart (S. 196) 1405 in Wien. Der Vorname ist zu dieser Zeit in unserer Region nicht häufig anzutreffen. Möglich ist deshalb, daß es sich hier um Alard Tydeking handelt, der ab 1429 als Vikar der Pfarrkirche Friesoythe nachweisbar wird (OUB V 632, 643, 728, VIII 156, 154). Tideking ist zudem der Name einer Friesoyther Bürgermeister- und Ratsherrenfamilie.
  16. **Gotfridus von Oythe;**  
nach Sichart (S. 196) ebenfalls 1405 in Wien.  
Die Herkunftsbezeichnung „von Oythe“ erlebte im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts unter den Studenten einen wahren Boom. Wir wissen bei fast allen nicht einmal, ob sie in der Tat aus Oythe, Friesoythe oder Altenoythe stammen, können vielmehr nur vermuten, daß der hervorragende Aufstieg des Heinrich Totting von Oythe zu einer Reihe von Nachahmungsversuchen in Prag und Wien führte — oder daß es sich schlicht um Verwandte des Professors handelte, die in seiner Nähe aus den kargen Verhältnissen ihrer Heimat ausbrechen wollten. Auffallend ist jedenfalls, daß dieser Boom nach dem Tod des Heinrich Totting abebbt.
  17. **Dominus Albertus von Löningen;**  
laut Sichart (S. 196) und Vincke (S. 183) 1407 Theologiestudent in Köln.
  18. **Martinus von Oythe;**  
nach Sichart (S. 196) 1412 in Wien.
  19. **Wessel von Cloppenburg;**  
nach Sichart (S. 196) 1414 in Köln.
  20. **Johannes Brogele aus Vechta;**  
laut Sichart (S. 196) 1419 in Leipzig. Der Name taucht in verschiedenen Urkunden der Jahre 1401 bis 1419 auf (OUB V 552, 555, 602; VIII 103-5). Möglicherweise handelt es sich hier um den Vater, einen Niederadeligen, der zu den Gerichtsleuten des Desumgerichts gehört.
  21. **Erpo Glode aus Vechta;**  
nach Sichart (S. 196) 1419 in Wien und 1425 in Leipzig. Sohn des Wichmann Glode, Burgmann und Knappe zu Vechta (OUB VIII 141).
  22. **Kerstianus Vechta;**  
nach Vincke (S. 186) im Sommersemester 1421 in Erfurt.
  23. **Hinricus Wildeshusen;**  
nach Vincke (S. 186) im Juli 1421 in Rostock immatrikuliert.
  24. **Lambertus Snetlage;**  
laut Vincke (S. 186) im Sommersemester 1421 in Erfurt und im Winter 1421/22 in Köln: Die Familie stammt ursprünglich aus Löningen, war aber auch in der Ravensberger Ministerialität und der Quakenbrücker Burgmannschaft vertreten (Kränke S. 75). Der Vorname Lambert ist in der Familie üblich, in dem angegebenen Zeitraum aber urkundlich nicht belegt.
  25. **Heribord Duvel;**  
laut Vincke (S. 186) 1423 in Köln. Es könnte sich um ein Mitglied der Wildeshäuser Bürgermeister- und Ratsherrenfamilie Duvel handeln.
  26. **Hugo von Vechta;**  
er studiert laut Sichart (S. 196) 1426 in Heidelberg und wird als Kleriker der Osnabrücker Diözese bezeichnet.
-

- 
27. Florentius Doringheld aus Vechta;  
im Herbst 1428 in Rostock nachgewiesen (Vincke S. 188, Sichart S. 196). Offenbar ein Abkomme der Vechtaer Drost- und Burgmannsfamilie Doringelo, der allerdings urkundlich nicht nachweisbar wird.
28. Frater Johannes aus Vechta;  
er studiert als „conventualis Bremensis“ 1429 in Erfurt (Sichart S. 197). Der Dominikanerpater wird 1434 in Erfurt zum Doktor der Theologie promoviert. 1443 ist er Leiter des Kölner Dominikanerstudiums (siehe: Gabriel M. Löhr, Die Dominikaner an den Universitäten Erfurt und Mainz, in: Archivum fratrum praedicatorum 23/1953, S. 247).
29. Johannes Wale aus Wildeshausen;  
er ist im April 1429 in Rostock (Vincke S. 188, Sichart S. 197), wo er ein Jahr später zum Baccalaureus wird. Wale bemühte sich mehrfach um eine kirchliche Pfründe in Wildeshausen (OUB V 677, 688) und wird dabei zum Jahr 1439 als Domvikar in Bremen bezeichnet.
30. Hermann von Vechta;  
nach Sichart (S. 197) und Vincke (S. 189) 1433 in Leipzig.
31. Bernhard von Rechterfeld;  
laut Sichart (S. 197) 1435 in Rostock. Es handelt sich vermutlich um ein Mitglied der angesehenen Wildeshäuser Familie von Rechterfeld (Ratsherren, Stiftskanoniker).
32. Hinricus Wildeshusen;  
laut Vincke (S. 190) im Sommer 1440 in Leipzig, zum Winter dann in Erfurt.
33. Martinus von Wildeshausen;  
nach Vincke (S. 190) im Wintersemester 1440 in Leipzig.
34. Hermann Buddemeyger aus Cappeln;  
nach Vincke (S. 190) schreibt er sich 1442 in Köln mit dem Zusatz „Kleriker der Osnabrücker Diözese“ und „pauper“ ein. Es handelt sich also um einen Mann aus vermutlich wenig begüterter Familie, der als Kleriker offenbar noch über keine einträgliche Pfründe verfügt. Als „pauper“ (= arm) wird er von der Studiengebühr befreit.
35. Bernard Becker aus Vechta;  
nach Stuttgart (S. 197) und Vincke (S. 192) im Mai 1454 in Rostock.
36. Erboldus Dinklage;  
nach Sichart (S. 198) im Winterrektorat 1456 in Leipzig. Ein Bruder des späteren Dinklager Pfarrektors Bernd von Dinklage. Er gehört zur Linie Dinklage-Herbordsburg, war Knappe und Burgmann in Vechta und (laut der Genealogie von Holthusen) von 1466-70 Drost in Cloppenburg. Die erfaßbaren Lebensdaten gibt Holthusen mit 1437-74 an. Erbold ging möglicherweise zusammen mit den beiden folgenden Niederadeligen nach Leipzig.
37. Otto Doringhelo;  
nach Sichart (S. 198) 1456 in Leipzig. Er begann das Studium zusammen mit
38. Herbord Doringhelo;  
(Sichart S. 198). Beide stammen aus dem Niederadelsgeschlecht Doringelo. Da die Namen Otto und Herbord in dieser Zeit allerdings mehrfach vorkommen (siehe OUB V und VIII), ist nicht zu klären, ob es sich um Brüder handelt und welchen Lebensweg sie später eingeschlagen haben. Beide könnten Kanoniker zu Wildeshausen (Otto dann auch Propst zu Bücken) geworden sein; die Namen lassen sich aber auch in der Vechtaer Burgmannschaft belegen.
-

- 
39. Heinrich Witting,  
40. Rembert Umme,  
41. Gerhard von Scharrel;  
nach Sichart (S. 198) kommen Witting und Umme aus dem Saterland (Matrikelangabe „Zagelte“) und Gerhard aus Scharrel („Scharlesagitte“). Sie alle studieren 1457 in Rostock. Witting wird 1486 als Ratsherr der Stadt Friesoythe nachweisbar (OUB V 846: Hinrik Wyttyng). Gerhard wird 1459 Baccalaureus.
42. Johannes Sluter aus Vechta;  
nach Vincke (S. 194) und Sichart (S. 198) im Mai 1458 in Rostock. Er trägt den Beinamen „cocus“ (Koch).
43. Bernhard von Dinklage;  
er schreibt sich im Winterrektorat 1459 in Erfurt ein (Acten der Erfurter Universität, Teil 1, Halle 1881, 277/36). Er ist ein Bruder von Erbold (Nr. 36) und wird später Pfarrektor der Dinklager Kirche (siehe OUB VIII und das Dinklager Jubiläumsbuch 1981, S. 94).
44. Otto Koebrink;  
als Kleriker der Osnabrücker Diözese laut Vincke (S. 195) im Juli 1462 in Köln in der Juristenfakultät immatrikuliert. Der Name Kobrinck ist in Vechta aber auch u.a. in Quakenbrück und Osnabrück belegt, der Vorname Otto verweist am ehesten nach Vechta. Hier gibt es von 1473-86 den Richter Otto Kobrinck aus der gleichnamigen Burgmannsfamilie (OUB V 812, 845 u.ö.). Die Einschreibung als Kleriker in der Kölner Matrikel steht dem nicht entgegen; sie bedeutet nur, daß Otto sich auf dem Weg zum Priesterberuf befand, eventuell die niederen Weihen empfangen hatte. Er kann später durchaus einen anderen Berufsweg eingeschlagen haben.
45. Arnold Katenbeke aus Wildeshausen;  
laut Vincke (S. 195) und Sichart (S. 198) im Mai 1463 in Rostock. Katenbeke ist als Kanoniker und Thesaurar (Finanz- und Vorratsverwalter) des Alexanderstifts ab 1489 nachweisbar (OUB V; 1526 verstorben). Er stammt aus einer Wildeshäuser Bürgermeister- und Ratsfamilie.
46. Lambert von Schnetlage;  
laut Vincke (S. 196) im Juni 1464 in Köln. Schnetlage (siehe auch Nr. 24) war von 1496 bis 1529 Osnabrücker Domdechant (Berning, S. 95f).
47. Johann Woermann aus Oythe;  
nach Sichart (2. Nachtrag S. 65) und Vincke (S. 196) im November 1465 in der Kölner Juristenfakultät.
48. Johannes Bremer aus Vörden;  
nach Vincke (S. 196) im April 1466 in Rostock. 1467 wird er Baccalaureus, ist dann aber mit dem Vornamen Joachim verzeichnet.
49. Hermann Ruve aus Vechta (Vecka?);  
laut Sichart (S. 198) 1466 in Rostock.
50. Dominus Gisbert von Elmendorp aus Osnabrück;  
laut Vincke (S. 196) im November 1466 in der Kölner Juristenfakultät. Er stammt offensichtlich aus der Vechtaer Burgmannsfamilie von Elmendorff, war um 1472/75 Osnabrücker Domherr und stiftete die Siechenkapelle der 10 000 Märtyrer bei der Stadt Vechta (OUB VIII 202; Harald Schieckel. Die Familie von Elmendorff auf Füchtel, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta, 4. Lieferung, Vechta 1983, S. 544).
-

- 
51. Johannes Vechta;  
er wird laut Vincke (S. 197) 1469 in Rostock zum Baccalaureus ernannt.
52. Ludolf von Vechta;  
laut Sichart (2. Nachtrag S. 65) 1468 in Köln. Ein Hinrik Ludolphi ist Zeuge in einer Vechtaer Urkunde des Jahres 1481 (OUB VIII 212).
53. Johannes Umme aus Scharrel (Scharle?);  
laut Sichart (S. 198) 1469 in Rostock.
54. Hermann von Dinklage;  
in der Rechtsfakultät der Kölner Universität studierte er vom Februar 1470 an das Kirchenrecht (Die Kölner Universitätsmatrikel, Band I, Bonn 1928<sup>2</sup>, 1470 A, 324/18). Der Name Hermann ist in der Familie von Dinklage nicht oft belegt. Nach den Stammtafeln von Holthusen kann es sich hier nur um Hermann I. aus der Linie Herbordsburg gehandelt haben. Er ist Knappe, Burgmann zu Quakenbrück, 1504 Hofmeister des Osnabrücker Bischofs und später Drost in Vörden. Hermann müßte dann allerdings ein biblisches Alter erreicht haben: er starb am 24. April 1551.
55. Wilhelm Dammonis;  
nach Vincke (S. 198) im Mai 1471 in Köln. Er stammt aus der Osnabrücker Diözese, was eine Verbindung zu Damme in Südoldenburg möglich erscheinen läßt. Dammonis wird im Dezember 1472 Baccalar.
56. Gotfridus Padeke aus Vechta;  
nach Vincke (S. 198) und Sichart (S. 198) im Mai 1471 in Rostock, im Sommer 1472 dann Baccalar. Padeke stammt offenbar aus einer Vechtaer Ratsherrenfamilie (OUB VIII 79, 136, 149).
57. Detmarus de Munster aus Wildeshausen;  
laut Sichart (S. 198) 1471 in Rostock. 1491 ist er einer der sechs Vikare des Chores im Wildeshauser Alexanderstift (OUB V 856).
58. Heinrich Rand aus Vechta;  
laut Vincke (S. 199) im März 1475 in Rostock, wird dort im Sommer 1476 zum Baccalar. Rand stammt offenbar aus einer Vechtaer Ratsherrenfamilie und wird später (ca. 1491 - 1514) Vikar — so nannten sich die Vertreter des oft gar nicht vor Ort amtierenden Inhabers der Pfarrstelle — in Dinklage (Dinklager Jubiläumsbuch 1981, S. 29 -30, 97).
59. Everhardus Bolemann aus Vechta;  
nach Sichart (S. 199) und Vincke (S. 199) im Juni 1476 in Rostock.
60. Heinrich Mule aus Oythe (oder Eutin?);  
nach Sichart (S. 199) 1478 in Rostock.
61. Johannes Noest aus Oythe;  
laut Sichart (S. 199) und Vincke (S. 200) im Mai 1479 in Rostock. Noest oder Nost ist der Name einer Friesoyther Ratsherrenfamilie. Johann erscheint 1489 als Kanoniker zu Wildeshausen (OUB V 850).
62. Johannes Dykhoff aus Vörden;  
nach Vincke (S. 201) im Oktober 1479 in Rostock.
63. Heinrich Hipstede aus Vörden;  
laut Vincke (S. 202) im Oktober 1480 in Rostock.
64. Otto Marke aus Vechta;  
laut Sichart (S. 199) und Vincke (S. 203) im Mai 1482 in Rostock.
-

- 
65. Dominus Henricus Loyr aus Vörden;  
laut Vincke (S. 203) als Priester der Osnabrücker Diözese im Dezember 1483 in der Kölner Juristenfakultät. Er erlangte dort im Februar 1487 das Baccalaureat.
66. Johannes Meppel aus Ihorst;  
nach Sichart (S. 199) 1484 in Rostock.
67. Dominus Bernard von Wildeshausen alias Koelken;  
nach Sichart (S. 199) und Vincke (S. 205) im November 1485 in Köln. 1489 bis 1532 als Kanoniker des Alexanderstifts belegt (OUB V 850, 982).
68. Konrad Bremer von Vörden;  
laut Vincke (S. 207) im August 1488 in Rostock.
69. Didericus Frone von Vechta;  
laut Sichart (S. 199) und Vincke (S. 207) im Sommer 1489 in Leipzig. Dietrich stammt aus einer Vechtaer Ratsherrenfamilie (de Vrone; siehe OUB VIII 175, 209).
70. Arnold Rusebecker aus Vechta;  
nach Sichart (S. 199) und Vincke (S. 208) im September 1489 in Köln zusammen mit
71. Hermann Rusebecker aus Vechta. Beide werden 1490 zum Baccalaureus erhoben.
72. Hinricus Schroder aus Vechta;  
nach Sichart (S. 199) und Vincke (S. 209) 1494 in Rostock. Schroder stammt offenbar aus einer angesehenen Vechtaer Familie, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts auch unter den Bürgermeister zu finden ist (OUB V und VIII — Everd Schroder).
73. Hermann Blomenhagen aus Vechta;  
nach Vincke (S. 210) im April 1495 in Rostock.
74. Denckerus Tidemann aus Vechta;  
nach Vincke (S. 210) im Mai 1495 mit dem Zusatz „pauper“ in Köln eingeschrieben. Der Name Tidemann taucht zu Beginn des 16. Jahrhunderts ebenfalls unter den Ratsherren und Bürgermeistern der Stadt Vechta auf (Danel Tidemann; siehe OUB VIII).
76. Dominus Rembertus Egberti aus Cloppenburg;  
nach Sichart (S. 199) und Vincke (S. 210) im Juni 1495 in Köln.
77. Dietrich von Dinklage;  
1495 in der Kölner Juristenfakultät als Th. de Dinslaken de Vechta (Die Kölner Universitätsmatrikel, Band II, Bonn 1919, 1495 C, 428/62). Wir finden ihn 1500 in Bologna wieder mit dem Eintrag: Nobilis Dominus Theodoricus de Dinklage clericus Osnaburgensis diocesis (Friedländer, Ernst und Karl Malagola, Acta Nationis Germanicae Universitatis Bononiensis, Berlin 1887, S. 257,22; Knod, Gustav, Deutsche Studenten in Bologna, 1899, S. 93/648). Dietrich, laut Holthusen aus der Linie Dinklage-Hugoburg, war vermutlich keine lange Lebensdauer beschieden, denn nur noch 1504 und 1506 ist er — laut Holthusen — als Osnabrücker Domherr belegt. 1526 ist er auf jeden Fall tot (Berning S. 298f).
78. Herbertus de Schneitlach;  
laut Vincke (S. 211) im Mai 1496 in Köln. Herbert von Schnetlage war später ein führendes Mitglied des Johanniter-Ritterordens; 1507 als Balier in West
-

---

falen (Leiter eines mehreren Kommenden umfassenden Bezirks), 1511/14 zusätzlich als Komtur von Lage bei Neuenkirchen (Leiter einer Einzelniederlassung der Johanniter) belegt (OUB V 911; VIII 276, 296).

**79. Gherardus Dinklage;**

als Osnabrücker Kanoniker am 5. August 1497 in Rostock immatrikuliert (Die Matrikel der Universität Rostock, Bd. 1, Rostock 1889, 285 b). Gerd gehört laut Holthusen zur Linie Dinklage-Herbordsburg und ist ein Bruder von Hermann (siehe Nr. 54). Er war Domherr zu Osnabrück und Bremen und 1512 Archidiakon zu Melle. Holthusen gibt die nachweisbaren Lebensdaten mit 1486 - 1552 (Tod) an.

**80. Caspar Hipstede aus Vörden;**

laut Vincke (S. 212) im Mai 1498 in Rostock.

**81. Johannes Morff aus Vörden;**

laut Vincke (S. 212) im April 1499 in Rostock.

**82. Herbert Dergloe aus Cloppenburg;**

laut Sichart (S. 199) 1499 in Rostock (siehe die Anmerkungen zu Nr. 37/38). Hier handelt es sich vermutlich um den späteren Cloppenburger Drost Herbord Doringelo (OUB VIII 276, 369 — Tod vor 1540).

**83. Dominus Henricus Wildeshusen;**

laut Vincke (S. 212) im Juli 1499 in Köln eingeschrieben. Er trägt den Zusatz „pauper“ und verlegte sich später aufs Rechtsstudium, in dem er es an der Kölner Universität bis zum Doktor decretorum (1512) und zum Dekan der Fakultät (1513) brachte. Er starb 1518 in Köln (siehe auch Berning, S. 39, Anm. 33).

**84. Johannes Kock aus Vechta;**

laut Sichart (S. 199) und Vincke (S. 213) am 20. April 1501 in Rostock, wo er im Winterrektorat 1502 Baccalaureus wird. Vermutlich identisch mit dem Richter zu Wildeshausen und zum Desum, der von 1536 bis 1543 nachweisbar ist (OUB V 1035; VIII 350, 358). Er kommt zusammen mit

**85. Herbertus Dinklage aus Vechta an die Universität.**

Da Herbert als Herkunftsort Vechta angibt, handelt es sich höchstwahrscheinlich um einen Sohn des Herbord von Dinklage zu Hopen, Knappe und Burgmann zu Vechta und (1505) Vorsteher des Burgmannskollegiums. Herbords gleichnamiger Sohn ist — laut Holthusen — 1525 Kirchherr zu Ascheberg und 1537-41 Kanoniker am Osnabrücker Johannisstift.

**86. Gherhardus Hesterwege aus Wildeshausen;**

laut Sichart (S. 199) und Vincke (S. 213) im Mai 1502 in Rostock. Der Familienname ist für Wildeshausen belegt (siehe OUB V).

**87. Nikolaus von Wildeshausen;**

laut Sichart (2. Nachtrag S. 65) 1502 in Köln.

**88. Engelbert Barnschede aus Wildeshausen;**

laut Sichart (S. 200) und Vincke (S. 214) am 2. Mai 1503 in Rostock.

**89. Rudolf Bervermann aus Wildeshausen;**

laut Sichart (S. 200) und Vincke (S. 214) am 5. Mai 1503 in Rostock. Beide Wildeshausener können allerdings gemeinsam den Weg nach Rostock angetreten und an unterschiedlichen Tagen den Eintrag in die Matrikel vorgenommen haben.

---

- 
90. **Bernardus van dem Berge aus Vechta;**  
laut Sichart (S. 200) und Vincke (S. 214) am 24. Juli 1503 in Rostock.
91. **Luchbertus Kuse aus Vechta;**  
laut Sichart (S. 200) und Vincke (S. 215) am 1. Mai 1504 in Rostock. Lubbert Kruse ist 1526/29 Bürgermeister der Stadt Vechta (OUB V 971; VIII 324; siehe auch die Bürgermeisterliste in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta, 2. Lieferung, Vechta 1978, S. 143).
92. **Rotger von Vechta;**
93. **Heinrich von Cloppenburg und**
94. **Th. von Wildeshausen;**  
nach Sichart (2. Nachtrag S. 65) und Vincke (S. 216; er nennt nur Th. v. Wildeshausen) nehmen die drei 1505 ihr Studium in Köln auf.
95. **Albert Mordhorst aus Dinklage;**  
er wird am 5. Mai 1507 zusammen mit Lambert Meyer aus Osnabrück in Rostock immatrikuliert (Die Matrikel der Universität Rostock, II, Rostock 1891, 29 b). Die Familie Morthorst ist in dieser Zeit für Dinklage belegt (Dinklager Jubiläumsbuch 1981, S. 29/30: Wichmann tor Morthorst), über Albert gibt es aber keine näheren Angaben.
96. **Borchardus Heymesath aus Vörden;**  
laut Vincke (S. 216) im April 1507 in Rostock.
97. **Gerardus aus Cloppenburg und**
98. **Johann Berchley aus Wildeshausen;**  
beide studieren 1506 in Köln (Sichart, 2. Nachtrag S. 65). Bei Johann handelt es sich vermutlich um ein Mitglied der Familie von Bargloy; Lehnsträger des Alexanderstifts und Ratsherren zu Wildeshausen.
99. **Walerus Barenscheiden;**  
nach Sichart (2. Nachtrag S. 65) 1509 in Köln. Wal Barenschede war später (1518-31) Kanoniker des Alexanderstifts und Sekretär des Grafen von Hoya (OUB V 945, 980; VIII 303, 338).
100. **Hermann Stuve aus Vechta;**  
nach Sichart (2. Nachtrag S. 65) 1510 in Köln. Göken setzt ihn gleich mit dem Humanisten Hermann Stuvius, der um 1545 Professor in Löwen war. Stuve soll dann 1560 als Pfarrer von Wildeshausen gestorben sein (siehe auch Vincke, S. 23).
101. **Johann Campis aus Vechta;**  
nach Sichart (2. Nachtrag S. 65) ebenfalls 1510 in Köln.
102. **Reinoldus de Basten aus Vechta;**  
auch er studiert 1510 in Köln (Sichart, 2. Nachtrag S. 65). Basten stammt aus der Vechtaer Drostenfamilie (Otto von Basten, Drost 1495 - 1509; siehe OUB V und VIII).
103. **Theodor Brochmann aus Vechta;**  
nach Sichart (2. Nachtrag S. 65) ist er ebenfalls 1510 in Köln.
104. **Wesselus Cappelen aus Wildeshausen;**  
nach Sichart (2. Nachtrag S. 65) 1511 in Köln. Wessel stammt aus einer angesehenen Wildeshauser Familie (Bürgermeister und Ratsherren) und erhält 1518 von Papst Leo X. die Bestätigung für ein Kanonikat an der Alexanderkirche. (OUB V 930).
-

- 
105. Georgius von Wildeshausen;  
nach Sichart (2. Nachtrag S. 65) 1512 in Köln.
106. Johannes von Vechta und
107. Johannes Marckwardi aus Vechta;  
beide laut Sichart (2. Nachtrag S. 65) 1514 in Köln. Der Name Marquard ist für Vechta belegt (um 1550 ist ein Heinrich Marquard Pfarrer in Vechta; siehe OUB V und VIII).
108. Konrad von Holten aus Vechta;  
laut Sichart (S. 200) 1516 in Rostock.
109. Hermann Vaget aus Wildeshausen;  
nach Sichart (S. 200) gleichfalls 1516 in Rostock. Laut Sichart wurde ein Hermann Vagedes am 26. März 1566 mit der Pfarre in Bardewisch belehnt. 1526 tritt uns in einer Urkunde ein Hermann Vaigeth entgegen (OUB V 958). Die Familie Vageth (oder de Vageth) ist in Wildeshausen nachzuweisen, nennt sich dort auch Rogge (OUB V 802, 7/43). Ein Nikolaus Vaget ist 1545 Oldenburgischer Kanzler (OUB V 1040).
110. Robert Robeke aus Oythe;  
die Familie Robekke ist zumindest in früherer Zeit in Oythe belegt (OUB V 602). Robert war ebenfalls 1516 in Rostock (Sichart S. 200).
111. Albertus Kanno aus Cloppenburg und
112. Johannes Meyer aus Cloppenburg;  
beide sind laut Sichart (S. 200) 1516 in Erfurt. Kanno (oder Kanne) stammt möglicherweise aus Stalvörden (ein Hermann Kanne aus Stalvörden ist 1546 Kirchengeschworener zu Krapendorf; OUB VIII 387). Ein Johann Meyer gehört 1530 ebenfalls zu den Kirchengeschworenen der Pfarrei Krapendorf (OUB VIII 331). Johann Meyer genannt Mintewede ist als Generalnotar in Wildeshausen von 1538-45 belegt (OUB V 1015, 1039, 1045).
113. Egbert Ubbonis aus Cloppenburg;  
Sichart (2. Nachtrag S. 66) findet ihn 1517 in Köln.
114. Otto von Dinklage aus Osnabrück;  
er immatrikuliert sich als Kanoniker der Osnabrücker Kirche im April 1518 in der Kölner Juristenfakultät (Die Kölner Universitätsmatrikel, Bd. II, Bonn 1919, 1518 A, 518/25). Otto stammt laut Holthusen aus der Linie von Dinklage-Loxten und hat damit keine direkten Verbindungen mehr zum ursprünglichen Stammsitz des Geschlechts. Nachweisbar wird er von 1504-37. Er scheint kein Kind von Traurigkeit gewesen zu sein. Der Domherr wird 1525 in einer Klage der Osnabrücker Gildemeister genannt, da er „mit offenem Messer vor Egbert Bremers Hause randalierte“ (Berning S. 63).
115. Alexander von Wildeshausen;  
laut Sichart (2. Nachtrag S. 66) 1519 in Köln.
116. Heinrich Scheve;  
nach Göken (S. 60-62) 1519 an der Kölner Universität. Scheve soll um 1492 geboren sein und aus einer angesehenen Familie des Saterlandes stammen. Nach Göken soll er Schulen in Osnabrück und Münster besucht haben und 1519 auch Pfarrer in Scharrel gewesen sein (der Name Scheve ist in der Tat bereits 1447 für Scharrel belegt: Frederik Scheve; OUB VIII 156a). Heinrich Scheve soll später Kanoniker in Frekenhorst gewesen und 1554 gestorben sein.
- 



- 
117. Michael Offenwater aus Cloppenburg;  
laut Sichart (2. Nachtrag S. 66) 1520 in Köln. Stammt aus der Cloppenburger Bürgerfamilie Overwater bzw. Awerwater (siehe OUB VIII 190, 416; Bernhard Riesenbeck, Die Bevölkerung der Stadt Cloppenburg von der zweiten Hälfte des 15. bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts, in: Oldenburger Jahrbuch 41/1937, S. 145 - 162).
118. Johannes Kremer aus Vechta;  
laut Sichart (S. 201) 1520 in Rostock.
119. Theodor Bernynck aus Wildeshausen;  
nach Sichart (S. 201) 1522 in Rostock. Berning ist von 1527 an als Kanoniker, später als Pfarrer zu Wildeshausen nachzuweisen (OUB V 982, 1010). Den nicht unbedingt immer vorbildlichen Lebenswandel der Kleriker jener Zeit bezeugt auch Berning: 1527 muß er eine Strafe zahlen, weil er sich mit dem Scholaster des Alexanderstifts, Thomas Steyn, geprügelt hatte (Berning S. 62, Anm. 10). Zusammen mit Theodor Berning kam vermutlich
120. Gerhard Fikensolt aus Wildeshausen;  
auch er ist laut Sichart (S. 201) 1522 in Rostock. Fikensolt ist von 1524-37 als Kanoniker des Alexanderstifts nachweisbar (OUB V 945, 982, 1010).
121. Otto Kobrink aus Vechta;  
nach Sichart (S. 201) 1522 in Rostock und 1524 in Köln (Sichart, 2. Nachtrag S. 66). Ein Otto Kobrink, Sohn des verstorbenen Richters Otto Kobrink (siehe Nr. 44) wird in Vechta bereits zum Jahr 1513 erwähnt (OUB V 917).
122. Johannes Nacke aus Löningen;  
laut Sichart (S. 201) 1522 in Rostock.
123. Hermann Lappenborch aus Vechta;  
laut Sichart (2. Nachtrag S. 66) 1523 in Köln. Vermutlich handelt es sich hier um ein Mitglied der Familie Cappenberg, die mit Rolf Cappenberg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch einen Vechtaer Bürgermeister stellte (siehe das Bürgermeisterverzeichnis in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta, Vechta 1978, S. 143).
124. Segebadus Mandelschlo aus Wildeshausen;  
laut Sichart (S. 201) 1525 in Wittenberg. Sichart vermutet in ihm den ersten lutherischen Pastor von Langwarden (Seba von Mandelslo, 1550-61). 1533 ist er Kanoniker zu Delmenhorst (OUB VIII 347).
125. Eiland Awick aus Cloppenburg;  
laut Sichart (2. Nachtrag S. 66) 1526 in Köln.
126. Heinrich Casselmann aus Wildeshausen;  
nach Sichart (2. Nachtrag S. 66) 1530 in Köln. Die Familie Kasselmann ist in der Wildeshäuser Westerstraße ansässig (OUB V 966). 1496 ist ein Heinrich Kasselmann Schulmeister zu Wildeshausen (OUB V 871); er ist aber sicherlich nicht mehr identisch mit dem Studenten.

Mit Heinrich Casselmann schließt die Reihe der nachweisbaren Universitätsbesucher aus dem heutigen Südoldenburg im vorliegenden Aufsatz. Es wäre sicherlich interessant, die Auflistung und Auswertung für die Reformations- und Gegenreformationszeit fortzusetzen, hier die Veränderungen im Studienverhalten und in der Studienplatzwahl aufzuzeigen; es soll einer — möglichen — späteren Fortführung vorbehalten bleiben.

---

---

## Anmerkungen

1. Angaben im Niedersächsischen Städtebuch, hg. v. Erich Keyser, Stuttgart 1952, S. 135, 362, 378
  2. in Cloppenburg erst um 1600 Stadtschule mit lateinischem und deutschem Unterricht; Städtebuch (wie Anm. 1) S. 93
  3. die Kinder aus Vechta und Cloppenburg gingen zunächst zur deutschen Schule nach Wildeshausen. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstand auch in Vechta eine deutsche Schule, die der Lateinschule angegliedert wurde. Siehe dazu Franz Hellbernd, Die allgemeinbildenden Schulen in Vechta, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta, 3. Lieferung, Vechta 1981, S. 243-366, bes. die Seiten 243-245.
  4. siehe dazu das Kapitel „Lesen, Schreiben und Unterrichten“ in: Peter Moraw, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung — Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490, Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 3, Berlin 1985, S. 323ff
  5. Oldenburger Urkundenbuch Bd. V, Nr. 26
  6. Franz Hellbernd (wie Anm. 3), S. 244
  7. Moraw (wie Anm. 4), S. 326
  8. Edith Ennen, Frauen im Mittelalter, München 1985<sup>2</sup>, S. 240f u.ö.
  9. Moraw (wie Anm. 4), S. 327
  10. so war zum Beispiel die 1248 gegründete Dominikanerschule in Köln eine der bedeutendsten Bildungseinrichtungen ihrer Zeit; hier lehrten Albert der Große und Meister Eckart, wurde Thomas von Aquin ausgebildet.
  11. die Literatur zur Universitätsgeschichte in all' ihren Aspekten ist äußerst umfangreich. In Deutschland haben wir die klassischen Werke von H. Denifle, Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400, Berlin 1885; G. Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten, 2. Bde. Stuttgart 1888/96; F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, Berlin und Leipzig 1919<sup>3</sup> - 1921. Die neueste Zusammenstellung deutscher Universitätsgeschichte bietet Thomas Ellwein, Die deutsche Universität, Königstein/Ts. 1985. Detailliertere Auskünfte auch unter sozialgeschichtlichen Aspekten gibt allerdings Peter Moraw: Zur Sozialgeschichte der deutschen Universität im späten Mittelalter, in: Gießener Universitätsblätter 8, Heft 2 (1973) S.44-60; Aspekte und Dimensionen älterer Universitätsgeschichte, in: Peter Moraw und Volker Press (Hg.), Academia Gissensis, Marburg 1982, S. 1-43
  12. Moraw (wie Anm. 4) S. 330
  13. in der Aufzählung sind die gescheiterten Gründungsversuche nicht angeführt (Würzburg, Kulm, Pforzheim, Lüneburg als Beispiele).
  14. die grundlegende Untersuchung zu den Studenten des Spätmittelalters hat Rainer-Christoph Schwinges geliefert: Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert, Gießener Habilitationsschrift 1984; siehe auch Schwinges, Universitätsbesucher im Reich vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984) S. 5-30
  15. Wildeshausen wurde in die Untersuchung einbezogen, weil die Stadt vom 15. Jahrhundert an zeitweise dem münsterschen Niederstift zugehörig war, und weil hier mit dem Alexanderstift ein kirchlich-geistiges Zentrum vorhanden war, das in die gesamte Umgebung ausstrahlte. Wildeshausen war zudem im Spätmittelalter die mit Abstand größte Stadt unserer Region.
  16. in: Oldenburger Jahrbuch 1919/20, S. 186-293. Sichart ergänzte seine Sammlung durch zwei Nachträge: Oldenburger Jahrbuch 33 (1929) S. 153-8 und Oldenburger Jahrbuch 40 (1936) S. 63-86. Eine weitere für uns ergiebige Studentenauflistung bietet Johannes Vincke in: Der Klerus des Bistums Osnabrück im späten Mittelalter, Münster 1928
  17. für italienische und französische Universitäten liegen oft nur sporadisch Matrikelangaben vor; keine Studentenlisten gibt es von der nur kurzlebigen Würzburger Gründung (1402-11), nur die Promotionslisten liegen in Trier vor. Bei den für unsere Untersuchung interessanten Universitäten sind allerdings faßt alle Immatrikulations- und Promotionsnachweise erhalten und veröffentlicht.
  18. wie Anm. 16, S. 188
- 



- 
19. man muß hier zusätzlich berücksichtigen, daß die Matrikelangaben oft schwer zu entziffern sind und so auch beim Übertrag für den Druck Fehler entstanden sein können.
  20. Vincke, wie Anm. 16, S. 186
  21. im Mißverständnis auszuschließen: Untersucht wird hier nicht, inwieweit Kleriker des Alexanderstifts an den Universitäten anzutreffen sind. So kann es durchaus sein, daß ein von außerhalb kommender Kleriker vor seinem Eintritt in das Stift studierte; er erscheint dann nicht in der Liste. Die interessante Frage nach dem Anteil der Universitätsbesucher unter den Klerikern des Stifts muß einer anderen Untersuchung — vielleicht im Rahmen einer Gesamtgeschichte des Alexanderstifts — überlassen bleiben.
  22. literarisch aufgearbeitet hat dieses sogar noch zu Zeiten des 30jährigen Krieges herrschende Sprachwirrwarr Günter Grass in seinem Band: Das Treffen in Telgte.
  23. das Studium der Medizin wurde nur von sehr wenigen aufgenommen. Es war zudem rein theoretisch. Die praktische Ausübung des Arztberufes war in den allermeisten Fällen noch jenen „Handwerkern“ überlassen, die z. B. unter der Bezeichnung „Bader“ einen wenig rühmlichen Ruf genossen.
  24. eine Auswertung der bislang veröffentlichten Auszüge aus den päpstlichen Registern (des „Repertorium Germanicum“) hätte sicherlich in Einzelfällen weitergeholfen, konnte aber aus Zeitgründen nicht vorgenommen werden. Für die Zeit bis 1418 hat Laurenz Niehus vieles zusammengetragen: Die päpstliche Ämterbesetzung im Bistum Osnabrück 1305-1418, Osnabrück 1940.
  25. dazu die Ausführungen von Laetitia Boehm, Die Verleihung akademischer Grade an den Universitäten des 14. - 16. Jahrhunderts, in: Chronik der Ludwig-Maximilians Universität München 1958/59, S. 164-178

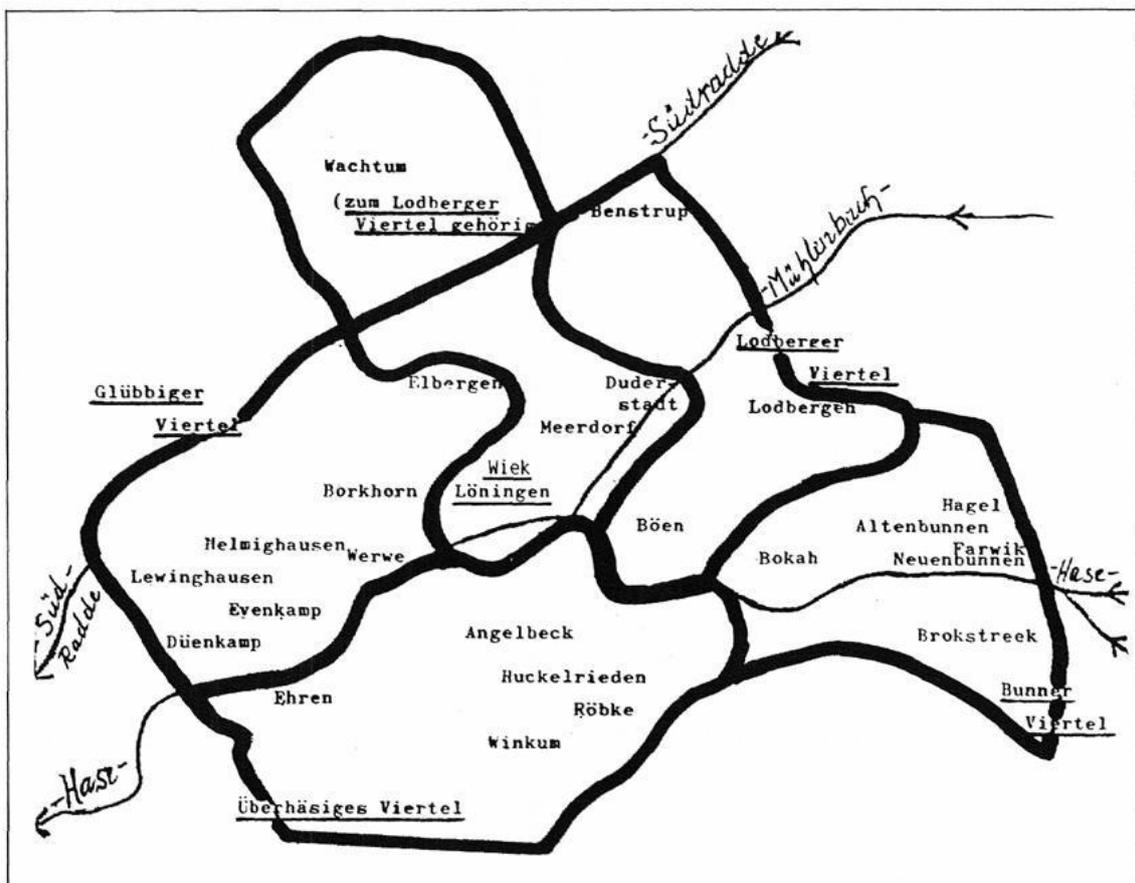
**Literaturverzeichnis** (bezogen auf die für die Auswertung herangezogene Literatur; Einzelangaben bei den Studenten)

- Berning, Wilhelm: Das Bistum Osnabrück vor Einführung der Reformation (1543), Osnabrück 1940 (Das Bistum Osnabrück Bd. 3)
  - Dinklage 1231-1981, Jubiläumsbuch, Lohne 1981
  - Göken, Johannes: Gelehrte des Mittelalters aus dem Oldenburgischen Münsterland, in: Der eiserne Birnbaum 1 (1926), S. 49-62
  - Holthusen, Hermann: Genealogie von Dincklage bis etwa 1600, Ms. im Staatsarchiv Osnabrück, Best. Erw A 24, Nr. 39
  - Kränke, Ferdinand: Die Osnabrücker Domherren des Mittelalters und ihre ständische und landschaftliche Herkunft, Diss. Münster 1939
  - Niehus, Laurenz: Die päpstliche Ämterbesetzung im Bistum Osnabrück 1305-1418, Osnabrück 1940 (Das Bistum Osnabrück Bd. 2)
  - Oldenburgisches Urkundenbuch, hg. v. Gustav Rühning, Bd. V, Südoldenburg, Oldenburg 1930; Bd. VIII, Kirchen und Ortschaften von Südoldenburg, Oldenburg 1935
  - Riesenbeck, Bernhard: Die Bevölkerung der Stadt Cloppenburg von der zweiten Hälfte des 15. bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts, in: Oldenburger Jahrbuch 41 (1937) S. 145-162
  - Sichart, Karl: Oldenburger Studenten auf deutschen und außerdeutschen Hochschulen, in: Oldenburger Jahrbuch 1919/2, S. 186-293; 33 (1929) S. 153-8; 41 (1936) S. 63-86
  - Vincke, Johannes: Der Klerus des Bistums Osnabrück im späten Mittelalter, Münster 1928 (Vorreformationsgeschichtliche Forschungen Bd. XI)
-

Alfred Benken

## Aus einem alten Abgabenquittungsbuch des Kirchspiels Löningen

Beim Zusammenstellen der Hofgeschichten der Löninger Bauernstellen stieß ich beim Hof Rode in Böen auf ein in Schweinsleder eingebundenes, in seinem Einband jedoch stark zerstörtes, sonst aber gut lesbares Abgabenquittungsbuch (12,5 cm mal 7,5 cm) aus den Jahren 1720 bis 1773, in dem nur die Jahre 1720, 1767, 1770 und 1773 lückenhaft sind und die Jahre 1768 und 1769 fehlen.



Skizze: Löningens Wiek und Quartale (Viertel)

---

Das Kirchspiel Lönigen war von altersher aufgeteilt in das Überhäsige, Glübbiger, Lodberger und Bunner Quartal. Dazu kam als fünfte Einheit die Wiek Lönigen.

Zum Lodberger Quartal (Viertel) zählten die vier Bauerschaften Wachtum, Benstrup mit Madlage, Lodbergen mit Holthausen und Böen.

In dem vorliegenden Zeitraum von 1720 bis 1773 gab es in den vier Bauerschaften folgende Stellen (Ganz-, Halb-, Drittel- und Viertelerten):

| Wachtum   | Benstrup      | Lodbergen     | Böen       |
|-----------|---------------|---------------|------------|
| Freer     | Wördemann B.  | Holthinnerkes | Westerhoff |
| Nienhaber | Wördemann Th. | Holtdirks     | Hengemühle |
| Käter     | Bischoff      | Holtwessels   | Rode       |
| Bauer     | Koopmann H.   | Stumpken      | Rave       |
| Glöe      | Koopmann J.   | Knobben       | Schnieders |
| Schlagge  | Käter         | Rolfes        | Sandker    |
| Lampen    | Benken        | Braak         | Rulker     |
| Ridder    | Stumken       | Müter         | Brüggemann |
| Maas      | Tabbe         | Drees         | Hürrenken  |
| Thalen    | Eilers        | Holtröbken    | Döen       |
| Moormann  | Brümmer       | Többen        | Wulf       |
| Sandker   | Pool          | Buschen       | Orthaus    |
|           | Hillen        |               |            |
|           | Többen        |               |            |
|           | Kerstiens     |               |            |
|           | Matlage       |               |            |
|           | Rump          |               |            |
|           | Brinkherms    |               |            |

Bauernvogt des Lodberger Quartals war in den Jahren zwischen 1720 und 1773 der Wehrfester auf der Roden Stelle in Böen — in alten Hofurkunden auch Strohen Stelle genannt.

Als Kirchspielsrezeptor quittierte Heribert Andreas Düvell die Abgabenzahlungen von 1720 bis 1733, von 1734 bis März 1738 quittierte seine Mutter, die Kirchspielsrezeptrix „Anna Cassius Wittib Düvell“, von Juli 1738 bis zu seinem Tode im Juli 1744 quittierte wieder H. A. Düvell; ihm folgte ab Dezember 1744 bis Dezember 1745 Michael Hogertz als „admittirter Rezeptor“, ab Dezember 1745 quittierte der Rezeptor Silvester Anton Hueden bis zum Ende des Jahres 1766. Von 1767 bis 1773 fehlen die Quittierungen.

---



*Hofauffahrt zur Roden Stelle in Bön — Hofgebäude errichtet im Jahre 1833*

*Signet des  
Löninger Notars  
und Kirchspielsre-  
zeptors Heribert  
Andreas Düvell*



---

Laut vorliegendem Quittungsbuch wurden folgende Abgabearten gehoben (einige nur einmal, andere wiederholt, wieder andere ständig)

G = vom „geheelen“ Gericht, d. h. vom Kirchspiel und von der Wiek;

- K = vom Kirchspiel allein, (d. h. ohne die Wiek): „Behuefs  
Ihro fürstl. Defrayrungs Kosten (Unterhaltungskosten (K))
- Verbeßerung des Wedumb- und Tambourengehalts (K)
  - Gewöhnlichen Extraordinarien (G und K)
  - Vechtischen Eys(en)brechen (K)
  - Amtsnothwendigkeiten (G und K)
  - abgelebten Vogtes Düvell Capital (K)
  - Amtspost (G und K)
  - Wachtbrandt, Kirchspielspensionen bzw. -renthen (G und K)
  - Canals anbefohlenermaßen (K)
  - den Herren Beamten entstandenen Zehrungskosten und zustehenden Diätengeldern (G)
  - Vechtischen Fascinen und Pfählen (K)
  - Wedumb Pastoratkosten (K)
  - Amtsnotwendigkeiten und Zehrungsgelder (-kosten) (G)
  - Hypothekencapital (K)
  - Schuljungfer Hausheuer und geschehener Verbeßerung des Schulmeister Hauses wie auch deßen Schule (Metgen- und Bubenschule) (G- die Wiek zahlt den zehnten Teil)
  - Kirchspielssatzung ausgefertigt durch Rentmeister und Amtsschreiber (K)
  - Apothequers Schraders capitale Lage und renthe (K)
  - portatur- und receptur gebühr (K)
  - ungarischen Einquartirungskosten-März 1741 (G- den zehnten Teil für die Wiek)
  - zum schulmeister neue Tellergerde mit Einschluß ganz Wachtumb (K)
  - Landtags Diäten(zehrungs)kosten (G)
  - Sachen Richters Nehen und Vogten Düvell wie auch (vor) Wacht undt ordinantz Reuter in der Wiek undt zur Cloppenburg (K)
  - Sercive-gelder (K)
  - Abfindung des Meyers zu Werve Kapital (K)
  - Verpflegung des aufen Meyerhof zu Werve exponiert gewesenen Kindes (K)
  - Rechnung Hogertz (für Amtsführung und -auslagen) (K)
  - Apothequeren Adami zur Quakenbrück ahn Medicamente
-

wegen in hiesigen Kirspiel ohnlängst grassirten rothen lauß  
oder Dysenteria (K)

- Markengerichtskosten (G)
- französischen Herrn Commandant zur Vechte für Portirung  
und rationen (G)
- Küstenweg (G)
- einquartirungs-, Durchzugs- und Requirayrungs Kosten in  
der Wiek Löningen vom 22ten Aug. biß 10ten Oct. a. c. (1761)  
nach Abzug des wicks Contingent (G- die Wiek zahlte den elf-  
ten Teil)
- Dragoner Consumptions Kosten (1762) (G)
- Beköstigung des Weihbischofs anlässlich der Firmung  
(1764) (G)
- Portaturgelder des Oberrezeptors Reichen (G)
- Prozeßkosten (Richter Nehem contra Kirchspiel) (K)
- Einquartirung Combefort (1764) (G)
- Küster Brickweddes Weg für Ihro Römisch-Kaiserliche Maje-  
stät gottsehlig Andenkens (Fürstbischof Clemens August †  
1761) geschaffenes Creutz (K)

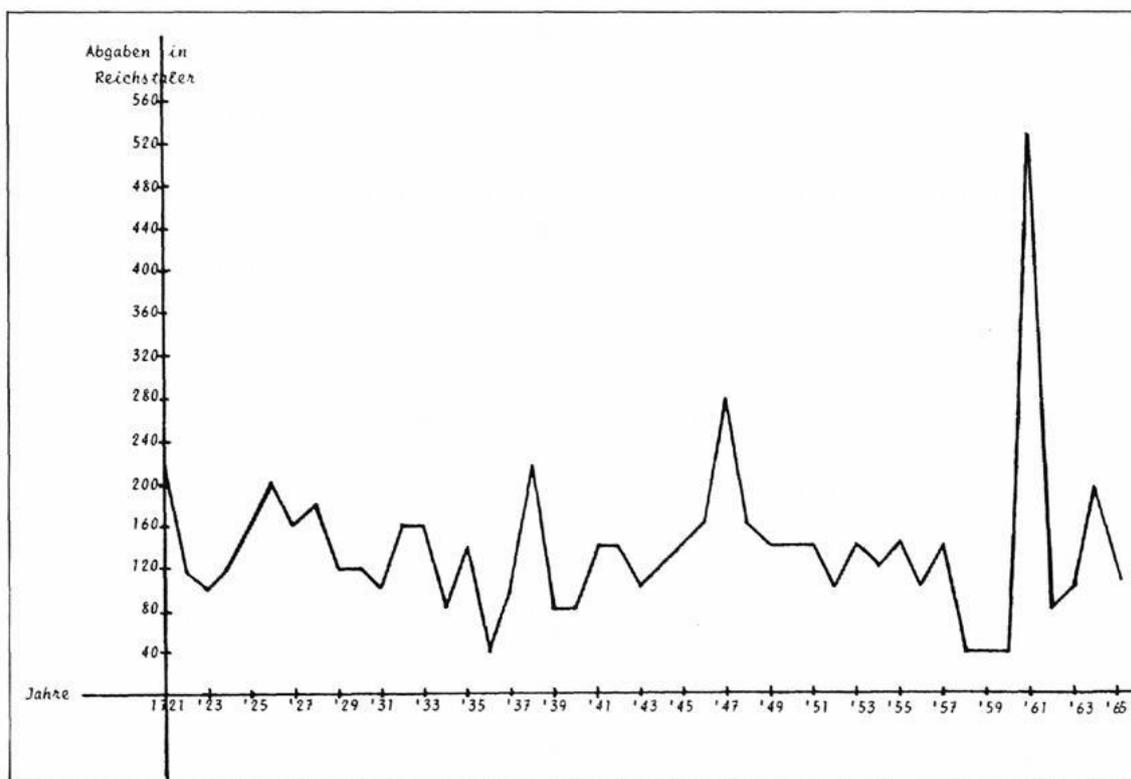


Diagramm: Abgaben des „Lotberger Quartals“ in den Jahren  
1721-1765

- Moorbrücke auf dem Wachtumer Damm (K)
- Vechtische Torfgeld“ (K)

In dem angeführten Zeitraum von 1721 bis 1765 brachten Kirchspiel und Wiek Löningen insgesamt 6. 219 Reichstaler an Abgaben auf. Die Höhe der Abgaben schwankte von Jahr zu Jahr, sie betrug im Durchschnitt 138 Reichstaler pro Jahr.

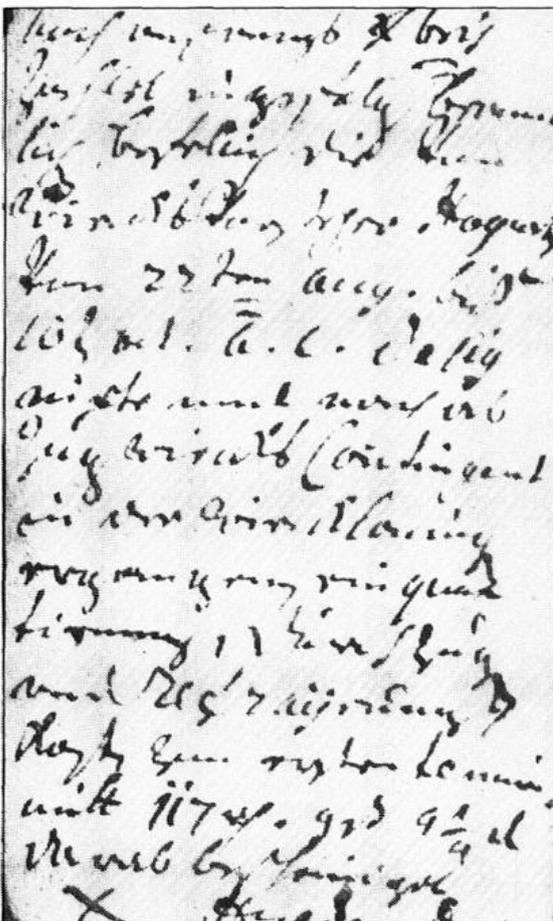
Die höchsten Abgaben fielen im Jahre 1761 an. Es war die Zeit des 7-jährigen Krieges (1756-1763). In den Jahren 1758/59/60 hielten sich die Abgaben wegen vielfach ruhender Verwaltungstätigkeit z. Z. des Krieges auf niederem Niveau. Erst als i. J. 1761 das Niederstift Münster in die Wirren des Krieges miteinbezogen wurde, schnellten die Abgaben in die Höhe. Im Abgabenquittungsbuch heißt es dazu: „Noch anfangs Xbris (1761) zahlt ingefolg beambtlich Bestelung die von Wieksvorsteher Hogertz von 22ten Aug. biß 10ten Oct. a. c. designirte und nach abzug Wieks Contingent in der Wiek Löningen ergangenen einquartirung, Durchzug und

Defrayrungskosten zum ersten Termin mit 117 rt 9 ß 9 1/4 d darab bescheinigt Hueden“ (siehe Aufn.)

In einem zweiten Termin war dieselbe Abgabe noch einmal fällig.

Es ist gewagt, hier Vergleiche zu ziehen. Aber wie hoch die Abgaben waren, ersieht man aus folgendem Stellenverkauf während des o. a. Abgabenzeitraumes: Im Jahre 1735 verkaufte der Huckelrieder Gutsherr v. d. Horst seine Meyerratken-Stelle in Röbbke für 3.500 Reichstaler an den s. Z. aufsitzenden Wehrfester.

Wenn man bedenkt, daß zu den o. a. 6.219 Reichstalern als öffentliche Abgaben noch die privaten Abgaben der einzelnen Wehrfester an die Grundherrschaften und an die Kirche kamen, so waren die Klagen der „Kirchspielseingesessenen“ sicherlich berechtigt.



Aus dem alten Abgabenquittungsbuch

---

Das Lodberger Quartal allein hatte i. J. 1761 528 Reichstaler an Abgaben zu zahlen. Wie war es zu diesen hohen Abgaben gekommen?

## Vom Rechtsstreit des Kirchspiels Löningen wider das Wigbold Löningen

Österreichs Kaiserin Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens an den Preußenkönig Friedrich II. nicht verschmerzen. 1765 kam es zum Bündnis Österreichs mit Rußland und Frankreich gegen Preußen und England mit Hannover. Der Fürstbischof von Münster, Clemens August Herzog von Bayern, stellte sich als Reichsstand auf die Seite des Kaisers, schloß sich also Österreich an. Sieben Jahre kriegerischer Auseinandersetzungen folgten. Dieser Siebenjährige Krieg hatte auch für das Niederstift Münster, also für die Ämter Meppen, Cloppenburg und Vechta, verheerende Folgen, da bald die preußisch-hannoverschen Truppen, bald die französischen Truppen das Niederstift überzogen. Wenn zu dieser Zeit auch direkte kriegerische Auseinandersetzungen im Löninger Raum nicht stattfanden, so waren diese „trüble zeitten“ nichts desto weniger drückend durch die großen Lieferungen an Brot, Fleisch und Speck, also an „Victualien“, und an Hafer, Heu, Stroh, Torf und Brennholz wie auch an Geld. Zwar waren die landesherrlichen Beamten - Drost, Rentmeister, Vogt und Rezeptor im Verein mit dem Kirchspielsrichter gehalten, Gerechtigkeit und Billigkeit bei der Verteilung („Repartirung“) der „Beschwerung“ zu üben; und doch kam bei der Vielfalt der Lieferungen, „Quotationen“ und „Kontributionen“ oft Unordnung und Ungerechtigkeit vor. Der versäumten Lieferung folgte sofort die „Execution“, die gewaltsame Beitreibung. Zu diesen beschwerlichen Lieferungen an „Victualien“ kamen im Jahre 1759 befohlene „Ordonanzen zu Pferd und zu Fuß, Schanz-Arbeiten nach Nienborg, Münster und Meppen“, Lieferung von „Palisaden und Pixunt-Pfählen“ — dies alles mußte aus Löningen von den Kirchspielsleuten erbracht werden ohne den „Support der Wiekleute“, die sich auf Grund alter Vorrechte von diesen Kriegsbeschwerden als „eximirt“ (ausgenommen) betrachteten.

Als dann im Jahre 1761 französische Truppen wieder einmal das Niederstift bedrohten, mußten Schanzarbeiter aus dem Amt Cloppenburg, somit auch aus dem Kirchspiel Löningen, nach Meppen ziehen — wieder waren die Wiekleute „eximirt“, befreit. Weiter heißt es in der Akte: „§ 2. Im Jahre 1761, den 22ten August

---



---

lagerten sich in dem Wiegbold Löhningen, im Niederstift Münster Ampts Kloppenburg belegen ein Troup feindlicher (französischer) Soldaten, blieb in dem Orte, bis den 10. October 1761 liegen, und machte daselbst verschiedene Gelderpreßungen. Die Troup war in dem Wigbolte nicht ordentlich einquartirt (nicht von den Behörden in die Quartiere eingewiesen) sondern blieb alda liegen, weil wie ohngefähr dieselbe auf die Landstraße führte, woran der Wiegbold liegt. Der damalige Vorsteher des Wiegbold Hogarts oder vielmehr der Magistrath daselbst machte darauf dem Kirchspiel Löhningen Rechnung, vermög welcher das Kirchspiel für seinen Antheil dem Wigbolte wegen Einquartirung, Durchzügen und Defrairungs Kosten mit Einschluß der Rezepturgebühren 1026 Rthlr. 20 Sch(illinge) 1 1/2 D(eüt) zu ersezzen habe.

Der damalige Rezeptor Silvester Anton Huden repartirte (verteilte) nicht allein die Forderung unter den 4 quartiren als das Bünner, Oberhasiger Glübbinger und Wilberger (müßte Lodberger heißen) quartal, woraus das ganze Kirchspiel besteht, sondern die Eingeseßenen des Kirchspiels als einfältige Bauersleuthe zahlten auch wirklich bona fide diese Summe, welche demnach dem Wigbolte von dem Rezeptor rückbezahlt wurde.--

§ 3 Wie nun aber das Kirchspiel sich hernächst eines beßeren belehrt hatte, so stellte dieses oder Namens deßelben die Bauerrichter der vier quartalen im Jahre 1776 den 13ten März bey fürstlich Münsterischer Regierung folgende Klage an: Das Kirchspiel Löhningen habe zur Abfindung der Wiek Löhningen, Vorsteher Hogarz Rechnung wegen Einquartirungen Durchzügen und Defrairungs Kosten vom 22. August 1761 bis den 10ten October 1761 mit Einschluß der Rezepturgebühren 1026 Rthlr. 20 Schil. 1 1/2 dt. an weiland Silvester Anton Huden bezahlt. Die quartale des Kichspiels Löhningen wären dem Wigbold Löhningen die Kosten zu zahlen nicht schuldig, welche die durchpaßirenden Truppen dem Wigbold verursacht hätten. Indem dieses pro casu fortuito zu halten wäre, mithin dem Kirchspiel Löhningen von dem Wigbold das indebite solutum wieder zu ersetzen. Die Bitte war: Dem Rezeptor Huden Kirchspiel Löhningen dem Erben weil. Vorstehern Hogarz und der jezzigen Wiek die Wiederbezahlung der 1026 Rthlr. 20 Schl. 1 1/2 d. anzubefehlen.--

§ 4 Von Seiten der Witwe Hogarz, der Vorsteher und des Magistrath des Wigbolds Löhningen ward darauf angezeigt: a) Vermöge der in Abschrift sub A et B beypräsentirten vom Fürsten Christoff Bernard von Gahlen (1651) erlaßenen und vom Fürsten

---

---

Friedrich Christian (1690) bestätigten Verordnung sey festgesetzt: daß alle Beschwerden und Unkosten, die durch Durchzüge und Einquartirungen in der Wieck entstanden, vom Kirchspiele und Wigbold nach dem Fuße der ordinären Schatzungen getragen werden solten. Mithin dazu, gleichwie zu den ordinären Schatzungen das Kirchspiel neun Theile, und das Wigbold den 10ten und den 11ten Theil contribuiren müste.

b) In solchem Maas habe das Kirchspiel contribuirte, und wäre dazu laut Anlage sub. Lit. C beamtlich angewiesen, mithin die vermeinte *conditio indebite* unstatthaft.“ (StAO Best. 110 Nr. 950 SS 60-64)

Die von Fürstbischof Christopf Bernard von Galen „sub A beypräsentirte Verordnung“ lautete:

„Wir Christoff Bernhard von Gottes Gnaden erwählter Bischof und Administrator deß Stifts Münster etc. hirmit Menniglichen zu wißen, daß unß die Eingeseßenen der Wieck Löhningen unterschiedliche mahlen supplicando angezeigt, waß maßen Sie Uhraltershero, gleich anderen Wigbolten in specie alß Kloppenborgh von der Landfolge exemirt, und doch allemahl deßhalb verpittlich besprochen und angefochten wurden; Ihre Vor Eltern auch, mitt den Kirspel Leuthen zu Löhningen, in den Trübelen Zeitten sichere Verträge gemachet, wodurch Sie Wieck Leuthe nicht allein höchst gravirt, sondern auch die Kirspel Leuthe selbst gemelten Vergleich wenigst eingefolget, gestalt in specie der Einquartirung halber, eine große Summe geldes vom Kirspel in resto: Baten inzwischen Sie exemirte Wieck Einwohner, Ihre gemelte exemption nicht allein ggst. zu confirmiren, sondern auch die in den Trübelen Zeitten tentirte Verträge doch zu annulliren, und einst für alle ggst. aufzuheben etc. Weilen dan von unseren Beambten nichts erhebliches hirgegen berichtet, die Verträge dem ohn der Pillichkeit gerahde zuwieder, alß thuen Wir, Sie Wieck Eingeseßene zu gemelten Löhningen, gleich unsern Wigbold Kloppenborgh, in Ihrer Uhralterßhero angeerbter exemption der Landfolge ggst. stabilisiren und confirmiren, wie auch die in obgemelten Trübelen Zeitten tentirte Verträge, crafft dieses gentlich annulliren, gleich wie voriger Tage solche Criegsverträge Bereits aufgehoben worden; Gebieten und befehlen hirmitt ggst. und ernstlich, unsern Drost und Rentmeister zu Kloppenborgh, daß sie mehrgemelte Wieck, hinführo, wegen der Landfolge nicht mehr Besprechen, sondern allezeit davon befreyen, und auch nicht in allen außgaben wänner die Wieck mitinteressirt sein dörfte, nicht geringst über Ihres quantum derer

---

---

Uhralter Schatzregister conform, Beschwerden, sondern in allen solchen billichen sachen, selbe steetz manuteniren sollen; Uhrkunt hierunter gesetzten Handtzeichens und angehengten ein-siegels; Geben auf unserm Hauß Wolbeck den 20ten Juny Anno 1651

Christoff Bernhardt

Locus appensi  
sigilli

Pro vera. cum orginiali mihi praesentato concordante copia et il-laeso sigillo de- et subscripsi Ego publicus in vernerab. Cae'ria Monasti. Immatriculatus debite requisitus Notarius Johannes Brüiningh. mppria.“ (StAO Best. 110 Nr. 944 S. 10)

Eine weitere Bestätigung der „exemption der Landfolge“ erreichten die Einwohner der Wiek Löningen i. J. 1667, als „Haußleuthe aus dem Wieck Löhningen“, von den Beamten in Cloppenburg zum Festungsbau nach Vechta beordert, vom Landesherrn, vom Fürstbischof Christoff Bernard von Galen, aber nach Hause entlassen wurden. (siehe: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1985, S. 31 - 35).

Michael Joseph Hogertz, i. J. 1761 Bürgermeister bzw. „Vorsteher

des Wiegbold“ Löningen, gegen den sich die Klage der Kirchspielseingesessenen richtete, war (1701) in Cloppenburg geboren und im Haushalt seines Onkels, des Löninger Pfarrers Hermann Gottfried Hogertz, aufgewachsen. 1724 heiratete er in 1. Ehe Clara Maria Waterloh, Tochter des zeitweiligen Löninger Bürgermeisters, und in 2. Ehe Maria Adriana Dallmeyer. 1726 war Michael Joseph Hogertz Löninger Schützenkönig, 1744/45 „admittirter Rezeptor“. Von 1738 bis zu seinem Tode i. J. 1775 war er „provisor primarius“ der Kirche in Löningen.

„In der Beantwortung dieser Gegenanzeige forderte das Kirchspiel, die angezogenen Verordnungen müßten „in originali“ vorgelegt werden. Wei-



*Umschrift der Medaille:  
„Michael Joseph Hogerts Kö-  
ning in Löningen Anno 1726“*



*Siegel der Wiek Löningen (17. Jh.) — Umschrift: „SIGILLUM VILLAE LOENINGENSIS“*



*Siegel des Kirchspiels Löningen (19. Jh. ) — Aufdruck: „KIRCHSPIEL LÖNINGEN“*

ter müßte nachgewiesen werden, „daß solche zur Oberservanz gekommen wären, in deßen Entstehung“. Die Wiek habe bessere Ländereien und besseren Wiesengrund als die vier Quartale des Kirchspiels. Die Wiek müsse daher den fünften Teil jener Beschwerden tragen, die dem Kirchspiel und der Wiek „in concreto“ als einer Parochie und einem Gericht auferlegt würden, „worunter aber Durchzüge, Einquartirungen und Defrairungs Kosten nicht gehörten, welche einem Ort --- ohne obrigkeitlichen Befehl per infortunium belli et injuriam temporis überkämen, als welche jeder Ort des ganzen Hochstifts allein tragen müßte.“ (StAO Best. 110 Nr. 950 S. 64/65)

„---Wenn die besagten Anlagen sub A und B (die Verordnungen der Fürstbischöfe Christoff Bernhard und Friedrich Christian) aber auch in originali beigebracht werden könnten (die Originale befanden sich nach Aussage des Geheimregistrators in der Registratur der Geheimkanzlei und die vorliegende Abschrift des Notars Gresell stimme mit dem Original überein), so würde alles Kriegswesen und gemeine Beschwerden vom Kirchspiel und der Wiek nach dem Inhalt solcher Anlagen getragen und auf daselbst vorgeschriebenen Fuß repartirt werden müßen. Auf welche Art dann das Kirchspiel von der Wiek noch einige Tausende zu gewärtigen hätte, indem letztere vom Jahre 1759 weder zu Spannführen noch zu denen nach Nienborg, Münster und Meppen gestellten Schanzarbeiten, weder zu den Fußordonanzen, weder zu Torf, Brenn-



*Die Kirche in  
Löningen auf dem  
„Horstmarer Napf“  
aus dem Jahre 1651  
(aus Jb. f. Oldbg.  
Münsterland, 1974)*

holz, Palisarden, und andere zum Festungsbau erforderlichen Materialien, weder zu Fleisch, Victualien, Stroh, und sonstige forage Lieferungen das mindeste contribuiert hätte, aus welchen Lieferungen ungeheure Geldsummen resultirten, wie sich zeigen würde, wenn dem Ortsrichter der Befehl zugienge, die dieserfals eingerichteten Protokollen und Tabellen mit kopeilichen Justificatiriis Prinzipalen (den Burrichtern) verabfolgen zu laßen, worum sie den abgelebten Richter (Michael Joseph Nehem) vergebens ersucht hätten und wovon die originali bei hiesigen geheimen Raths Registratur obhanden wären.“ (StAO Best. 110 Nr. 950 SS 65/66)

Damit nahm ein über 27 Jahre (1776-1803) sich hinziehender Rechtsstreit seinen Anfang.

Zum besseren Verständnis des Ganges durch die Instanzen der Justiz sei vorausgeschickt: Wer sich durch ein Urteil des Untergeichts (Kirchspielsgerichts) in erster Instanz „beschwert“ fühlte, konnte an das Weltliche Hofgericht in Münster als zweite Instanz appellieren. Für die Eximirten (wie die Löninger Bürgermeister und der Rezeptor — dieser, weil er vom Bischof bestallt war) war das Weltliche Hofgericht in Münster die erste Instanz.

Wer sich durch ein Urteil des Weltlichen Hofgerichts in Münster als zweite Instanz „beschwert“ fühlte, konnte in dritter Instanz an die Regierung als Oberappellationsinstanz, an das Revisorium, appellieren.

„Der die Revision nachsuchende Appelant mußte indeß auf fernere Berufung an die Reichsgerichte verzichten; der Appellat aber

---

konnte wenn das Revisorium gegen ihn erkannte, davon an die Reichsgerichte appellieren.“ (Nieberding. Niederstift III, S. 544) Aus der Gerichtsakte: „Nun hatte im gegenwärtigen Falle das Kirchspiel Lönigen diese Sache im Jahre 1776 bey der Regierung in 1ster Instanz angehoben. In dieser Instanz glaubte das Kirchspiel sich durch den Bescheid vom 18ten Dezember 1793 beschwert (das Kirchspiel verlor, die Wiek gewann): Es appellierte und suchte Revision nach, und leistete dann auch durch seinen Agenten kraft Special-Vollmacht de dato den 8ten Monats April 1794 Verzicht auf fernere Appellation: <Verzichten dann auch,> heißt es in dieser Vollmacht, <freywillig auf alle fernere Appellation, und versprechen, unter Verband unserer Haab und Gütere, bey dem es lediglich bewenden zu laßen, was in diesem judicio revisorio wird erkannt werden.>“ (StAO Best. 110 Nr. 950 S. 134) „Darauf wurden am 14. May 1794 die Revisions-Prozeße erkannt, und damit die 1ste Revisions Instanz eröffnet. Succumbirte (unterlag) das Kirchspiel in dieser Instanz, so hatte dasselbe sich durch seinen freywillig geleisteten Verzicht alle ferneren Rechtshülfen oder Revision selbst abgeschnitten.

Triumphirte das Kirchspiel, so blieb dem Wigbold als provocatischem Theile, noch der zweifache Weg der Appellation an eines der beyden höchsten Reichsgerichte, oder aber der nembliche Weg der Revision bey der Regierung offen. Das letzte geschah. Das Wigbold glaubte sich in der ersten Revisionsinstanz durch den Bescheid vom 15ten 7ber 1795 beschwert (das Wigbold verlor, das Kirchspiel gewann), appellirte, suchte Revision nach, und bewirkte sie am 16. Julius 1796. (Die Regierung in Münster als oberste Justizbehörde wandte sich daraufhin an die Juristische Fakultät der Universität Erlangen, um in diesem Rechtsstreit eine Entscheidung zu fällen, wie es zu jener Zeit und von alters her bei verwickelten Rechtssachen üblich war.)

Bey dieser Instanz triumphirte das Wigbold durch die von der Fakultät zu Erlangen abgefaßte Sentenz“. (StAO Best. 110 Nr. 950 SS 134/135)

Das von den Professoren der juristischen Fakultät der Universität Erlangen gefundene Urteil lautete:

„Urtheil

Auf Revisionsschrift, und erfolgtes Rechtliches Einbringen in Sachen Vorsteher des Wiegbolds Löhningen beklagten vorhin Revisen jetzt Revidenten an einen wider die BauerRichter der vier quartalen des Kirchspiels Lönigen, Kläger Revidenten, nun Revisen anderntheils, so uns in den desfalls vorhin ergangenen

---

---

Acten zur Abfaßung eines rechtlichen Urtheils zugeschickt worden, Erkennen wir, nach der Acten fleisigen Studiums Collegiallich gepflogenen Erwegung für Recht:

Nunmehr aus den Acten und der beiden Partheyen Einbringen so viel zu befinden, daß Beklagte, und Revidenten, den Ihnen auferlegten Beweiß gründlicher vorzustellen, und allenfalls Solchen in andern Wege annoch zu bestellen nicht schuldig, sondern es haben dieselben dasjenige, was Ihnen zu erweisen auferlegt worden, und Sie sich angemahet, zur Notdurft erwiesen, derowegen Sie von der angestellten Klage, in so ferne solche auf die WiederErstattung der angeblich indebite bezahlten 1026 Rthlr. 20 Sch. 1 1/2 Pf. gerichtet ist, zu entbinden.

Übrigens bleibt das Erkenntniß unter die Kosten in der ersten Instanz noch zur Zeit ausgesetzt. Hingegen sind die Kosten der gegenwärtigen Revision billich zu vergleichen, jedoch mit Ausnahme der Urtheils und Versendungs Gebühren, welche Beklagte und Revidenten allein zu tragen haben.

V. R. W.

Ⓛ Daß dieses Urtheil den Rechten, und uns zugesendeten Acten gemäs, bekennen wir unter Vordruckung unsers Facultäts-Insiegels.

Decanus, Doctores, Professores, und Assessores der Juristenfacultät auf der Königlich Preussischen Friedrich Alexander Universität zu Erlangen.

im August 1798

Publ.22. 7ber 1798

Fried. Borggreve.“ (StAO Best. 110 Nr. 950 SS 116-118)

„Von dieser Sentenz suchte nun das Kirchspiel aufs neue Revision nach. Diese Revision glaubten wir der Ordnung zufolge nicht mehr erteilen zu können,---.“ (StAO Best. 110 Nr. 950 S. 135).

Hier enden die Zeilen des Berichterstatters der Münsterschen Gerichte. Damit war das Kirchspiel mit seiner Klage auf Rückerstattung der der Wiek Löningen erstatteten Kriegsunkosten aus dem Jahre 1761 abgewiesen und festgestellt, daß das Kirchspiel zum „Support“ der Wiek verpflichtet blieb. Die in der gerichtlichen Auseinandersetzung aufgetauchte Frage, ob umgekehrt die Wiek Löningen dem Kirchspiel Löningen zum „Support“ verpflichtet war, blieb bei diesen gerichtlichen Entscheidungen zunächst ausgeklammert.

Dennoch gelang es dem Agenten des Kirchspiels, trotz der Ablehnung durch die Münstersche Regierung, an das Kaiserliche Reichsgericht zu appellieren und auf Revisionsprozeß zu erken-

---



---

nen. Das Kaiserliche Kammergericht in Wetzlar erkannte auf Revisionsprozeß und setzt den Beginn auf den (18. November 1800) sechzigsten Tag nach der Ankündigung vom 19. September 1800. Der Text der abgebildeten Urkunde lautet:

„Wir Franz der Zweite von Gottes Gnaden erwehlter Römischer Kayser,  
zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, und zu Jerusalem,

Ungarn, Boheim, Dalmatien, Croatien,  
Slawonien, Gallizien und Lodomerien, Erzherzog zu Oesterreich  
Herzog zu Burgund,

und zu Lothringen, Großherzog zu Toscana, Groß-  
Fürst zu Siebenbürgen, Herzog zu Mayland, Mantua, Parma, ge-  
fürsteter Graf

zu Habsburg, zu Flandern, zu Tyrol p.p.

Ehrsame, Gelehrte,

Liebe Getreue,

Was an Unserm Kaiserlichen Kammergerichte Anwalt des Kirchspiels Löhningen klagend unterthänigst vor- und angebracht hat, solches habet ihr aus abschriftlich hier beygeschlossenen Suppliken sammt Anlagen unter den Buchstaben A und B und den Ziffern 1 und 2 zu ersehen.

Wie nun supplikantischen Kirchspiele in seinem Gesuche noch zur Zeit nicht willfahren — sondern anstatt dessen dieß Unser Kaiserliches Schreiben um Bericht vermittelt des am 22ten vorigen Monats ergangenen Dekrets, mit der Erstreckung der Fatalien von eben besagten Datum an auf drey Monate, an euch, als Richter voriger Instanz erkannt worden ist.

Als wollen wir, aus Römisch-Kaiserlicher Macht, auch von Gerichts und Rechts wegen hiermit befehlend, daß ihr binnen sechs Wochen, von Verkündigung dieses an zu rechnen, über gegenwärtiger Sache Beschaffenheit euren umständlichen Bericht, darnach man sich in Erkenntniß auf mehrerwähnten klagenden Kirchspiels ferner gewärtiges Ansuchen zu verhalten wisse, an eingangs gedachtes Unser Kaiserliches Kammergericht verschlossen einschicket, an dem Unsern gnädigsten Befehl gehorsamlich vollziehet.

Wenn ihr solchem also nachkommet, oder nicht: so wird dennoch darauf, was Recht ist, weiters ertheilt werden.

Darnach ihr euch zu richten habet.

Gegeben in Unsrer und des heiligen Reichs Stadt Wetzlar am acht und zwanzigsten Tage des Monats November, nach Christi Unsers

---

---

lieben Herrn Geburt im siebenzehnhundert neun und neunzigsten Jahre, Unserer Reiche, des Römischen, im achten p. p.  
ad Mandatum Domini electi Imperatoris proprium

Hermann Theodor Moritz Hoscher

Kayserlichen Cammer Gerichts Cantzley Verwalter  
mppr.

pstm. den 7ten Januar 1800“ (StAO Best. 110 Nr. 950 S. 25)

Die Einforderung der Akten aus den Vorinstanzen, deponiert in der Geheimregistratur in Münster, und die Auslieferung dieser Akten verzögerte aber den Prozeßbeginn vor dem Reichskammergericht in Wetzlar bis weit in das Jahr 1801 hinein.

So war der Rechtsstreit Kirchspiel Löningen gegen Wiek Löningen noch vor dem Reichskammergericht in Wetzlar anhängig, als der Reichsdeputationshaupt(be)schluß des Jahres 1803 und als Folge dessen das Ende des Reiches und damit des Reichskammergerichtes diesem Rechtsstreit, wie so vielem, den Boden unter den Füßen wegzog.

Und dieses war das Ende des Reiches: Am 6. 8. 1806 legte Kaiser Franz II. die Kaiserkrone nieder:“ --- Wir entbinden zugleich Kurfürsten, Fürsten und Stände und alle Reichsangehörigen, insonderheit auch die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte und die übrige Reichsdienerschaft von ihren Pflichten.“

(in: Bilder aus der Weltgeschichte, Heft 10, 6. Aufl., Moritz Diesterweg Verlag, 197, S. 33)

Benutzte Quellen:

Abgabenquittungsbuch des Lotberger Quartals, deponiert im Stadtarchiv Löningen

Akten des Niedersächsischen Staatsarchivs Oldenburg: Best. 110 Nrn. 944 und 950

Kirchenbücher der St. Vitus Pfarrgemeinde Löningen

Chronik des Schützenvereins Löningen e. V.

## Der Westfälische Frieden in Vechta

### Der 30jährige Krieg in Vechta

„Den ersten Versuch“, stellte Carl Woebcken in seinem vor gut fünfzig Jahren publizierten Reiseführer „Oldenburger Wanderungen“ fest, „das südliche Oldenburg aus dieser Verbindung [zu Münster] zu lösen, machten die Schweden im 30jährigen Kriege“ (WOEBCKEN 1923, 174), und umreißt damit das wesentlichste Problem, vor dem Bernard von Galen bei seinem Amtsantritt als Fürstbischof 1650 stand; er mußte und wollte das Fürstbistum Münster „von den in den befestigten Plätzen liegenden Besatzungen fremder Mächte“ (KOHL 1974, 81) befreien, um die Rekatholisierung des Niederstifts und die Durchsetzung seiner ehrgeizigen innenpolitischen Pläne voranzutreiben. Galen suchte mit allen Mitteln, die Integrität des Territoriums und seine landesherrliche Souveränität zu sichern.

Der vorausgegangene Krieg „sah Vechta abwechselnd in den Händen der Schweden und der Kaiserlichen“ (KRAMER 1932, 107). Vier Jahre nach Kriegsbeginn erschienen erstmals Truppen des Heerführers Ernst von Mansfeld, einem Vorkämpfer der Reformation, in der Stadt, gefolgt von Tillys Soldaten, die 1623 unter der Leitung des Grafen Anholt „alle Ort des Niederstifts“ (KOHL, 1976, 105) besetzten, um den eben abgezogenen Mansfeld zu befehlen.

1626 nahm ein Heer des Herzogs Ernst von Sachsen-Weimar, der den dänischen König unterstützte, die Stadt ein, um kurze Zeit später durch kaiserliche Truppen vertrieben zu werden.

1633 schließlich mußten die Vechtaer ihre Stadt kampflos der schwedischen Armee unter Führung Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg überlassen; die Schweden indes schenkten das gesamte fürstbischöfliche Amt Vechta ihrem schottischen Generalmajor Lesley als „selbständige Herrschaft“ (KOHL 1976, 106). 1635 gelang zwar noch einmal den Kaiserlichen eine vorübergehende Okkupation Vechtas; sie wurden aber bereits ein Jahr

---

später wiederum von Schweden, diesmal unter der Führung des Obristen Crassenstein, vertrieben.

Erneut besetzten die Kaiserlichen das erschöpfte Städtchen, mußten es freilich 1637 an den schwedischen Obristen von Rantzau übergeben, der in Jahresfrist zum vierten Male kaiserlichen Truppen unter General von Hatzfeld das Feld räumen durfte.

Die anschließenden 10 Jahre kaiserlicher Besatzung profitierten von der unter Lesley ausgebauten Befestigung Vechtas; die Eroberer konnten mit ihrer Hilfe ein Dezennium lang relativ friedlich leben. Der 'schwedische Wall', wie er im Volksmund hieß, widerstand zunächst auch dem schwedischen Sturm unter General Hans Christoph Graf von Königsmarck; seine Truppen indes richteten im Mai 1647 so großes Unheil an, „daß die Hälfte aller Häu-



Johannes  
Christophorus  
Graf von  
Königsmarck  
Foto:  
Staatsarchiv Stade

*IOHANI CHRISTOPHORO de KONIGSMARCK Comiti de Westerwick et  
Stegholm. Dno in Rodenburgh et Neuhaus, S. R. M. Regnorum, Suecic Sena-  
tori Campi Marechalli Locumtinenti et Ducati Bremensis et Verdenfis Gubernatori  
Joh. Meyssner sculpsit. Amst. 1647.*

---

ser in Schutt und Asche lag“ (KOHL 1976, 108) und die Stadt schließlich kapitulierte.

Den kaiserlichen General nahm man gefangen, die Besatzung derweil focht fortan unter schwedischem Banner; nicht nur dies, auch der stete Wechsel unterschiedlicher, feindlicher Besatzungen in derselben Stadt erweist sich als typisches Kennzeichen der Austragung des Konfliktes, der mit der „Böhmischen Unruhe“ 1618 seinen Anfang nahm:

„Damit war der Stil des Krieges abgesteckt. Den Herren kam es weniger auf eine risikoreiche Feldschlacht an. Vielmehr bemühten sie sich, sich gegenseitig aus den Quartieren und Proviantierungsgebieten herauszumanövrieren. Der Bevölkerung war es schließlich gleich, ob Freund oder Feind im Lande stand. Beide stellten dieselben Anforderungen, beide verhielten sich gleich rücksichtslos“ (KOHL 1976, 105).

Mit der vechtischen Besetzung wollten die Schweden zweierlei erwirken; zum einen sollte eine reibungslose Postverbindung zum schwedischen Königshaus über Osnabrück nach Bremen gewährleistet, zum anderen die Festung mit dem Niederstift bei den Friedensverhandlungen als „Faustpfand zur Durchsetzung von Entschädigungsforderungen für die im Kriege gebrachten Opfer“ (KOHL 1976, 108) dienlich sein.

## Der Westfälische Frieden

Der Krieg, dessen Ursachen sowohl religiöser wie machtpolitischer Art waren, endete offiziell mit dem Abschluß der vier Jahre zuvor aufgenommenen Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück am 24. Oktober 1648. Die ‚pa optima rerum‘, das mühselig ausgehandelte Ergebnis einer endlosen Fehde, die „von einem Machtkampf zwischen Ständen und Landesherrn in Böhmen ausgelöst worden“ (SCHORMANN 1985, 128) war, brachte — neben ungeheuren Gebietsverlusten — in erster Linie eine Machtchwächung von Kaiser und Reich, indes eine Stärkung und Festigung der fürstlichen Souveränität mit sich. Fortan bestimmte die zu Münster und Osnabrück politisch wie konfessionell festgelegte Selbständigkeit der Einzelstaaten das politische Geschehen im Reich.

## Die Auswirkungen des Westfälischen Friedens auf die Stadt Vechta

Die Ämter Cloppenburg, Meppen und Vechta bildeten das Niederstift Münster, das seit 1252 bzw. 1400 politisch zum Hochstift

---

---

Münster, kirchlich indes zum Bistum Osnabrück gehörte. Etwa 100 Jahre zuvor durch Franz v. Waldeck protestantisiert, litt „die kirchliche Betreuung dieses Gebietes... seit alters her unter der Gewaltenteilung. Die Ausübung der geistlichen Jurisdiktion lag vorwiegend bei den Osnabrücker Archidiakonen, die zur Durchführung ihrer Maßnahmen nicht selten des weltlichen Armes der münsterischen Beamten bedurften“ (SCHRÖER 1972, 131).

Insofern also erweist sich insbesondere der religiöse Aspekt des Friedens als bedeutende Neuerung, die das Leben des Niederstiftes in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Kriege nachhaltig beeinflusste.

## Der Religionsfriede

Der die Friedensverhandlungen ständig begleitende Religionsparteienkongreß traf für das Bistum Osnabrück wegen dessen eigentümlicher Situation eine Sonderregelung. Insgesamt wurden zunächst der 100 Jahre alte Augsburger Religionsfriede von 1555 hier sakrosankt bestätigt und als grundlegende Verfassungsnorm des Reichs im Sinne voller Legitimität und Parität beider Konfessionen präzisiert. Wie ein Jahrhundert zuvor beabsichtigt, sollten die Landesherren und freien Städte Religionsfreiheit und das Recht, auf ihrem Gebiet die Konfession zu bestimmen (*'cuius regio, eius religio'*), erhalten. Zusätzlich trat das Normaljahrssystem in Kraft, das jeder Konfession die reichsunmittelbaren Bistümer und Abteien nach Besitzstand vom 1. Januar 1624 zurückerstattete oder bestätigte. Doch die

„seltsamste[n] Blüten trieb das Normaljahr- und Paritätensystem im Bistum Osnabrück, wo das IPO [=Instrumentum Pacis Osnabrugense] ...den alternierenden Wechsel zwischen einem katholischem Bischof und einem braunschweigisch lüneburgischen Prinzen im Bischofsamt vorschrieb“ (HECKEL 1983, 201).

Der Art. XIII des Osnabrücker Friedensvertrages zwischen dem Kaiser und Schweden legte das künftige Schicksal des Bistums Osnabrück fest; gleich § 1 sprach von einer „alternativa successio“ (IPO, XIII, § 1) zwischen katholischem und braunschweigisch-lüneburgischem, *de facto* also: lutherischem Bischof *Augsburger Konfession*. Die Aufgabe, den jeweiligen Episcopus zu wählen, oblag dem „capitulum“ (IPO, XIII, § 6), dem Domkapitel Osnabrücks. Die Kontrolle über das katholische Kirchen-

---

# Friedens Schluß /

Wie folcher

Von der

Römischen Kaiserlichen /

Auch

Königl. Schwedischen

Manst. Manst.

So dann

Des Heyl. Römischen Reichs Extraordinari-  
Deputirten, vnd anderer Chur: Fürsten vnd Ständ Bevoll-  
mächtigten vnd Hochansehnlichen Herzen Abgesandten zu Osnabrück  
den 27<sup>ten</sup>. Julij vnd 6<sup>ten</sup>. Augusti / Im Jahr 1648. auffgericht vnd verglichen /  
vnd daselbst den 24<sup>ten</sup>. Octobris in öffentlicher Versammlung vnderscrieben  
vnd bekräftiget / auch den 25<sup>ten</sup>. eiusdem solenniter publicire

~~worden.~~

Auß dem wahren Original, wie es bey dem Chur: Mäynsis. Reichs  
Directorio deponirt worden / ins Teutsche versetzt.

Mit der Röm. Kays. Manst. Special-Gnad vnd Frenheit;

Auch

Churfürstl. Mäynsischer Concession nicht nachzudrucken.



Gedruckt zu Mäynitz / bey Nicolao Henll.

Zu Verleanna

Philippus Jacob Fischers zu Franckfurt.

Im Jahr M. DC. XLIX.

*Titelblatt eines Buches, das 1649 zum Friedensschluß bei Fischer in Frankfurt erschien.*

---

wesen sollte im Falle evangelischer Hoheit dem „domino archiepiscopo Coloniensi“ (IPO, XIII, § 8) zustehen. Doch der Kölner Erzbischof brauchte sich erst 1662 der „geprüften Kirche von Osnabrück anzunehmen“ (SCHRÖER 1972, 132), weil die ersten 13 Jahre nach dem Frieden mit Kardinal Wartenberg ein katholischer Bischof das Sagen hatte.

Nach dessen Tod Ende 1661 bat Papst Alexander VII. den Metropolitanen von Köln, Max Heinrich v. Bayern, besonders aber den münsterschen Fürstbischof Christoph Bernard von Galen um verstärkte Fürsorge um das Niederstift; der Papst fürchtete eine ernsthafte Gefährdung der ansässigen Katholiken durch das lutherische Episkopat, was Galen eifrig bestätigen konnte (vergl. KORRESPONDENZ a) 127 v. 7. 3. 1662<sup>1)</sup>). Schon lange hatte er versucht, neben den politischen auch die geistlichen Hoheitsrechte über das Niederstift zu gewinnen, das ihm seit der Reformation unter den lutherischen „Pseudo-episcopi“ (KORRESPONDENZ a) 43 v. 3. 5. 1653<sup>2)</sup>), wie er die reformatorischen Bischöfe gern bezeichnete, regelrecht zu verwahrlosen schien. Kardinal Wartenberg indes hatte sich Zeit seines Lebens in den Fragen der bischöflichen Rechte verständlicherweise völlig unzugänglich gezeigt; so sehr ihm Galen auch zusetzte, er war nicht gewillt, die ohnedies durch den Frieden beschnittenen Grenzen seiner Diözese noch weiter einzuengen.

Erst sechs Jahre nach Wartenbergs Tod erreichte Galen sein Ziel, als er im September 1667 mit dem in der Mehrheit wieder katholischen Osnabrücker Kathedralkapitel übereinkam, alle politisch zu Münster gehörenden Gebiete auch in die geistliche Zuständigkeit dieses Bistums zu verweisen. Als Entschädigung für die Ämter Meppen, Bevergern, Cloppenburg und Vechta sollte Osnabrück eine einmalige Summe von 10.000 Reichstalern erhalten. Erst dieser Vorvertrag (man mußte natürlich noch die Zustimmung des zuständigen Kölner Erzbischofes einholen), von dem an dessen Verhandlung beteiligten münsterschen Generalvikar Johannes v. Alpen als „Prior recessus inter deputatos Celsitudinis Suae [Christophori Bernardi] et capitulum cathedrale Osnabrugense erectus“ (zit. n. SCHRÖER 1972, 133) schriftlich festgehalten, machte der Gewaltenteilung im Niederstift ein Ende. Das „schlimme Kapitel in der Geschichte der gegenseitigen Beziehungen zwischen Münster und Osnabrück“ (SCHRÖER 1972, 135) wurde zu guter Letzt am 19. 9. 1668 durch Plettenberg in seiner Eigenschaft als Delegat des apostolischen Stuhls mit der „Dismembratio apostolica“ (zit. n. SCHRÖER 1972, 135) endgültig geschlossen.

---

---

## Der Staatenfriede

Da das Amt Vechta in weltlich-politischer Hinsicht dem Bistum Münster unterstand, spielte natürlich auch vor 1667 die Person des Christoph Bernhard von Galen eine entscheidende Rolle in der Geschichte der Stadt. In all seinen Aktionen berücksichtigte er stets „die Absichten des Kaiserhauses“ (KOHL 1964, 22), und die Befreiung der Stadt Vechta von der schwedischen Besetzung lag in seinem ureigensten Interesse.

## Die schwedische Satisfaktion

Das Königreich Schweden, das seinerzeit „unter chronischem Geldmangel litt“ (BUCHSTAB 1976, 170) drängte seit dem Heilbronner Konvent 1633 auf die Abfindung seines Heeres und Erstattung der Kriegskosten. Diese Forderung wurde bei jeder Verhandlung zur Sprache gebracht, wenn auch nicht immer mit der Vehemenz, die schließlich zu einer Kompromißlösung führte. Die schwedischen Unterhändler waren sich durchaus der Tatsache bewußt, daß ihre finanziellen Ansprüche den zügigen Abschluß der Friedensverhandlungen nicht gerade begünstigten. Doch die Unruhen in der schwedischen Miliz, die um ihren Lohn fürchtete, zwangen den schwedischen Gesandten Johan Oxenstierna zu verstärkten Bemühungen; der Armeeabgesandte, Kriegsrat Erskein, sollte für seine Offiziere die Bistümer Minden, Osnabrück, Paderborn sowie verschiedene Teile von Münster, die schlesischen Fürstentümer Schweidnitz, Jauer, Sagan und Glogau und das Stift Hildesheim und „10 - 12 Millionen Taler“ Entschädigung fordern. Für die „gemeinen Soldaten wurde eine Summe von 3.600.000 Reichstaler“ (BUCHSTAB 1976, 171) veranschlagt.

Da man freilich schnell erkannte, daß ein weiterer Territorialgewinn kaum zu erreichen war, forderte Erskein schließlich „nur“ bares Geld in Höhe von 20 Millionen“ Talern, womit er die schwedischen Gesandten, die allenthalben einen Höchstbetrag von 9 Millionen Talern in Erwägung zogen, erneut schockierte. Ein „wochenlanges Feilschen“ (DICKMANN 1985, 474) endlich brachte die Einigung auf 5 Millionen Reichstaler Gesamtentschädigung, wobei die Entlohnung der einzelnen Truppenteile ihren Führern (vergl. IPO XVI § 20) oblag.

Reichsstände wie -städte indes sannen darüber nach, wie man die enorme Summe begleichen könnte. Wiewohl genauere Untersuchungen bezüglich der Geldbeschaffungsmaßnahmen im einzel-

---

---

nen fehlen, gibt es einige Präzedenzfälle, die auf vergleichbare Situationen schließen lassen. Die Methoden der Stadt Köln etwa, „rigorose Einschränkung der Ausgaben in allen Bereichen, Erhöhung und Ausschöpfung der Akzisen und Umsatzsteuern, Erhebung direkter Vermögenssteuern und — nicht zuletzt — Kapitalaufnahmen bei Privatleuten“ (BUCHSTAB 1976, 175), darf man wohl für die Mehrzahl der Reichsstädte getrost annehmen. Sie brachten im übrigen zunächst die Summe von knapp 2 Millionen Gulden auf, während die Kurfürsten nur 1.057.000 zahlen mußten (vergl. BUCHSTAB 1976, 176/177).

### Der Exekutionstag zu Nürnberg

Der im April 1649 eröffnete Exekutionstag in Nürnberg beschäftigte sich in erster Linie mit der Frage der Bezahlung und Abdankung der Truppen. Im September einigte man sich darauf, daß in drei Terminen im Abstand von 14 Tagen die Auszahlung der ersten 3 Millionen und die Räumung von schwedischen Truppen, nach sechs Monaten die Übergabe der vierten und schließlich nach Verlauf eines weiteren Jahres die der fünften Millionen stattzufinden habe. Die Entschädigung, die

„nach einem detaillierten mehrjährigen Stufenplan auf die Reichskreise verteilt [wurde], um die Plage möglichst langsam genug loszuwerden“ (HECKEL 1983, 191),

würde, darüber war man sich im klaren, naturgemäß recht viel Zeit in Anspruch nehmen. Die süddeutschen Reichskreise etwa machten keinen Hehl daraus, daß sie für die Räumung Vechtas — „wo lag das überhaupt?, mögen sie sich gefragt haben“ (HEIMATBLÄTTER 1979, 5) — angesichts der Schwierigkeiten im eigenen Land kaum gewillt waren, von den ohnedies knappen finanziellen Mitteln noch weitere Zahlungen abzuzweigen. Da also die Begleichung der letzten 40 % der Gesamtsumme weiterhin fraglich blieb, überließ man den Schweden als Pfand für die noch ausstehenden 2 Millionen Taler die Stadt Vechta. Die vechtische Garnison erhielt vom Reich zusätzlich „7000 Reichstaler“ Unterhaltszahlung, wobei die „schwedischen Rechner“ (BUCHSTAB 1976, 173) obendrein weitere 200.000 Taler Verzugszinsen geltend machten.

### Christoph Bernard von Galen

Als am 14. November 1650 „Glockengeläut der Bevölkerung das Ereignis“ (KOHL 1964, 10) der Wahl des ehemaligen Domküstlers

---



*Christoph Bernard  
von Galen  
1650-1678  
Fürstbischof  
von Münster.  
Archiv  
Museumsdorf,  
Cloppenburg*

Christoph Bernhard von Galen zum Fürstbischof verkündete, hatten die wählenden Mitglieder des Domkapitels zu Münster eigentlich geglaubt, „dem Bistum mit der Wahl eines Bischofs ex gremio eine Zeit der Ruhe“ (WOLF 1983, 586) zu bereiten. Doch der Neugewählte „griff kräftig durch“ (PLESSE 1937, 10), um vermittels der „kirchlichen Einverleibung des Niederstiftes in die Diözese“ (ONCKEN 1900, 64) die katholische Gegenreformation endlich abzuschließen. Der „kriegstüchtige Bischof“ (REINKE 1920, 40) „ergriff mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung“ (NIEBERDING 1840, 538) und fand gerade in Vechta mit seinem Bruder einen trefflichen Verwalter seiner Landesherrschaft. Galen, dem „alle Regierungs- und Hoheits-Rechte, so wie die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit“ (NIEBERDING 1840, 539) verfassungsmäßig zustanden, sah in der Anwesenheit

---

schwedischer Besatzer nicht nur eine stete Gefährdung seiner Re-katholisierungsziele, sondern auch ein durchaus weltliches, weil politisches Problem: er fürchtete, die Okkupanten könnten die Festung Vechtas als Ausgangspunkt „der Unterwerfung der verbliebenen nordwestdeutschen Stifter“ nutzen und erkannte zum zweiten den Ort im Falle eines niederländisch-schwedischen Bündnisses als wesentliches „Glied . . . in der militärischen Verbindungslinie der protestantischen Vormächte“ (KOHL 1964, 49). So stellte sich für den „*Kanonenschof*“ (KUROPKA 1982, 11) als vornehmlichste Aufgabe die Befreiung seines Landes von den fremden Besatzern, zumal Vechta die „einzige größere Festung des Niederstiftes“ (KOHL 1964, 15) beherbergte.

### Münsters Anteil an den schwedischen Satisfaktionen

Die drei 'Problemfälle' des Stiftes, Coesfeld, Vechta und Bevergern, sollten bis zur endgültigen Begleichung der schwedischen Forderungen den fremden Besatzern als Pfand dienen. Die Zahlung indes gestaltete sich sehr schwierig, zumal an der Einlösung kleine und kleinste Reichsstände beteiligt werden sollten, die aus ihrer Zahlungsunfähigkeit oder -verweigerung gar keinen Hehl machten. Galen blieb seiner straffen Linie treu und drohte den säumigen Ständen „militärische Exekution“ (KOHL 1964, 16) an, um so den finanziellen Beitrag mehr oder weniger zu erpressen. Auf dem im Januar 1651 abgehaltenen münsterschen Landtag erkannte man allgemein die Forderungen der Besatzungsmächte an. Aus dem Landtagsabschied geht die Verschuldung deutlich hervor:

„Das Stift schuldete dem Landgrafen [Wilhelm von Hessen-Kassel] für seinen Teil [= Coesfeld] 290.240 Rtl., vermehrt um 94.658 Rtl. aus Verpflegungsrückständen. Außerdem mußte die schwedische Besatzung in Vechta mit monatlich 3.791 Rtl. unterhalten werden“ (KOHL, 1964, 16).

Nachdem die Räumung Coesfelds mit allerlei Querelen (vergl. KOHL 1964, 15 ff.) vonstatten gegangen war, drohte eine ganz neue Gefahr: Galen fürchtete eine Austragung des sich anbahnenden Konflikts zwischen Pfalzgraf Philipp Wilhelms spanischen Hilfsvölkern und möglicherweise verbündeten französischen und brandenburgischen Truppen auf münsterschem Boden. Um das Stift von solcherlei Ungemach fernzuhalten, hielt „*Bommen Berend*“ (KUROPKA 1982, 11) die Aufstellung eigener Truppen für unabdingbar, zumal er den Beitritt des westfälischen Kreises zum Rheinischen Bündnis selbst erfolgreich abzuwenden ver-

---

---

sucht hatte. Da die Frage der rheinischen Beitragszahlungen zur vechtischen Räumung auf der ersten Verteidigungsbesprechung des Bündnisses in Frankfurt 1651 vom Münsteraner Domherren Fürstenberg nicht einmal zur Diskussion gestellt werden konnte, hatte sich die Sache ohnedies von selbst erledigt.

Die Kosten für die schließlich aus 1500 Mann bestehende münstersche Streitmacht, die in der eben geräumten Coesfelder Festung Stellung bezog, belasteten freilich die ohnedies vollständig leeren Staatskassen mit weiteren Schulden, so daß an eine Befreiung Vechtas zunächst kaum gedacht werden konnte. Wenn auch die vom Bischof gefürchtete Bedrängnis gar nicht erst zur Geltung kam, hatte Christoph Bernard doch zumindest einen wehrhaften Arm zur Unterstützung seiner Arbeit geschaffen, den er etwa bei der Befreiung Bevergerns zielgerecht einzusetzen verstand. Auch in Höxter gelang es ihm mit Heeres Hilfe, die Stadt solange zu besetzen, bis „die vechtischen Unterhaltsgelder für das ganze Stift Corvey entrichtet waren“ (KOHL 1964, 43).

## Finanzierungsprobleme

Dennoch ebten die Streitigkeiten betreffs der noch zu zahlenden Satisfaktionsgelder nicht ab; insgesamt sieben Reichskreise sollten daran beteiligt sein, doch

„den Ständen des fränkischen Kreises lag die schwedische Satisfaktion sehr wenig am Herzen [und] die Schwaben interessierten sich weit mehr für die Räumung Frankenthals durch die Spanier“ (KOHL 1964, 49).

Die kur- und oberrheinischen Stände endlich unterschlugen aus Zorn über das Desinteresse Münsters am Beitritt zum rheinischen Bündnis einfach die Zahlung; obwohl dem Bischof deren Beiträge „vor dem Reich so bündig garantirt“ wurden, zahlten die „chur- und oberrheinischen craißtende“ den „jetztbesagtem interimsunterhalt sowenig als auch [die] abstattung der gehelen satisfactions-gelderen“, was dem Stift Münster eine Mehrbelastung von 4 bis 5000 Reichstalern monatlich einbrachte (KORRESPONDENZ b) 13.3.1651. 4<sup>3</sup>). Als auch die Bitte an den schwedischen Gouverneur in Stade um Herabsetzung der monatlichen Last sowie das Vorhaben, den niedersächsischen Kreis am Unterhalt der vechtischen Garnison zu beteiligen, am schwedischen Widerstand scheiterte, blieb nur noch „die Möglichkeit einer Umlegung der Last auf alle Stände des Westfälischen Kreises“ (KOHL 1964, 49).

---

---

Um dies eingehend zu erörtern, rief Galen Anfang 1652 eine Konferenz in Warendorf zusammen, auf der sich schließlich nur Braunschweig zu einem Beitrag an der endgültigen schwedischen Satisfaktionssumme entscheiden wollte.

### Der Reichstag zu Regensburg

Da die Warendorfer Konferenz nur spärliche Ergebnisse mit sich brachte, kam „der Bischof wieder auf den Ausweg eines Vorschusses von etwa 100.000 Rtl. zurück“ (KOHL 1964, 50) und begab sich mit diesen Plänen im Kopf nach einigen (erneut finanziell bedingten) Verzögerungen nach Regensburg, das er im Januar 1653 erreichte.

Den 1652 durch Kaiser Ferdinand III. einberufenen Reichstag nutzte Galen als Forum zur Diskussion seiner naheliegendsten Probleme; nach der Räumung Bevergerns und Coesfelds blieb ja Vechta die letzte besetzte Stadt innerhalb der münsterschen Grenzen, was er durch den sich hier ergebenden persönlichen Kontakt zum Kaiser selbst und die Möglichkeiten zum Vortrag der vechtischen Angelegenheiten vor der Reichsversammlung zu beheben suchte.

„Das Vechtische uns hart trückende evacuation-wesen“ (KORRESPONDENZ b) 2.10.1653<sup>4</sup>) gelangte zwar schnell zum Vortrage, sollte sich aber bezüglich der Behandlung und Lösung des Problems als langwieriger Tagungspunkt erweisen. Zunächst erreichte Galen den Beschluß, sämtliche Quittungen über die an die Schweden bereits geleisteten Zahlungen zusammenzutragen, um den wirklich noch fehlenden Betrag errechnen zu können. Anschließend unterbreitete er dem Reichstag seinen Vorschlag, zumindest 65 % der bereits von den Ständen geleisteten vechtischen Satisfaktionsgelder aus der Staatskasse zu ersetzen. Als die „Franckischen und Schwäbischen craise“ (KORRESPONDENZ b) 2.10.1653<sup>5</sup>) in der Beschlußnahme zögerten, gelang es ihm durch eine geschickte Bestechungsoperation, ihre Zustimmung dadurch zu gewinnen, daß „gleichzeitig der Vorschuß für die Räumung Heilbronn und Frankenthals erstattet würde“ (KOHL 1964, 50).

Der Plan gelang, befreite freilich nicht von der Leistung eines Vorschusses, den Galen zunächst in Form einer Anleihe von 50.000 Reichstalern beizubringen gedachte. „Mit Graf Königs-marck und Kaufmann Resteau wurde erfolglos gesprochen“ (KOHL 1964, 50 / vergl. auch KORRESPONDENZ b) 16.10.1653<sup>6</sup>), sie waren nicht gewillt, das Geld vorzustrecken.

---

---

Auch die münsterschen Landstände sahen in dieser Anregung kein Optimum, da durch die vorgesehene offizielle Beleihung im Namen des Kreises das gesamte Stift als Hauptschuldner verbleiben würde. Schließlich fanden sich der bremisch-verdische Regierungsrat Georg von Snoilsky sowie der schwedische Kommissar Hoffstetter bereit, den Kredit zu gewähren. Die beiden Skandinavier indes forderten dafür das Amt Cloppenburg als Pfand, was wiederum die Stände auf den Plan rief. Sie unterbreiteten schließlich den Vorschlag, das Geld aus den eigenen Ämtern irgendwie aufzubringen und dafür von möglichen zukünftigen Galenschen Forderungen verschont zu bleiben.

Diese Idee freilich schien für den Bischof unannehmbar. Er setzte indes auf Verhandlungen mit dem kaiserlichen Minister Fürst von Lobkowitz, der für einen 100.000-Rtl.-Kredit die Herrschaft Floß bei Weiden in der Oberpfalz als Sicherheit forderte. Oberkanzler Franz von Gise aus Pfalz-Neuburg wiederum hielt diese Lösung nur für möglich, wenn die Münsteraner

„zu dero [der pfalz-neuenburgischen] gegen-versicherung etwan die vechte selbst sampt einem guarnisoun daselbst von 100 oder 200 man bis zu wiedererlangung der gelder cum interesse offeriren würden“.

Lobkowitz selbst äußerte die Hoffnung, daß „Ew. Hochf. Gn. mit Pfaltz-Newburg tractieren und handtlen könnte“ (KORRESPONDENZ b) 15.12.1653<sup>7</sup>), doch der zuständige Pfalzgraf lehnte ab. Der Bischof trat fürs erste den Heimweg an.

## Selbsthilfe

Schließlich gelang es Galen, die münsterschen Landstände von der Notwendigkeit einer zügigen Begleichung der Satisfaktion zu überzeugen. Brieflich empfahl er den münsterschen Deputierten zum im Herbst 1653 abgehaltenen Essener Kreistag, eine einmalige, außerordentliche Kopfsteuer im gesamten Fürstbistum zu erheben, um auf diese Art und Weise an die erforderlichen Restbeträge zu gelangen. Erst gemeinsame Anstrengungen würden es ermöglichen, „dem Reich einen ferneren vorschuß zuthun“, hieß es dazu in einer entsprechenden Steuer-Verordnung des Bischofs, von der „niemand so über Zwölff Jahr alt“ (VERORDNUNG 1654) befreit werden konnte. In dem im Februar 1654 publizierten Schriftstück

„wird genau festgelegt, wieviel eine jede Person zu zahlen habe — vom Domkapitular über die Pastöre, Äbtissinen und die

---



---

vielen Handwerker bis hinunter zum Vollerben, Halberben, Brinksitter und Kötter. So wurde damals jedermann zur Kasse gebeten, um Vechta von den Schweden zu befreien: Es sollen 50.000 Reichstaler zusammengekommen sein“ (HEIMATBLÄTTER 1978, 4).

Dazu konnte man noch die rückständigen Gelder der säumigen Stände des Oberrheinischen Kreises addieren. Der Kaiser selbst hatte Münster die Eintreibung befohlen, worauf ein 50 Mann starker Trupp im Spätherbst 1653 die klägliche, aber immerhin vorhandene Summe von 3000 Reichstalern aus den rückständigen Gebieten herauspreßte, „so daß nur noch 20.000 Rtl. durch Obligationen zu decken blieben“ (KOHL 1964, 51).

Mit „allerhand Künsten und Practiquen“ (zit. n. KOHL 1964, 51), wie der münstersche geheime Rat Wydenbrück sich in einem Brief an Galen ausdrückte, gelang es schließlich, den Reichstag in Regensburg von der Bewilligung des letzten Drittels zur vechtischen Verpflegung zu überzeugen. Wie man aus einem Brief des Bischofs an Wydenbrück wenig später entnehmen kann, leistete die Stadt Münster einen weiteren Vorschuß in Höhe von 50.000 Reichstalern; die immer noch fehlende Restsumme wurde von „einige[n] Adlige[n]“ (KOHL 1964, 51) beglichen. „Unser Statt und Vestung Vechte“ (VERORDNUNG 1654) konnte geräumt werden.

### Abzug der Schweden aus Vechta

Als der schwedische Kommissar Hoffstetter im Frühjahr 1654 erfuhr, daß die Satisfaktionsgelder in Säcken abgepackt am 15. April des Jahres zur Abholung bereitstünden, schenkte er der Nachricht zunächst wenig Glauben. Alle Zweifel wurden schließlich mit der Übergabe in der „neutralen Stadt Oldenburg“ (HEIMATBLÄTTER 1978, 4) zerstreut, Münsters schier unglaubliche Zahlungsfähigkeit war bewiesen. Als die Schweden noch weitere 20.000 Reichstaler Restgeld aus dem Ober- und Niedersächsischen Kreis geltend machen wollten, „stieg im Bischof die Sorge auf, daß sich dahinter „böse Absichten verbargen“ (KOHL 1976, 51). Als auch kleine Bestechungsgelder keine Wirkungen zeigten, „wurde dem tatkräftigen Bischof die Sache denn doch zu bunt: Er rückte mit 500 Mann . . . persönlich ins Niederstift, nahm Quartier bei seinem Bruder . . . auf Burg Dinklage, der . . . Erfahrung darin hatte, wie man mit den Schweden umgehen mußte“ (HEIMATBLÄTTER 1978, 4).

Ob Heinrich von Galen womöglich im Auftrage seines fürstbischöflichen Bruders tatsächlich so markig zur Sache schritt und

---



*In der alljährlichen Dankprozession am Christi-Himmelfahrtstag tragen weißgekleidete Mädchen die „Strahlen-Madonna“, die Fürstbischof Christoph Bernhard 1655 gestiftet hat.*

*Foto Zurborg, 1954*

gar dem schwedischen Kommissar in Vechta mit roher Waffengewalt drohte, ist bis heute nicht im einzelnen geklärt. In jedem Fall zog die schwedische Besatzung am 13. Mai aus Vechta ab. Elisabeth Reinke läßt als Autorin des 1923 geschriebenen, freilich nie zur Aufführung gelangten, „Vechtaer Heimatspiels“ bei ihren Figuren „laute Freude“ aufkommen: „Sei trecket af! . . . Wat'n Glück“ (HEIMATSPIEL 1928, 20). Denn in der Tat hatte die Entscheidung

„auf des Messers Schneide gestanden. Ein schwedischer Bote mit dem Befehl, Vechta nicht zu räumen, war bereits bis Visbek gekommen, als die münsterschen Truppen durch die Festungstore einrückten“ (KOHL 1976, 111).

Christoph Bernard von Galen wand sich derweil unter der aus seiner Sicht entsetzlich hohen Kreditlast von insgesamt 142.634 Reichstalern. Er sei, wie er in einem Brief an den Paderborner Bischof Dietrich Adolf äußerte, unter der Summe „fast erliegen plieben“, hoffe aber, „endlich woll vermittelt Gottedes gnädiger Verleihung damit in terminio“ (zit. n. KOHL 1976, 51) aufzukom-

---

men, u. a. mit Hilfe der Einführung eines Ochsenzolls, den er Oldenburgs Graf Anton Günther für dessen nach Köln und dem Rheinland verkaufte Viehherden, die durchs Niederstift getrieben werden mußten, auferlegen wollte. Doch die Verhandlungen mit dem Kaiser „zogen sich lange ergebnislos hin“ (KOHL 1964, 51). Wichtiger schien freilich zunächst der greifbare Erfolg: die letzte Besetzung einer fremden Großmacht innerhalb der Grenzen des Stifts konnte beseitigt und damit ein weiterer Grundstein zu Galens Vorstellung von der selbständigen Politik gelegt werden. Seine Freude äußerte sich in der Stiftung einer alljährlichen Himmelfahrtsprozession, die bis in die Gegenwart noch in Vechta abgehalten wird.

## Ergebnisse

Daß „große Teile Nordwestdeutschlands vom Kriege fast völlig verschont“ (FRANZ 1979, 9) blieben, kann angesichts der verheerenden Auswirkungen der verschiedenen Besatzungen für Vechta nicht bestätigt werden. Daß freilich sämtliche Ereignisse von 1618 und nach 1648 wie „ein Kinderspiel gegen das, was unsere Heimat im 30jährigen Krieg erleben sollte“ (TERHEYDEN 1934, 40) wirkten, dürfte indes ebensowenig der historischen Realität entsprechen. Was Vechta im großen Kriege widerfuhr, ähnelt dem Schicksal fast aller befestigten Klein- und Großstädte derselben Epoche. Die Wirkungen des Westfälischen Friedens dagegen tragen schon eher einzigartigen Charakter.

Mit der Ratifizierung der Verhandlungen 1648, vielmehr freilich mit den „Nürnbergischen Executions-Tractaten“ (VERORDNUNG 1654) wurde der Stadt Vechta eine schwedische Besatzung bis 1654 beschert, wiewohl der Krieg eigentlich schon sechs Jahre zuvor beendet worden war. Die Besatzung selbst indes trug friedvolleren Charakter, als man das heute anzunehmen geneigt ist. Und wenn es denn zu (bewiesenen) Plündereien, Vergewaltigungen, Morden und Foltern kam, konnte man bezüglich der Soldateska — ob Freund oder Feind — kaum einen Unterschied erkennen (vergl. KOHL 1976, 105<sup>8</sup>).

Ganz ähnlich muß man auch wohl die heute erschreckend hoch anmutende Satisfaktionssumme für die Schweden beurteilen. Schließlich bestand die schwedische Armee „zu drei Vierteln aus deutschen Soldaten“, die ihrerseits den „weitaus größten Teil der [Satisfaktions-] Gelder wieder der deutschen Wirtschaft zuführten“ (BUCHSTAB 1976, 173).

---

---

Daraus folgernd darf man annehmen, daß in Vechta höchstwahrscheinlich ständig eine deutsche Besatzung lag, deren Oberbefehl je nach Sieg oder Niederlage mal in schwedischen, mal in kaiserlichen Händen lag. So fällt denn auch eine Interpretation des Abzuges der Schweden, von Bischof Galen nach zähem Ringen um Gelder und Soldaten endlich erwirkt, als 'Befreiung' recht schwer; vermutlich hat sich ja am Tatbestand der Besatzung wenig geändert, nur wurde diese jetzt von Münster aus kontrolliert. Ob die Bewohner der Stadt dies beglückwünschten oder ablehnten, bleibe dahingestellt.

### **Anmerkungen**

(Die Korrespondenz wurde nach der zweiten und dritten Quelle zitiert)

- 1 Brief Galens an Papst Alexander VII. Sassenberg, 7. März 1662
- 2 Brief Galens an Papst Innozenz X. Regensburg, 3. Mai 1653
- 3 Brief Galens an den kaiserlichen Diplomaten Isaak Volmar, Meppen, 13. März 1651
- 4 Brief Galens an den Domkürster Jobst Elmund von Brabeck, Regensburg, 2. Oktober 1653
- 5 ebda.
- 6 Brief Galens an die münsterschen Deputierten zum Kreistag in Essen, Regensburg, 16. Oktober 1653
- 7 Brief des münsterschen geh. Rates und weltlichen Hofrichters Bernard von Wydenbrück an Galen, Regensburg, 15. Dezember 1653
- 8 Dazu hält Günther BARUDIO fest, daß man den typischen Soldaten des „Teutschen krieges“ nicht etwa mit dem zeitgenössischer Heere vergleichen darf. Der „Soldat des Absolutismus“ wurde vielmehr auf den „blinden Gehorsam gegenüber einem Fürsten eingeschworen; er hatte entpolitisiert zu funktionieren“ (BARUDIO 1985, 586/587). Folglich war es ihm als Kämpfer relativ egal, auf wessen Seite er focht. Der Soldatenberuf funktionierte noch mehr oder weniger als Broterwerb; die politische oder auch religiöse Motivation blieb in der Regel nebensächlich.

### **Literaturverzeichnis**

#### **Quellen**

IPO. Instrumentum Pacis Caesaro-Suecicum Onabrugense. In: Instrumentum Pacis Westphalicae. Die Westfälischen Friedensverträge 1648. Vollständiger lateinischer Text mit Übersetzung der wichtigeren Teile und Regesten, Bern, 2. Aufl. 1966. (= Quellen zur neueren Geschichte Heft 12/13).

Die Korrespondenz des Münsterer Fürstbischofs Christoph Bernhard v. Galen mit dem Heiligen Stuhl 1650 - 1678. Hrsg. von Alois Schröer, Münster 1972. (im Text als KORRESPONDENZ a) gekennzeichnet).

Akten und Urkunden zur Aussenpolitik Christoph Bernhard von Galens 1650 - 1678. Herausgegeben von Wilhelm Kohl, Teil 1: Vom Antritt der Regierung bis zum Frieden von Kleve 1650 - 1666, Münster 1980. (im Text als KORRESPONDENZ b) gekennzeichnet).

VERORDNUNG Christoph Bernhard von Galens vom 10. Februar 1654, Faksimile-Wiedergabe in: Heimatblätter 30. 6. 1979, Nr. 3 und Nr. 4/57 vom 26. 8. 1978. Darin: Christoph Bernhard von Galen — nur ein „Kanonen-Bischof“? [von Hans Schlömer].

#### **Sekundärliteratur**

Barudio, Günther: Der Teutsche Krieg 1618 - 1648. Frankfurt a. M., 2. Aufl. 1985.  
Buchstab, Günther: Reichsstädte, Städtekurie und Westfälischer Friedenskon-

- groß. Zusammenhänge von Sozialstruktur, Rechtsstatus und Wirtschaftskraft. Münster 1976. (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e.V. Bd. 7)
- Dickmann, Fritz: Der Westfälische Frieden. Münster. 5. Aufl. 1985.
- Driver, Friedrich Matthias: Beschreibung und Geschichte der vormaligen Grafschaft, nun des Amtes Vechta im Niederstift Münster, Vechta 1803.
- dtv-Lexikon. Ein Konversationslexikon in 20 Bänden. Mit Genehmigung erarbeitet nach Unterlagen der Lexikon-Redaktion des Verlages F. A. Brockhaus. München 1980 Bd. 2.
- Franz, Günther: Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte. Stuttgart, New York, 4. Aufl. 1979. (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte Bd. 7)
- Heckel, Martin: Deutschland im konfessionellen Zeitalter. Göttingen 1983. (= Deutsche Geschichte Bd. 5)
- Heimatblätter, Nr. 3/58. Jahrgang. 30. Juni 1979. Darin: Die „Vechtische Satisfaktion“ auf dem Reichstag 1653. [von Hans Schlömer]
- Kohl, Wilhelm: Christoph Bernard von Galen. Politische Geschichte des Fürstbistums Münster 1650 - 1678. Münster 1964.
- Kohl, Wilhelm: Vechta unter münsterischer Herrschaft 1252 - 1803. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta. Redigiert von W. Hanisch und F. Hellbernd. Vechta 1974. Bd. 1. S. 79-84.
- Kohl, Wilhelm: Geschichte des Kreisgebietes in Mittelalter und Neuzeit bis 1815. In: BEHR, Hans-Joachim u. a.: Heimatchronik des Kreises Vechta. Köln 1976. (= Band 45 der Reihe 'Heimatchroniken der Städte und Kreise des Bundesgebietes')
- Kramer, Franz: Vechta. Aus der Entwicklungsgeschichte der Stadt. In: Heimatwoche des Amtsbezirks Vechta mit Führer durch sämtliche Veranstaltungen. Vechta 1932.
- Kuropka, Joachim: Zur historischen Identität des Oldenburger Münsterlandes. Münster 1982.
- Nieberding, Carl Heinrich: Geschichte des Niederstifts Münster und der angränzenden Grafschaften Diepholz, Wildeshausen etc. Ein Beitrag zur Geschichte und Verfassung Westphalens. 2 Bde. Vechta 1840.
- Oncken, H.: Geschichte des Amtes Vechta. In: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg. Bearbeitet im Auftrage des Grossherzoglichen Staatsministeriums. II. Heft: Amt Vechta. Oldenburg 1900. S. 12-68.
- Plesse, Kurt: Der Übergang der münsterschen Ämter Vechta und Kloppenburg an Oldenburg 1803. Ein Beitrag zur landesgeschichtlichen Forschung. Bückeburg 1937.
- Reinke, Georg: Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland. 1. Heft. Vechta 1920.
- Ruppert, Karsten: Die kaiserliche Politik auf dem Westfälischen Friedenskongreß 1643 - 1648. Münster 1979.
- Schürmann, Gerhard: Der Dreißigjährige Krieg. Göttingen 1985.
- Schröer, Alois: Historischer Kommentar. In: SCHRÖER, Alois (Hrsg.): Die Korrespondenz des Münsterer Fürstbischofs Christoph Bernard v. Galen mit dem Heiligen Stuhl 1650 - 1678. Münster 1972. S. 1 - 144.
- Terheyden, Otto: Aus der Geschichte des Amtes Vechta. Von den Tagen der Steinzeit bis zum Jahre 1815. In: Heimatwoche des Amtsbezirks Vechta mit Führer durch sämtliche Veranstaltungen. Vechta 1932. S. 3-54.
- Elisabeth Reinke: Vechtas Befreiung im Jahre 1654. Vechtaer Heimatspiel zur Erinnerung an den Abzug der Schweden aus Vechta am Abend vor Christi Himmelfahrt 1654. Vechta 1928.
- Willoh, Karl (Hrsg.): Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. A: Dekanat Vechta-Neuenkirchen. III. Band: Die Pfarren Vechta und Wildeshausen. Köln 1898.
- Woebcken, Carl: Oldenburger Wanderungen. Bremen, Wilhelmshaven 1923.
- Wolf, Manfred: Das 17. Jahrhundert. In: BALZER, Manfred u. a.: Von den Anfängen bis zum Ende des alten Reiches. Düsseldorf 1983. (= Westfälische Geschichte Bd. 3).

---

*Franz-Josef Tegenkamp*

## Verzeichnis der Kirchenstühle in Bakum von 1744

„Cathalogus deren Kirspells Bacumbschen  
Circhenständen“

Die heutige Gemeinde Bakum gehört wohl zu den ältesten Siedlungen Süldenburgs. Der Kirchenort wird zwar erst im 11. Jahrhundert als „Beheim“ urkundlich erwähnt, konnte zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich jedoch bereits auf ein erhebliches Alter zurückblicken.

Allgemein wird angenommen, daß bereits an der Wende vom achten zum neunten Jahrhundert die erste Kirche in Bakum errichtet wurde. Als Kaiser Ludwig der Fromme in einer Urkunde vom 1. 9. 819 die Kirche in Visbek (*ecclesia quae vocatur Fiscbechi*) unter seinen Schutz nahm und ihr die Immunität verlieh, ist ausdrücklich von mehreren untergebenen Kirchen im Lerigau die Rede, die jedoch nicht näher benannt werden: zu diesen wird unter anderen auch Bakum gerechnet.

Bereits im Jahre 855 übertrug Kaiser Ludwig der Deutsche die Zelle Visbek samt allem zugehörigen Besitz an das 823 gegründete Kloster Corvey an der Weser, jedoch mit der Bedingung, sie nicht zu Lehen zu geben. Die Tatsache, daß noch bis ins 19. Jahrhundert hinein das Kloster Corvey das Recht zur Präsentation des Pfarrers in Bakum — wie auch in Visbek, Goldenstedt, Langförden, Emsteck, Crapendorf, Altenoythe und Löningen — besaß, spricht dafür, daß Bakum zu den oben erwähnten Urkirchen gehört.

Ursprünglich gehörten zum Kirchspiel Bakum auch die Einwohner der heutigen Kirchengemeinden Vestrup (vor 1208 abgetrennt) und Carum (1927 abgetrennt).

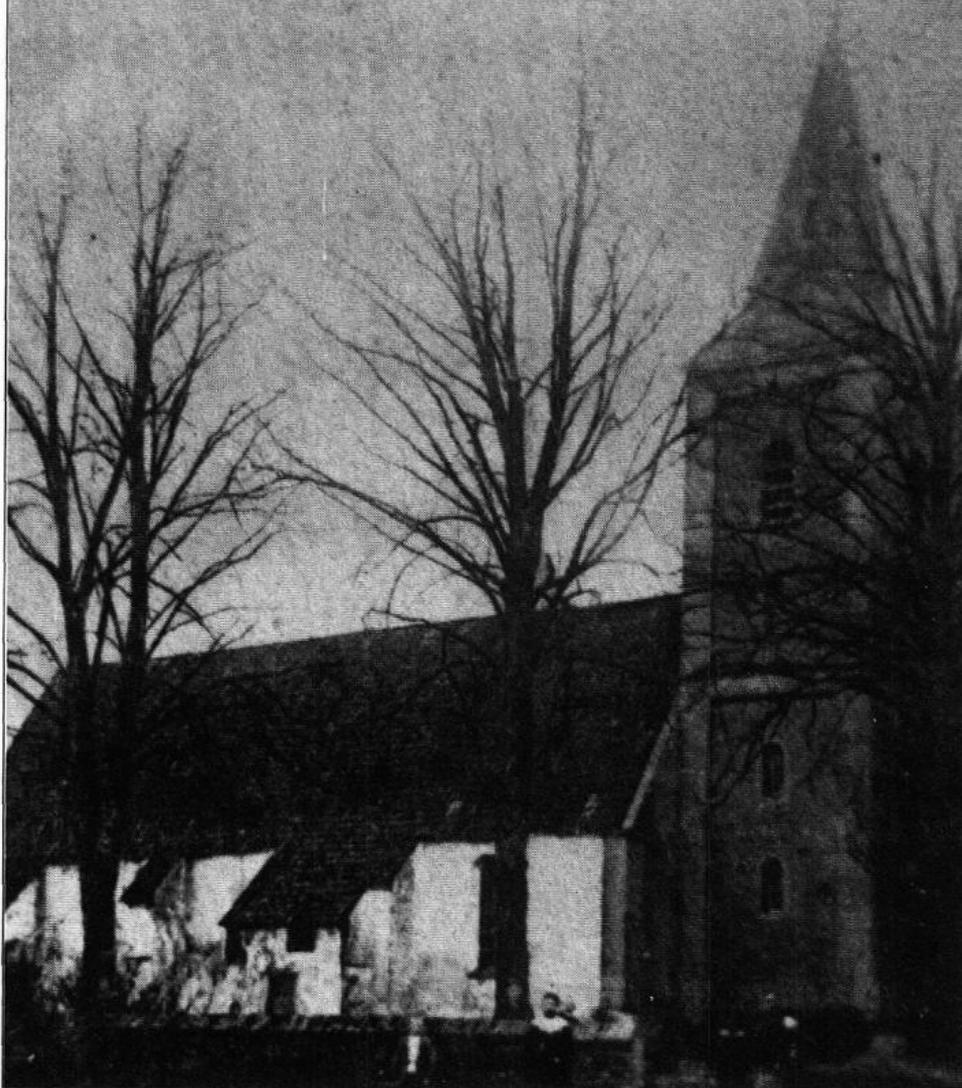
Die heutige Kirche in Bakum wurde in den Jahren 1906/07 im neugotischen Stil nach dem Vorbild der kurz zuvor erbauten katholischen Kirche in Neuenkirchen errichtet. Die alte Kirche, die sich an gleicher Stelle befand, stammte noch aus dem Mittelalter.

---



# Gruss aus Bakum.

Alte Kirche.



*Alte Bakumer Kirche um 1900.*

Der westliche Teil des Kirchenschiffes gehörte wohl noch dem 12. Jahrhundert an, während der östliche Teil mit dem Chorraum in den Jahren 1391 bis 1400 errichtet wurde. Die Kirche war aus Ziegelsteinen großen Formats und Findlingen erbaut, aber größtenteils verputzt und übertüncht.

---

Der Turm war erheblich jünger; er stammte aus dem Jahre 1848. Der vorherige, seit dem 16. Jahrhundert bei der Kirche stehende hölzerne Turm fiel im Jahre 1777 bei einer Feuersbrunst im Dorf Bakum, die alle um die Kirche herum liegenden Häuser vernichtete, den Flammen zum Opfer und brannte bis auf den Grund nieder; die Glocken waren dabei geschmolzen. Im Jahre 1782 sollte zwar ein neuer Turm errichtet werden, es blieb jedoch zunächst bei einem einfachen Gerüst für die Glocken — ein neuer Turm aus Ziegelsteinen wurde dann erst im 19. Jahrhundert errichtet. Er ähnelte sehr dem heutigen Kirchturm in Vestrup, der im Jahre 1856 erbaut wurde.

Bereits 1712 wurde die Kirche als zu klein bezeichnet, eine Klage, die sich noch des öfteren wiederholte. Trotzdem behalf man sich noch fast 200 Jahre, bevor ein Neubau zustande kam.

In der alten Kirche besaßen die Adeligen der umliegenden Güter und die meisten eingesessenen Bauern feste Plätze. Aus dem 18. Jahrhundert ist eine Liste der Bakumer Kirchenstühle und der Besitzer der einzelnen Plätze erhalten geblieben.

Am 30. 9. 1744 ließ der damalige Pfarrer Johann Dominikus Riccius aus Haselünne, der von 1736 bis 1777 amtierte, beim kaiserlichen Notar Franz Wilhelm Molan in Vechta eine Kopie eines von seinem Vorgänger Wilbrand Clespe „eigenhändig geschriebenen Cathalogus deren Kirspells Bacumbschen Circhenständen“ anfertigen und die Richtigkeit vom Küster Hermann Caspar Aufderheide und dem Kirchenprovisor Arendt Siemer aus Harme bestätigen.

Wilbrand Clespe, Sohn eines Landmannes aus Stromberg, war von 1651 bis 1693 als Pfarrer in Bakum tätig. Somit stammt das Verzeichnis aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, vermutlich wurde es bereits kurz nach dem 30jährigen Krieg angefertigt, um der derzeit herrschenden Unordnung Herr zu werden. Auch in anderen Bereichen sorgte Clespe dafür, daß das kirchliche Leben in Bakum nach den Wirren des Krieges bald wieder in geordneten Bahnen verlief.

Das Verzeichnis befindet sich heute im Bistumsarchiv Münster im Bestand Generalvikariat unter der Bezeichnung Bakum 2.

### Extractus protocolli Notarialis

Anno 1744 den 30ten Monatts Septembris erschien vor mirh Notario undt der Zeugen der Herr Pastor Riccius zu Bakumb mirh behändigend einen von Weyl. Herrn Pastoren Willebrandten Klespe

---

---

eigenhändig geschriebenen Cathalogum deren Kirchenständen besagter Bacumbschen Kirchen, sistirte forth dabey den Cüster Hermann Caspar ufferheyde undt ehemaligen Kirchen provisoren Arendt Siemer zu Harme, mit Beygefugter requisition die sistirte zwey Männer darüber: ob nicht gegenwärtig exhibirter / Cathalogus deren Kirchspells Bacumbschen Kirchenständen / von Weyl. H. Pastore zu Bacumb Willebrandten Clespe durchgehendts eigenhändig geschrieben wäre? Summariter undt an aydts statt zu befragen, deren gebende antwort ad protocollum zu nehmen undt darüber ein oder mehrere instrumenta gegen der gebühr auszufertigen;

Wo auff dan so forth der Sistirter Cüster zu Bacumb Hermann Caspar ufferheide de dicenda veritate Serio avisatus, nach vorgezeigten undt durchgesehenen oben angezoegenen Cathalogo Scannorum an aydt statt deponirte, daß Besagter Cathalogus von abgelebten Herrn Pastore Klespe per totum eigenhängig geschrieben wäre, offerendo diese seine Summarische antworth auff erforderen jurato zu erhärten stipulatione med. deponens 2dus Arendt Siemer de dicenda veritate Serio ad monitur deponirte an aydes statt das der vorgezeigter undt von ihm revidirter Cathalogus Scannorum von dem abgelebten Hrn. Pastore Klespe zu Bacumb mit eigener Handt durch und durch geschrieben wäre offerendo diese seine Summarische antworth toties quoties aydtlich zu wiederhoelen stipulatione med. Sic actum Vechte ut Supra praesentib. Christophers Bail undt Johan Caspare Riemann tert. requisitor

In fidem e pro extractu prolli  
Franc. Wilh. Molan Notarius Caesario  
publ. e immatriculatus subscriptus

Siegel

Unterschrift

Copia Cathalogi Scannorum in Ecclesia Bacumensi

Auffen chor negst dem Tabernacell ein stuhl dem adlichen Haus Norbering jetz von Juncker Adolphen von Tecklenburg hereditario jure<sup>1)</sup> zugehörig

Hier negst an selbiger zeit ordine stehen adliche stühle bis an den Predigstuhl

Der erste negst der Sacristey ein gemeiner adlicher Burgmännerstuhl

Die zwo folgende Herren Kobrinck zur Daren wie er sagt jure hereditario zugehörig einer ein Manns ander ein frawenstuhl

Die zwo negst folgende Herren Obristwachtmeister Hagedorn

---

tho Suttholt frauenstühle  
Der folgender undt ffünfter  
von der Sacristey ist zum adlichen  
Haus Harm frawen stuhl  
jure hereditario

Der sechste von der Sacristie  
ist der frawenstuhl zum adlichen  
Haus Norberding jure hereditario  
gehörig

Hiernebst zum Predigstuhl ein  
clein platz vacaret dar ein altar  
soll gestanden haben wirdt ver-  
günnet ad tempus so kein ver-  
bleiben haben

Zwischen dem Predigstuhl und  
Circhthür sein 8 stühle für fra-  
wen Persohnen

Der erste negst dem Predig-  
stuhl höeret averdam

und Rentzen zu jure hereditario  
Der andere Junckers zur Daren  
Dienstmägden

Der dritte den Weibern von  
Averbecken und Frieling tho  
wester-Bacumb und Deters tho  
Harm

Der 4te den frauens von grosh  
undt klein Endemann tho  
wester-Bacumb item vom Stukenborg undt meinerding in der  
molken strate

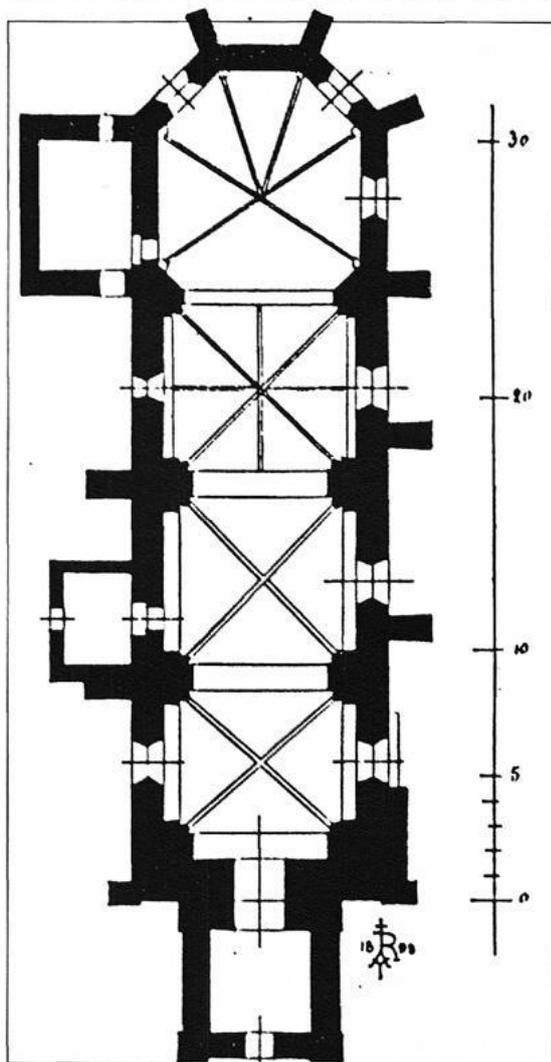
Der fünfte Baumann tho schleddehausen undt Klönnen item Hop-  
pen undt Diekmann to westerBacumb

Der 6te Hachmöller, Wilken Lohmann tho westerBacumb item  
Menken tho schleddehausen undt Jobst zur wee

Der 7bende den Mägden vom adlichen Haus Lohe undt von wese-  
ling tho westerBacumb

Der achte negst der Thür den Weibers von frantz auff der wellen,  
von Vohs im Dorff und Cüster  
an der anderen Zeith der Thüren bis unter der Boer Bonnen wei-  
berbänke

Die erste negst der Thür für weibers von Hesken und Sander tho  
Büschell undt Mencken tho Harm



Grundriß der Kirche zu Bakum.



*Hof Frilling in Westerbakum errichtet 1811 von Carl Frilling (1773-1857) und Maria Endemann (1786-1872)*

Die andere den weibern von Kurren Schroer und Hoppen tho Büschell

Die dritte den weibern von Vehorn tho Westerbakumb

Die vierte den weibern von Rosenbaum tho Westerbakumb

Die fünfte den weibern von Gerwins und Heckmann tho Meschendorf undt Neelken tho Schleddehausen

Die sechste den weibern von Brügmans zu Meschendorf, Schürmann zu Carumb auch für Jaspers auf der Hede am Ende was Fry macht

Die siebende für Stienen in der Molckenstrate item Klonnen und Otten tho Schleddehausen

Die achte den weibern von Lamberding undt Deberding tho Carumb

Die 9 gende den weibern von Lamberding und Deberding tho Carumb

Die zehnte den weibern von Teenkamp und Mönch tho Carumb

Die 11. weibern von Nieman und Cathman tho Carumb

Die 12. von Lanwer, Schumacher und Grothen tho Carumb

auf der andere zeith negst hinder S. Annen altar

hatt Berding zu Meschendorf ein Mannsstuhl hereditario et antiquo jure

---

Negst vor S. Annen Altar hatt Juncker Vohs tho Bacumb einen frawen stuhl, davon das gesprach als solte der Juncker vor Zeithen selbigen, als Er provisor der Kirchen geworden, größer gemacht, daß Er könne zu einen Manns undt frawenstuhl zertheillet werden.

Hiernegst ein Spatium Vacuum für Frawenstühle von Quernheim undt Schleppegrell tho Suttholte wie man sagt.

Hier negst an selbiger Seite 17 Frawenstühle

Die erst für das Frauen Volk von Bakum

Die andere den Mägden von adlichen Haus Harmen undt Quernheimb

Der dritten dem Volke von der Daren undt Norbering

Der 4te für Hageders & Sleppegrell undt Harm Dienerinnen ist etwan streiths

Der fünfte zum Wedem Haus<sup>2)</sup> undt vom Brinck, soll auch Pornhagen im Bockern Kirspells Lohne etwas darin vergünnet sein

Der sechste den Weibern von Pungenhorst undt Berding tho Meschendorp

Der 7. Kahlkouen tho westerBakum Schild tho Harme undt Taben zur Wehe

Der achte Weibern Hoffmanns, Hölschers undt Schürmann in der molkenstrate

Der 9. vor Bosen, Nagell Stiene Hoing von jeglichen ein weibs Persohn

Der 10. Wilmerding tho meschendorp weibern halb Heilman Lubbe Arckenstede undt grote

Der 11. Wilmerding tho Meschendorp halb undt den Hovet to Bacum halb

Der zwölfte für Weibern vom Schwienefoet Crußmann, Albers Wempen

Der 13. Weibern von Kleinen undt großen Siemer von Harm undt Moerman

Der 14. Kurren in der Molkenstrate

Der 15. Wichmanns tho Büschell undt Plumpen zur Wehe

Der 16. Kurhen tho Elmelae Loman in der molkenstrate Euerdts undt Stroschniders tho Büschell

Der 17. Beymvorde Polmann tho Büschell undt Blockers oder Deters quondam daß gildehaus genant jetz vom Voigt Johan Jörgen Winter bewohnt

Hier negst am ende ein adlicher Stuhl nacher dem adlichen Haus Bakum Harm undt Quernheim gehöerendt

auf der ander Zeith der Thüer ein Bank für die adlichen Diener folgen fünf Mansstuhl

---



*Hof Tegenkamp in Carum, errichtet 1791 von Gerd Jacob Tegenkamp (1730-1800) und Anna Elisabeth Frilling (1737-1803).*

Der 1te Wilmerding tho Meschendorp undt Berendt Klönnen tho Schledehausen

Die 2. Pulsfort undt Lamberding zu Karum

Die dritte Diekmann und Vehorn tho westerBacumb

Die 4te Hermann Siemers tho Harm undt Albers tho WesterBakum

Der fünfte Hagmöller tho westerBakum undt Kurhen

Zur mittell hinter der Tauffstein 3 Mansstühle

Der erste ist Teenkamp tho Karum undt gerwin tho Meschendorp

Der ander Schürmann, Lanwer grote plump tho Karum

Dritte wegmann tho Karum undt Pungenhorst tho Meschendorp

pro copia cum originali Cathalogo collationata

et concordante Franc. Wilh. Molan

Caesar, publ. et Immatriculatus Notarius requisitus

Subscripsit

Siegel

(Inscript:

IN DEO SPES

MEA)

Unterschrift

1) hereditario jure — nach Erbrecht

2) Pfarrhaus

## Beamtenfamilien des Oldenburger Münsterlandes

Schon zur Zeit der Zugehörigkeit zum Fürstbistum Münster hat es in den Ämtern Vechta und Cloppenburg einige Familien gegeben, die manchmal durch Generationen hindurch Beamtenstellen innehatten. Nach dem Anfall beider Ämter an das Herzogtum Oldenburg wurden diese Beamten in den oldenburgischen Staatsdienst übernommen, in den später weitere Vertreter aus jüngeren Generationen eintraten. Neben Amtmanns- und Richterposten wurden auch höhere Ränge erreicht. Dabei scheint es die Regel gewesen zu sein, daß die Beamten aus münsterländischen Familien ihre Laufbahn nach einer Tätigkeit in verschiedenen nordoldenburgischen und auch Birkenfelder Ämtern und Gerichten meist im Münsterland beendeten. Dies dürfte auf eine gezielte Personalpolitik zurückzuführen sein. Allerdings ist bis zum Ende der Monarchie das Amt eines Ministers nie von einem Katholiken bekleidet worden. Erst nach 1918 hat mit dem Minister Driver ein katholischer Beamter als Minister fungiert<sup>1)</sup>.

Einige dieser münsterländischen Familien (Bothe, Bucholtz, Driver) haben eine erstaunlich große Anzahl von Beamten gestellt, wofür es in den oldenburgischen Stammländern mit Ausnahme der Familie Wardenburg<sup>2)</sup> kaum ein vergleichbares Beispiel gibt, jedenfalls für eine so weit zurückreichende Tradition. 1818 hat Caspar Bothe bei der Bewerbung um die Zulassung zur ersten Prüfung voller Stolz seine Abstammung aus einer alten Beamtenfamilie betont, da sämtliche Voreltern, soweit bekannt, im Zivilstaatsdienst gestanden hätten<sup>3)</sup>. Bereits an anderer Stelle ist auf diese drei typischen Beamtenfamilien im Zusammenhang mit anderen oldenburgischen Beamtenfamilien verwiesen worden<sup>4)</sup>. Eine ganze Anzahl von Münsterländern hat an der Universität Harderwijk studiert und dort promoviert. Von den nachstehend genannten Familien haben allein zwischen 1713 und 1782 die Familien Bothe fünf, Driver vier, Schumacher zwei und Molan einen dort promovierten Doktor aufzuweisen<sup>5)</sup>. Diese Familien haben

---

---

vielfach untereinander geheiratet und sich mit weiteren Familien verbunden, in denen über mehrere Geschlechterfolgen hinweg der Beruf des Beamten vorherrschte. Die folgende Zusammenstellung soll einen knappen Überblick über die bekanntesten Beamtenfamilien geben, ohne daß die genealogischen Zusammenhänge immer im einzelnen nachgewiesen werden. Vielmehr sollen hauptsächlich die Beamten erfaßt und die Eheschließungen mit anderen Beamtingeschlechtern erwähnt werden. Einzelbelege beziehen sich meist nur auf Literaturnachweise. Weitere Angaben sind in einer von dem Verfasser angelegten Beamtenkartei im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg zu finden.

#### Bartel(s)<sup>6)</sup>

(Johann) Conrad Bartel(s) (1779 - 1862), Sohn des Johann Conrad Goswin Bartels, zunächst Advokat in Cloppenburg, dann tit. Kanzleiassessor, Notar in Lönigen, war dann Amtmann in Friesoythe und zuletzt ab 1831 als Hofrat, Amtmann und Oberamtmann in Cloppenburg tätig. Der Sohn Wilhelm Bartel (1821 - 1880) amtierte als Oberamtsrichter in Vechta. Seine erste Frau war die Tochter des Postmeisters Hönemann, die zweite entstammte der Familie Bothe. Sein Bruder Engelbert (geb. 1837) lebte als Obergerichtsanwalt in Vechta. Von den Schwestern war Jenny mit dem Offizialratsrat und Mitglied des Frankfurter Vorparlaments Christian Ellerhorst, Friederike mit dem Gutsbesitzer und Landtagsabgeordneten Max von Böselager<sup>7)</sup> und Marie mit dem Kaufmann Driver in Amsterdam verheiratet. In der folgenden Generation fungierte Wilhelms gleichnamiger Sohn Wilhelm Bartel (geb. 1864) nach der Tätigkeit als Amtsassessor in Westerstede, Cloppenburg und Delmenhorst ab 1901 als Amtshauptmann in Cloppenburg und ab 1906 in gleicher Eigenschaft in Varel, ab 1916 mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrates. Engelberts Sohn Georg Bartel lebte als Rechtsanwalt in Vechta. Den gleichen Beruf hatte Wilhelms Sohn Wilhelm Bartel, während seine Schwester Trude den späteren Senatspräsidenten in Hamburg Carl Rüther ehelichte, den Bruder des Direktors der Hindenburgschule in Oldenburg, Eugen Rüther<sup>8)</sup>.

#### Bothe<sup>9)</sup>

Von der bereits 1481/1484 in Vechta nachweisbaren Familie beginnt die sichere Stammreihe mit dem lutherischen Pastor Henrik Bothe in Oythe, dessen Bruder Johann († 1574) Bürgermeister in Vechta war wie später der Neffe der beiden, Hinrik Bothe († 1613).

---

---

Vom Sohn des Oyther Pastors, Wessel Bothe, Pastor in Langförden, stammen alle Beamten der Familie ab. Sein Sohn Johannes († um 1647/1652) war Notar und Gerichtsschreiber in Cloppenburg, ebenso der ältere Sohn Berendt (geb. 1622), während dessen jüngerer Bruder Heinrich Bothe (1647 - 1714) das Richteramt in derselben Stadt bekleidete. Verheiratet war er mit der Tochter eines Richters in Haselünne. Von vier erwachsenen Söhnen nahmen zwei Dienste in Österreich als kaiserlicher Geheimer Sekretär und als Kriegskommissar. Ein Sohn wurde Geistlicher, Dr. Franz Hermann Bothe (1688 - 1762 oder 1775) Advokat in Cloppenburg. Gottfried Michael Bothe (1695 - 1756) folgte dem Vater im Richteramt in Cloppenburg. Die Schwester war nacheinander mit drei Richtern im Hümmling vermählt. In der nächsten Generation finden wir Dr. Henrich Georg Bothe (1717 - 1770) und seinen Vetter Michael Bothe (1718 - 1751) als Advokaten sowie dessen Bruder Dr. Heinrich Bothe (1716 - 1798) als Richter der dritten Generation im gleichen Ort. Seine Frau stammte aus der Familie Buchholtz. In der folgenden Generation hat neben drei Geistlichen und einem Offizier nur Franz Bothe (1756 - 1836) als Landgerichtsassessor in Cloppenburg die Beamtentradition fortgeführt. Auch seine Frau kam aus einer Beamtenfamilie (Schumacher). Vier Söhne wurden wiederum Juristen, Joseph (1792 - 1873) als Advokat in Cloppenburg, Caspar (1795 - 1883) als Beamter in verschiedenen, auch nordoldenburgischen Orten zuletzt als Amtmann in Vechta und Oberamtmann in Cloppenburg. Durch seine Eheschließung mit der Erbin des Gutes Eyhausen (v. Varendorff) kam dieses Gut in den Besitz seiner Nachkommen. Sein Bruder Arnold Bothe (1805 - 1890) endete ebenfalls nach mehreren nördlichen Stationen wieder im heimatischen Münsterland als Obergerichtsrat in Vechta. Seine Frau war die Tochter des Amtmanns Plate in Damme. Der vierte Bruder, Dr. Friedrich Bothe (1788 - 1866), amtierte als Amtmann und Hofrat in Oldenburg und Vechta. Die zweite Frau (Berding) hatte einen Sekretär und Hypothekenbewahrer zum Vater. Die Schwester vermählte sich mit einem Kanzleidirektor in Meppen. Auch in der folgenden Generation häufen sich die Beamten unter den Söhnen und Schwiegersöhnen von Caspar und Arnold Bothe. Eugen Bothe (1836 - 1912) brachte es bis zum Oberlandesgerichtspräsidenten in Oldenburg, Arnold Bothe (1859 - 1936) war Amtsrichter und Oberamtsrichter in Friesoythe, zuletzt Amtsgerichtsdirektor und Geheimer Justizrat in Oldenburg, Franz Bothe (geb. 1856) Amtsrichter in Brake 1885 - 1887. Die Schwiegersöhne von Friedrich, Caspar und Arnold Bothe waren Staatsrat und Landtagspräsident

---



---

(Pancratz), Postdirektor (Büdeler, später v.d. Horst) und Gutsbesitzer und Landtagsabgeordneter (Frh. v. Böselager, erst mit zwei Töchtern von Friedrich Bothe vermählt, dann mit der bereits genannten Friederike Bartel), Assessor und Sekretär (Grote), Leibarzt (Tappehorn), Regierungsrat (Lubinus), Oberamtmann (Bartel) und Bezirksbaumeister (Ruhstrat)<sup>10)</sup>. Ein weiterer Schwiegersohn, Kaufmann Driver, kam aus der bekannten Beamtenfamilie. Noch in der nächsten Generation setzte sich mit dem Gerichtsassessor in Vechta, Amtsrichter in Lönningen und Landgerichtspräsidenten in Oldenburg Friedrich Bothe (1862 - 1932) die Tradition fort. Wo der Abgeordnete Max Bothe (1827 - 1905), Besitzer des Gutes Stedingmühlen, einzuordnen ist, konnte noch nicht ermittelt werden. Sein Vater Friedrich Anton Bothe besaß das Gut seit 1836<sup>11)</sup>.

#### Bucholtz<sup>12)</sup>

Der Stammvater Johann Bucholtz († nach 1572) zog von Coesfeld nach Gescher. Sein Enkel Hermann Bucholtz († 1611) amtierte dort als Vogt, dessen Sohn Gerhard Bucholtz († 1627) als Rentmeister in Cloppenburg. Seine erste Frau war die Tochter des Rentmeisters von Heiden, die zweite Frau eine Tochter des Wilke Steding. Gerhards Sohn (Johann) Caspar Bucholtz (1618 - 1686) war Richter und Gograf in Vechta. Zwei Söhne wurden wiederum Beamte im Münsterland, Heinrich Johann Bucholtz (1643 - 1686) als Rentmeister in Vechta und Johann Caspar Bucholtz (1654 - 1685) als Richter, Gograf und Amtsrezeptor in Damme. Der dritte Sohn, Caspar Bucholtz (1652 - 1722), wirkte als Arzt in Haselünne. Vier Schwestern heirateten in gleiche Kreise. Anna Dorothea den Rentmeister Molan, Anna Elisabeth den Bürgermeister Johann Waldeck in Vechta, Maria den Postmeister Bernhard von Höfften in Oldenburg, Gertrud den Bürgermeister Hermann Poll in Haselünne. Die Nachkommen von Heinrich Johann Bucholtz waren, meist auch als Beamte, außerhalb des Oldenburger Münsterlandes ansässig, so Henrich Franz (1674 - 1727) als Rentmeister in Metelen, dessen zweite Frau eine Tochter des Bernhard von Höfften war, Clemens Hermann (1684 - 1727) als Richter in Borghorst, Arnold Heinrich als bentheimischer Kanzleidirektor, Christoph Anton als Hofkammerrat († 1769). Durch seine Beziehungen zu Lavater, Hamann, Jacobi, Herder und der Fürstin Gallitzin wurde Franz Caspar Bucholtz (1759 - 1812) bekannt, der meist in Münster und auf dem der Familie gehörenden Gute Welbergen lebte<sup>13)</sup>. Sein geadelter Sohn Franz Bernhard Ritter von Bucholtz (1790 -

---

1838) stieg in österreichischen Diensten bis zum Staatskanzleirat auf<sup>14)</sup>. Eine ähnliche Karriere machten Angehörige aus einer anderen Linie im oldenburgischen Staatsdienst. Sie stammten ab von dem erwähnten Arzt Caspar Bucholtz in Haselünne, dessen Sohn Franz Wilhelm Bucholtz (1694 - 1763) den gleichen Beruf in diesem Ort ausübte. Sein Sohn Carl Bucholtz (1743 - 1841) amtierte als Advokatus Fisci, Amtsmarkenschreiber und Amtseinnehmer in Cloppenburg. Seine Schwester wurde die Gemahlin des genannten Richters Heinrich Bothe in Cloppenburg. Carls Sohn Franz Bucholtz († nach 1859) war nach einer Tätigkeit als Advokat in Cloppenburg und Greffier in Wildeshausen Landgerichtsassessor und Offizialatsassessor in Vechta. Seine zweite Frau, Angela Veltmann, war in erster Ehe mit Matthias Fritz Driver vermählt gewesen. Der Sohn Franz Bucholtz (1809 - 1887) durchlief die üblichen Stationen einer Beamtenlaufbahn, bis er 1848 als Geheimer Referendar am Staatsministerium eingestellt wurde. Dort fungierte er als Ministerialrat, Staatsrat (1867) und Vortragender Rat (1869), bis er 1871 als Regierungspräsident nach Eutin berufen wurde (bis 1885). Seine Frau war eine Tochter des Verlegers Stalling in Oldenburg<sup>15)</sup>. Seine Schwester heiratete den Leutnant und späteren Oberzollinspektor Osthoff. Sein Bruder August (geb. 1814) scheiterte in seiner militärischen Laufbahn, da er als Portepieführer degradiert wurde, und endete als Auktionator in Delmenhorst<sup>16)</sup>. Dagegen hielten die beiden Söhne des Staatsrates die soziale Stellung des Vaters und der Vorfahren. Carl Bucholtz (1856 - 1943) lebte als Oberregierungsrat in Eutin<sup>17)</sup>. Franz Bucholtz (1846 - 1905) kam wie sein Vater nach einigen Beamtenjahren bald an das Staatsministerium als Vortragender Rat (1879), dann Geheimer Staatsrat (1903) und war außerdem von 1901 - 1905 Bevollmächtigter beim Bundesrat in Berlin. Er verfaßte das 1889 erschienene Buch „Aus dem Oldenburger Lande“<sup>18)</sup>. Nicht einordnen läßt sich ein 1776 in Steinfeld verstorbener Joseph von Bucholtz, der 1774 Elisabeth Wilberding geheiratet hatte. Sein Sohn Johann Carl Joseph (1776 - 1825) lebte unter dem Namen Joseph Beechwood als Koch des Gouverneurs und später als Kaufmann in Gibraltar, wo er ein nicht unbeträchtliches Vermögen (8000 Taler, ein Haus), hinterließ, das an die Kinder der zweiten Ehe der Mutter mit Franz Rießelmann fallen sollte<sup>19)</sup>.

#### Driver<sup>20)</sup>

Der Enkel des Stammvaters, Professor med. Jeremias Driver in Löwen (1502 - 1554), Dr. Johann Heinrich Driver, ging in die Dienste

---

---

des Fürstbischofs von Münster als Amtrentmeister in Dülmen, Rat, Oberamtmann und Kanzleidirektor. Sein Sohn Alexander Wilhelm Driver (1673 - 1727) wurde zunächst substituierter Richter in Dülmen, dann Oberrezeptor in Vechta 1698 und 1705 Amtsrentmeister. Seine Frau Maria Anna Molan stammte wohl aus der noch zu behandelnden Beamtenfamilie dieses Namens. Ein Sohn, Peter Anton Theodor Driver (1711 - 1780), war gleichfalls Amtsrentmeister in Vechta, ein anderer wurde Offizier, vier Töchter heirateten teils Richter, teils Offiziere. Von seinen Söhnen versah Bernhard Peter Anton Driver (1737 - 1811) nun bereits in der dritten Generation das Amt des Vaters und Großvaters als Amtsrentmeister. Seine zweite Frau, Franziska Schumacher, entstammte wohl der später zu erwähnenden Beamtenfamilie. Der Bruder Friedrich (Fritz) Matthias (1754 - 1809) amtierte zwar als Assessor in Meppen, fühlte sich aber der Heimat so verbunden, daß er das Buch „Beschreibung und Geschichte der vormaligen Grafschaft und des Amtes Vechta“ verfaßte. Vier Brüder und eine Schwester traten in den geistlichen Stand, doch in der folgenden Generation der Söhne von Bernhard Peter Anton finden sich bereits wieder fünf Beamte neben drei Offizieren und einem Geistlichen. Itel Driver (1774 - 1847) lebte als Advokat und Auktionsverwalter in Vechta und dazwischen von 1815 - 1818 als Amtmann in Dinklage. Franz Driver (geb. 1776) war Advokat in Cloppenburg, (Peter) Marcell Driver (geb. 1780), österreichischer Rittmeister, dann Amtseinnehmer in Abbehausen bzw. Ellwürden bis 1853, Fritz Driver (geb. 1787) bis 1821 Amtmann in Tettens. Seine zweite Frau, Engel (Angela) Veltmann, heiratete nach seinem Tode den bereits erwähnten Landgerichtsassessor Franz Bucholtz. Philipp Driver (1791 - 1822) starb als Rechnungsführer und Expedient der Strafanstalt in Vechta. Die Base der Brüder, Maria Anna Driver, Tochter des Friedrich Matthias, wurde die Gemahlin des Oberlandgerichtsrates von Olfers in Münster. In der folgenden Generation, die aus den Kindern von Itel, Franz, Peter Marcell und Fritz Driver gebildet wird, herrschen wieder die Beamten vor neben vier Kaufleuten und einem Geistlichen. Peter Driver (1806 - 1889) war nach der Tätigkeit in einigen nordoldenburgischen Ämtern zuletzt von 1848 - 1858 Amtsassessor in Steinfeld. Seine Frau, geb. Kerckhoff, stammte als Advokantentochter aus Lingen. Fritz Franz Itel Driver (1807 - 1872), zunächst Advokat und Amtsauditor, dann Landgerichtsassessor, Advokatus Piarum Causarum und landesherrlicher Bevollmächtigter beim Offizialat (1843), gehörte von 1855 - 1871 dem Katholischen Oberschulkollegium an, ab 1856 als Ober-

---



---

schulrat. Franz Driver (1813 - 1903) beendete seine an mehreren nordoldenburgischen Amtsorten begonnene Laufbahn in Friesoythe ab 1858 als Amtsrichter, Justizrat (1860) und Oberamtsrichter (1879). Der Vetter dieser Brüder, Marcellus Nicolaus Driver (1812 - 1843), starb als Landgerichtsassessor in Vechta, nachdem er zuvor als Sekretär der Katholischen Kommission fungiert hatte. Sein Bruder Franz Xaver Driver (1825 - 1886) hatte einige Jahre eine Sekretärstelle in seinem Geburtsort Cloppenburg und war dann ab 1861 im Richterdienst als Amtsrichter, Justizrat und Oberamtsrichter in Jever, wo er durch seine plattdeutsche Verhandlungsführung auffiel<sup>21)</sup>. Der dritte Bruder, Bernhard Driver (1822 - 1870), erhielt erst spät eine Anstellung als Sekretär und Hilfsrichter, dann als Sekretär am Oberappellationsgericht in Oldenburg. Als Schwiegersöhne in dieser Generation, also als Schwäger der genannten Brüder und Vettern, sind zu nennen der Postkontrolleur Gieske, der Advokatus Piarum Causarum Hakewessel und der als Schöpfer repräsentativer Bauwerke in der Residenzstadt Oldenburg bekanntgewordene Oberbaurat Hero Diedrich Hillerns<sup>22)</sup>. Ein Kaufmann in dieser Generation, Wilhelm Driver (1830 - 1888) in Bremen, hatte in erster Ehe Agnes Bothe zur Frau, die Tochter des Obergerichtsrates Arnold Bothe. In der nächsten Generation finden sich Beamte nur unter den Söhnen von Franz und Bernhard Driver. Marcell Driver (1852 - 1912), Sohn des Franz, erhielt nach einigen Stationen in verschiedenen Behörden bald höhere Regierungsämter, ab 1890 als Vortragender Rat im Staatsministerium, 1898 als Oberregierungsrat, 1905 als Geheimer Oberregierungsrat. Ab 1908 leitete er das Oberversicherungsamt. Auch gehörte er dem Oldenburger Landtag an. Noch höher stieg sein Bruder Franz Driver (1863 - 1943) auf, der 1919 - 1922 und ab 1925 zum Staatsminister ernannt wurde. Er stand an der Spitze der oldenburgischen Zentrumspartei<sup>23)</sup>. Marcell Driver (1866 - 1952), Sohn Bernhards, erhielt nach richterlichen Aufgaben in Oldenburg und Lübeck 1924 die ehrenvolle Berufung als Reichsgerichtsrat in Leipzig. In der letzten Generation, deren Angehörige teilweise noch am Leben sind, begegnen noch vier Beamte oder sonstige Juristen, nämlich Franz Driver (geb. 1895), Sohn des Geheimen Oberregierungsrates Marcell Driver, Regierungsrat in Arnsberg, Franz Driver (geb. 1904), Sohn des Franz Driver, Regierungsassessor in Varel, dann Bundesbahndirektor in Hannover, Bernhard Driver (geb. 1903), Sohn des Reichsgerichtsrates, Rechtsanwalt in Leipzig, und sein Bruder Marcell Driver (geb. 1907), Finanzpräsident und Ministerialdirektor in Düsseldorf<sup>24)</sup>. Unter

---

---

den Schwiegersöhnen befinden sich ein Amtsgerichtsrat (Stassen) und zwei Ministerialräte (Wilhelm Ostendorf, Döbereiner).

#### Hakewessel<sup>25)</sup>

Die von dem Hof Hakewessel in Altenbunnen abstammende Familie Hakewessel stellte in Löningen mehrere Notare, zuerst Theodor Anton Hakewessel (1729 - 1793), den Sohn Theodors. Sein Sohn Johann Joseph Hakewessel (1766 - 1831) versah dort ebenfalls das Notariat und daneben die Stelle eines Amtseinnehmers. Sein Bruder Johann Anton Hakewessel (1759 - um 1840?) begann als Notar in Löningen und ging dann als Anwalt nach Cloppenburg, wo er 1808 als Stadtsekretär und von 1810 - 1834 als Auktionsverwalter fungierte. Die drei Söhne wurden wiederum Beamte. Während Ignaz Joseph Hakewessel († nach 1847) nur die untergeordnete Stelle eines Landgerichtskopisten in Cloppenburg bekleidete, gelangten seine Brüder in höhere Ränge. Carl Ludwig Hakewessel (um 1783 - 1857) begann als Kammersekretär 1810, Notar in Hatten 1812, Auditor 1816 und stieg über den Kammerrat, Regierungsrat, Hofrat bis zum Geheimen Regierungsrat in Oldenburg auf. 1822 heiratete er eine Tochter des Gutsbesitzers Louis Marcell de Cousser auf Hahn. Da er offenbar keine Kinder hatte, adoptierte er 1847 die Kinder seines Bruders Ignaz Joseph<sup>26)</sup>. August Hakewessel (1797 - 1871) wurde nach der Beschäftigung in einigen nordoldenburgischen Ämtern 1831 Sekretär beim Offizialat in Vechta, ab 1855 auch beim Katholischen Oberschulkollegium. Sein Sohn Carl Hakewessel (1825 - 1915), zuletzt Generalmajor, war mit einer Tochter des Geheimen Oberkirchenrates Wallroth in Eutin vermählt<sup>27)</sup>.

#### Molan<sup>28)</sup>

Stammvater dieser Familie war der Pastor Wessel Molan († nach 1601) in Ostbevern. Der Sohn Johann Molan († 1619) wurde Notar in Osnabrück und Amtsrentmeister in Vörden. Dessen Sohn Johann Friedrich Molan († 1666) amtierte als Gograf in Vörden, sein Bruder Franz († 1657) als Rentmeister ebendort. Seine Frau war eine Tochter des Amtsrentmeisters Bischoping in Vechta. Der dritte Bruder, Hermann Heinrich Molan, starb 1657 als Richter in Vechta und Gograf zum Sutholte. Johann Friedrichs Sohn Johann Heinrich Molan war vielleicht Fleckenschreiber in Vörden, sein Schwager Johann Vincke Gerichtsschreiber in Vörden und Bramsche. Benedikt Friedrich Molan, Sohn des Franz, wurde Notar in Damme und heiratete die Tochter des dortigen Vogtes Wichmann.

---

---

Sein Bruder Michael Wilhelm Molan amtierte als Vogt in Neuenkirchen. Hermann Heinrichs Sohn Everhard Johann Hermann Molan († 1687), Richter und Rentmeister in Vechta, war mit Anna Dorothea Bucholtz vermählt, der Tochter des schon erwähnten Richters Caspar Bucholtz in Vechta. Zu seinen Nachkommen gehört wohl der substituierte Gerichtsschreiber und Muster-schreiber in Vechta Franz Wilhelm Molan († 1710) und dessen Sohn Franz Wilhelm Molan (1707 - 1749), Notar in Vechta. Auch der „hochgelehrte“ Caspar Molan, der 1716 in Vechta starb, könnte ein Sohn des Rentmeisters Everhard gewesen sein, da diesem 1671 ein Sohn Caspar Franz und 1677 ein Sohn Caspar Heinrich geboren wurden. Nicht einzuzordnen, aber vielleicht derselben Familie angehörig, ist ein Quaestor (= Rentmeister?) Molanus in Vechta, der am 13. 3. 1637 in Bremen starb und im Kalendarium des Alexanderstifts Wildeshausen aufgeführt wird<sup>29)</sup>, ferner der Rentmeister Johann Hermann Molan in Cloppenburg. Seine Tochter war die Gemahlin des Christoph Bernhard Bothe (geb. 1695), eines Urenkels des erwähnten Notars und Gerichtsschreibers Johannes Bothe in Cloppenburg<sup>30)</sup>. Ein Dr. jur. Anton Joseph Molan aus Cloppenburg, der 1713 in Harderwijk promovierte, könnte ein Verwandter von ihm gewesen sein. Mehrere evangelische Pastoren Molanus, die im Oldenburger Münsterland im 16. und 17. Jahrhundert amtierten<sup>31)</sup> und aus drei verschiedenen Familien stammten, sind mit der Beamtenfamilie vermutlich nicht verwandt, es sei denn, daß bei einem dieser Geschlechter eine Verbindung zu Wessel Molan bestanden hat.

#### Ostendorf<sup>32)</sup>

Der erste Beamte aus dieser auf dem Hof Ostendorf bei Dinklage angesessenen Familie war Bernard Ostendorf (1809 - nach 1879), der Sohn des Gastwirts und Hofbesitzers Johann Bernhard Ostendorf. Er hatte zunächst bis 1844 Stellen im Fürstentum Birkenfeld, zuletzt als Regierungssekretär und Advokatus Piarum Causarum, wurde 1845 Landgerichtsassessor in Jever und kehrte 1853 in das heimatliche Münsterland zurück nach Cloppenburg, bis er 1858 als Obergerichtsassessor nach Vechta versetzt und dort 1860 zum Obergerichtsrat ernannt wurde. 1879 ging er in Pension. Beide Söhne waren ebenfalls juristisch vorgebildete Beamte. Heinrich Ostendorf (1853 - 1933), Amtsrichter, Oberamtsrichter und zuletzt Geheimer Justizrat in Ahrensböök, Cloppenburg und Vechta heiratete Jenny Bartel, eine Tochter des erwähnten Oberamtsrichters Wilhelm Bartel<sup>33)</sup>. Die Laufbahn seines Bruders Richard Osten-

---

dorf (1852 - 1886) weicht insofern von der üblichen Karriere der Beamten aus dem Münsterland ab, als er an keinem münsterländischen Amt beschäftigt war, sondern teils in Nordoldenburg (Varel, Jever), zuletzt 1885 in Delmenhorst, dazwischen in Birkenfeld und Oberstein (ab 1881 als Amtsrichter). Doch ist er relativ jung verstorben und hätte bei längerer Lebenszeit seinen Dienst sonst vielleicht auch in der heimatlichen Region beendet. Die beiden Söhne Heinrichs hatten führende Posten am Innenministerium. Johannes (geb. 1883), seit 1919 als Sekretär, 1920 als Regierungsrat und Amtshauptmann in Jever, 1923 als Ministerialrat am Innenministerium, Wilhelm (1885 - 1975) von 1936 - 1951 als Leiter der technischen Abteilung beim Ministerium des Innern und später beim Verwaltungspräsidium. Er wurde 1925 zum Ministerialrat ernannt. Seine Frau war die Tochter des Ministers Franz Driver. Einer anderen, wohl früh abgezweigten Linie, haben vermutlich die bekannten Heimatforscher Franz Ostendorf (1883 - 1953) und Johannes Ostendorf (1888 - 1960) angehört, Söhne des Webermeisters Rudolph Ostendorf in Dinklage<sup>34)</sup>.

#### Schumacher<sup>35)</sup>

Der ab 1712 in Cloppenburg als Amtsrentmeister fungierende Johann Christoph Schumacher (um 1680 - vor 1751) stand zuvor im Dienst des Bischofs von Paderborn als Küchenmeister auf Schloß Neuhaus. Seine Frau war die Tochter des Amtsrentmeisters Siverdes im münsterschen Sassenberg. Seine Herkunft ist daher vielleicht in den Fürstbistümern Paderborn oder Münster zu vermuten. Sein Sohn Dr. jur. Wilhelm Ignatius Schumacher promovierte 1738 in Harderwijk und ist 1751 als Referendar bezeugt. Sein Bruder Franz Arnold Schumacher (1709 - 1763) wurde 1743 Nachfolger des Vaters als Amtsrentmeister in Cloppenburg und erhielt den Titel eines Hofkammerrats. Dessen Sohn Clemens August Schumacher (1757 - 1809), Advokat in Cloppenburg, heiratete die Tochter des Gerichtsschreibers Keppel in Vechta. Seine Schwester war mit dem erwähnten Landgerichtsassessor Franz Bothe in Cloppenburg vermählt. Der Sohn des Clemens August, Friedrich (oder Fritz) Christian Franz Anton (oder Wilhelm) Schumacher (1804 - 1840) begann seine Laufbahn als Auditor in Wildeshausen und beendete sie als Regierungssekretär in Birkenfeld und Advokatus Piarum Causarum<sup>36)</sup>. Die 1821 verstorbene Franzisca Schumacher, zweite Frau des Amtsrentmeisters Bernhard Peter Anton Driver, dürfte dieser Familie angehört haben.

---

---

Abschließend sollen listenmäßig noch einmal die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den behandelten Familien sowie die Beziehungen zu anderen bekannten Familien des Münsterlandes zusammengestellt werden.

Bei den vorstehend behandelten Familien ergeben sich folgende verwandtschaftliche Verbindungen:

Bartel(s): Bothe, Ostendorf, Driver  
Bothe: Bartel(s), Molan, Bucholtz, Schumacher, Driver  
Bucholtz: Molan, Bothe, Driver  
Driver: Molan, Bartel(s), Schumacher, Hakewessel,  
Ostendorf  
Hakewessel: Driver  
Molan: Bothe, Bucholtz, Driver  
Ostendorf: Bartel(s), Driver  
Schumacher: Bothe, Driver

Zu sonstigen bekannten Familien des Münsterlandes bestanden folgende Verbindungen durch Verwandtschaft:

Bartel(s): Bitter, Wreesmann, v. Böselager, Cloppenburg  
Bothe: Düvel, Nieberding, Tappehorn, Wreesmann, Berding, Pancratz, v. Böselager  
Bucholtz: Steding, Waldeck, zur Mühlen, Poll, Riccius  
Driver: Nacke, Farwick, Wreesmann, Morkramer  
Molan: Bischoping  
Ostendorf: Tappehorn  
Schumacher: Keppel

Aus den meisten einheiratenden Familien sind ebenfalls einzelne Beamte hervorgegangen, so aus den Familien Bitter, Düvel, Nieberding, Tappehorn, Berding, Pancratz, Waldeck, zur Mühlen, Poll, Riccius, Nacke, Farwick, Morkramer, Bischoping und Keppel. Um den Aufsatz nicht zu umfangreich zu gestalten, wurde auf besondere Familienartikel für diese Geschlechter verzichtet. In der erwähnten Beamtenkartei finden sich die entsprechenden Nachweise.

#### **Anmerkungen**

- 1) H. Schieckel, Die Herkunft und Laufbahn der oldenburgischen Minister von 1848 - 1918, in: Weltpolitik-Europagedanke-Regionalismus. Festschrift für Heinz Gollwitzer zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Heinz Dollinger, Hans Gründer, Alwin Hanschmidt, Münster 1982, S. 254; Josef Zürlik, Die konfessionelle Zusammensetzung der leitenden Beamten im Großherzogtum Oldenburg unter der konstitutionellen Monarchie 1858 - 1914, in: Oldenburger Jahrb. 87, 1987, S. 127 ff.
- 2) H. Schieckel, Die Familie Wardenburg, in: Wilhelm Gustav Friedrich Warden-

- burg (1781 - 1838). Oldenburgischer Soldat, Altertumsforscher und Sammler. Eine Ausstellung ... im Oldenburger Stadtmuseum, Oldenburg 1981, S. 33-51 (Wiederabdruck in: Oldenburg. Fam.kunde 23, 1981, S. 329 ff.).
- 3) H. Schieckel, Die landschaftliche und soziale Herkunft der höheren Beamten während der Regierungszeit des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, in: Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg, Hrsg. v. Heinrich Schmidt, Oldenburg 1979, S. 171 (hier versehentlich mit 1828 statt 1818).
  - 4) Ebd., S. 171 f.
  - 5) Alwin Hanschmidt, Doktoren der Akademie zu Harderwijk aus den Ämtern Cloppenburg und Vechta im 18. Jahrhundert, in: Jahrb. f. d. Oldenburger Münsterland 1984, S. 103 f.
  - 6) Zur Familie s. Niedersächs. Staatsarchiv in Oldenburg (künftig abgekürzt StAO) Best. 297 D Nr. 79.; H. Schieckel, Zeichnungen Cloppenburger Persönlichkeiten um 1858. Zur Verwandtschaft münsterländischer Beamtenfamilien, in: Jahrbuch f. d. Oldenburger Münsterland 1980, S. 54 f. (Nachtrag hierzu s. ebd., 1982, S. 66).
  - 7) Frdl. Mitt. von Herrn Ltd. Archivdirektor Dr. Albrecht Eckhardt.
  - 8) Frdl. Mitt. von Herrn Oberstaatsanwalt Hans Rüter und Frau Anna Maria Boyken, Oldenburg.
  - 9) Zur Familie s. Deutsches Geschlechterbuch 16, 1910, S. 129 ff.; Bernhard Riesenbeck, Das Cloppenburger Juristengeschlecht Bothe, in: Volkstum und Landschaft 1939, S. 3 ff., 18ff., 34 ff., 97 ff.; H. Schieckel, Zeichnungen (wie Anm. 6), S. 57.
  - 10) Diese Familie stellte ebenfalls zahlreiche Beamten, s. Schieckel, Die landschaftliche ... Herkunft (wie Anm. 3), S. 175 f.
  - 11) Frdl. Mitt. von Herrn Dr. Eckhardt.
  - 12) Zur Familie s. Hans-Jürgen Warnecke, Münsterländische Beamte, Kaufhändler und Textilunternehmer als Nachkommen der Erbmarschälle von Morrien, in: Beitr. z. westfäl. Fam.forschung, 27-29, 1969 - 1971, S. 76 f.; Anna Marie Büning, Die Bucholtz von Haus Hall bei Gescher, in: Arch. f. Sippenforsch. 37, H. 42, 1971, S. 100 ff.; Hellmuth Rehme, Das Dammer Bucholtz-Epitaph in der Kirche des Museumsdorfes, in: Jahrb. f. d. Oldenburger Münsterland 1978, S. 139 ff.; Franz Herberhold, Archivverzeichnis Haus Welbergen, Münster 1980; Hermann Deitmer, Ahnen der Familie Deitmer-Gerlach, bearb. u. ergänzt von Clemens Steinbicker, in: Beitr. z. westfäl. Fam.forsch. 41, 1983, S. 269, 272, 279, 286, 293, 298.
  - 13) Siegfried Sudhof, Franz Caspar Bucholtz (1759 - 1812). Studien zu einem Porträt, in: Westfalen 54, 1976, S. 136 ff.
  - 14) ADB 3, S. 490 f. (Victor v. Kraus).
  - 15) Carl Haase, Bucholtz und der oldenburgische Staat, Hannover 1957; Gerhard Wedemeyer, Oldenburg in der Reichshauptstadt, Oldenburg. Hauskalender 1931, S. 9; Zürlik (wie Anm. 1), S. 132.
  - 16) StAO Best. 56 Nr. 222.
  - 17) Rehme (wie Anm. 12), S. 141.
  - 18) Wedemeyer (wie Anm. 15), S. 9 f.
  - 19) StAO Best. 76 - 23 Nr. 11. Nach frdl. Auskunft von Herrn Pfarrer Uchtmann, Steinfeld, ist im dortigen Kirchenbuch über Beruf und Herkunft des Joseph v. Bucholtz nichts vermerkt.
  - 20) Zur Familie s. Bernhard Maximilian Driver, Nachrichten über die Familie Driver, 1842, neu zusammengestellt von Wilhelm Driver, 1933 (Masch.schr.), StAO Best. 297 D Nr. 78; A. W. Fieweger, Friedrich Matthias Driver, der Verfasser der ersten Geschichte des Amtes Vechta. Mit Berücksichtigung der Geschichte der alten Familie Driver, in: Heimatblätter 36, 1956, Nr. 2, S. 5 ff.; Schieckel, Zeichnungen (wie Anm. 6), S. 59.
  - 21) Georg Müller-Jürgens, Ein Richter denkt und spricht plattdeutsch. Franz Xaver Driver, in: Oldenburg. Hauskalender 1948, S. 40 f. Bemerkenswert an diesem Aufsatz mit dem Lob auf das Plattdeutsch „als Bindeglied für die Niedersachsen“ ist, daß sein Verfasser zwar von einer jeveländischen Mutter abstammte, aber als Sohn eines sächsischen Vaters in Leipzig aufwuchs und in seiner Aussprache diese Herkunft zeitlebens nie verleugnete. Auch wäre es interessant, zu

- 
- klären, ob sich Driver in Jever des münsterländischen Platt bediente, das vom jeverschen Platt doch recht verschieden ist. Zu einem späteren Beispiel eines plattdeutsch Sprechenden, zeitweise in Friesland amtierenden Richters s. Max Rumpf, Aus den Erinnerungen eines oldenburgischen Gymnasiasten um 1900. Bearb. v. H. Schieckel, in: Oldenburg. Jahrbuch. 86, 1986, S. 140 f.
- 22) Klaus Zugermeier, Leben und Werk des Großherzoglichen Oberbaurats Hero Diedrich Hillerns (1807 - 1885), Oldenburg 1983.
  - 23) Oldenburg. Hauskalender 1946, S. 55 f.; Hermann Bitter, Franz Driver (1863 - 1943), in: Heimatkalender f. d. Oldenburger Münsterland 1963, S. 163 ff.
  - 24) Wolfgang Leesch, Geschichte der Steuerverfassung und -verwaltung in Westfalen seit 1815, in: Westfäl. Zeitschr. 133, 1983, S. 259.
  - 25) Zur Familie s. Alfred Benken, Die Löninger Notare des 18. Jahrhunderts, in: Volkstum und Landschaft 39, Nr. 98, 1977, S. 8 ff. Zum Hof Hakewessel s. Gerhard Taphorn, Geschichte der Familien Darrelmann und der eingeheirateten Familien, Cloppenburg 1962, S. 270 ff.
  - 26) StAO Best. 6 - F Nr. 534. Zur Familie de Cousser s. Richard Tantzen, Nachträge zur Geschichte der Familie Becker in der Wesermarsch, in: Oldenburg. Fam.kunde 1, 1959, S. 30 ff.
  - 27) Walter Wallroth, Chronik der Familien Wallroth-Tischbein ..., Altona 1920, T. 3.
  - 28) Zur Familie s. Fritz Strahlmann, Zur Geschichte der Familie Molan, in: Heimatblätter 18, 1936, S. 104 f.; Hermann Holthusen, Bürgerliche von der Borch in Osnabrück in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und ihre Herkunft, in: Beitr. zur westfäl. Fam.forsch. 27-29, 1969 - 1971, S. 116 und Anl. VI.
  - 29) StAO Best. 296 Nr. 16 Bd. 2 S. 742.
  - 30) Riesenbeck (wie Anm. 9), S. 5.
  - 31) H. Schieckel, Schicksale evangelischer Pfarrer des Oldenburger Münsterlandes im 16. und 17. Jahrhundert, in: Jahrb. f. d. Oldenburger Münsterland 1987, S. 74 f.
  - 32) Zur Familie s. StAO Best. 297 D Nr. 79.
  - 33) Geheimer Justizrat Ostendorf †, in: Heimatblätter 15, 1933, S. 190.
  - 34) Johanna Kröger, Hauptlehrer Franz Ostendorf †, in: Heimatkalender f. d. Oldenburger Münsterland 1954, S. 173 ff.; Franz Kramer, Heimatforscher und Heimatschriftsteller Johannes Ostendorf †, ebd. 1962, S. 123 ff.
  - 35) Zur Familie s. Deitmer (wie Anm. 12), S. 262 f., 265.
  - 36) Oldenburg. Blätter 1841, Nr. 50, S. 417 f.
-

---

Cezary Popko M. A.

# Archäologische Untersuchungen auf der ehemaligen Zitadelle in Vechta

## Teil I — Grabungen 1987

### Einführung

Im Zusammenhang mit der durch die Stadt Vechta geplanten Gestaltung des Stadtparkes auf dem Gelände der ehemaligen Zitadelle war es vor Beginn der Baumaßnahmen notwendig, archäologische Untersuchungen durchzuführen, um festzustellen, ob überhaupt und welche Art von Festungsresten noch in der Erde vorhanden sind.

Die fotogrammetrische Auswertung von infraroten und panchromatischen Luftaufnahmen, die 1981 über dem betreffenden Gebiet erstellt wurden, wiesen mögliche unterirdische Festungsreste auf. Diese Feststellungen konnte man nur durch Ausgrabungen nachweisen.

Eine erste kurze Testgrabung wurde im Jahre 1983 durch den damaligen Bezirksarchäologen des Weser-Ems-Gebietes, Dr. h.c. D. Zoller, aufgenommen<sup>1)</sup>. Im Laufe dieser Grabung wurde festgestellt, daß in dem Bereich, wo sich aufgrund der alten Pläne das Gouvernement (Kommandantenhaus) befinden sollte, noch Findlingsfundamente, Ziegel- und Feldsteinpflasterungen sowie eine erhebliche Menge von Kleinfunden aus dem 17. und 18. Jh. vorhanden waren.

Im Frühling 1987 hat der Verfasser von der Stadt Vechta den Auftrag bekommen, weitere, vollständige archäologische Ausgrabungen im nördlichen Bereich der Festung durchzuführen. Die Ausgrabungen wurden durch den Bezirksarchäologen Dr. J. Eckert gefördert und von Seiten der Stadt Vechta durch den Planungsamtsleiter E. Bruse und seinen Amtsnachfolger G. Scharein untertützt und technisch betreut.

In der ersten Phase wurden die vorhandenen historischen, kartographischen Unterlagen von den Staatsarchiven Oldenburg und

---

---

Münster sowie Sachliteratur ausgewertet. Aufgrund dieser Auswertung wurden der Umfang und die Lokalisierung der Grabung vorgenommen.

Im Juni 1987 wurde mit der Ausgrabung begonnen. Außer dem Grabungsleiter (Verfasser), nahmen an ihr teil: der Grabungstechniker J. Krüder, die Volontärin, Studentin der Archäologie an der Uni Münster, V. Brieske sowie eine wechselnde Anzahl von Grabungsarbeitern (2 - 9), die durch die Stadt Vechta zu Verfügung gestellt wurden. Bei der Grabung halfen auch Vechtaer Schüler unter ihrem Lehrer G. Böske. Die Ausgrabungsdauer wurde für 2 Jahre geplant. Die Ausführungen dieses Berichtes betreffen den ersten Grabungsabschnitt im Jahr 1987.

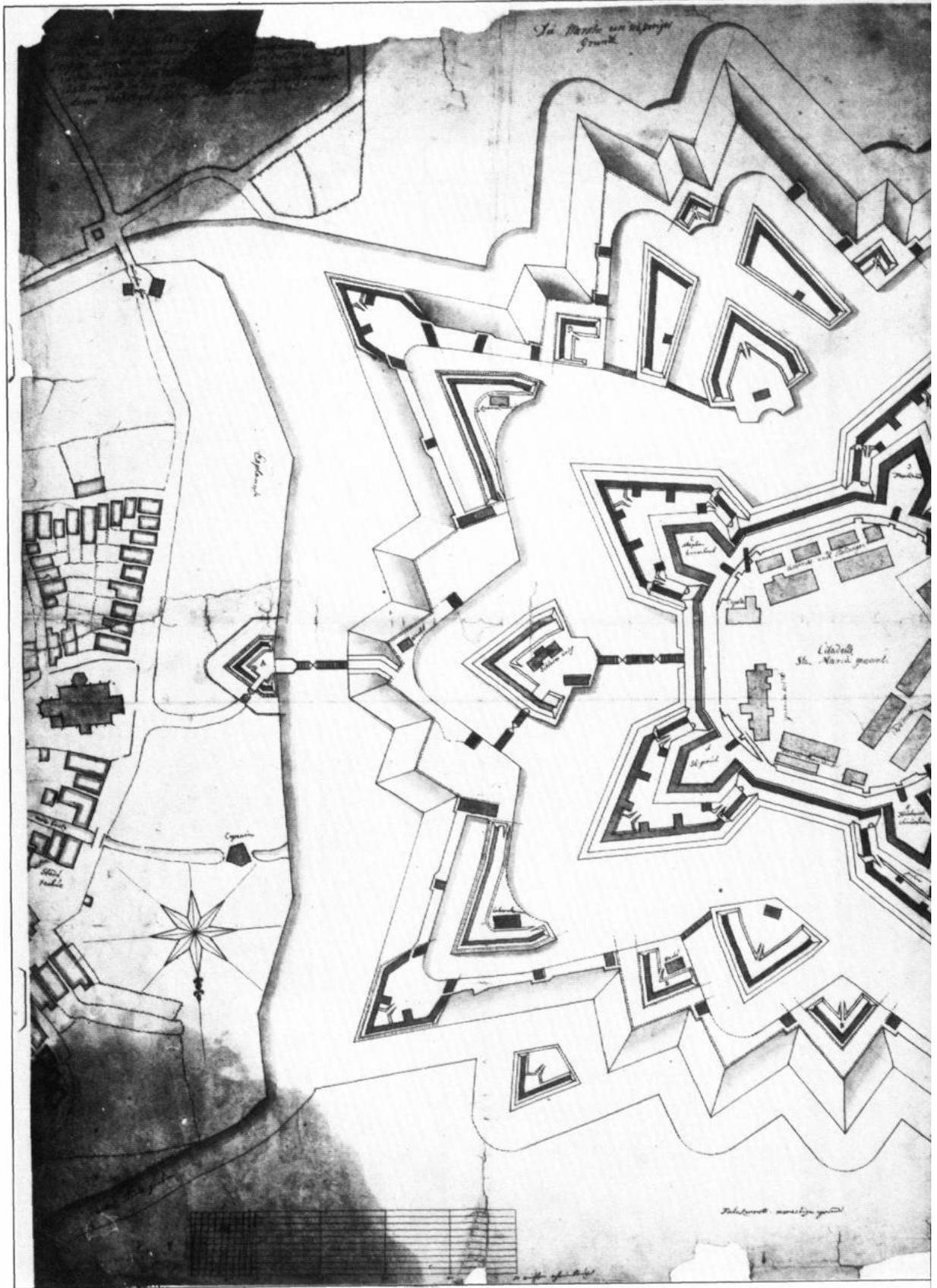
### Historischer Überblick über die Zitadelle Vechta

Nach dem 30-jährigen Krieg (1618-48) wurde das katholische Vechta von 3 Seiten durch protestantische Mächte umgeben: Im Osten von Schweden, im Norden von Dänen und im Westen von Niederländern. Christoph Bernhard von Galen, seit 1650 Fürstbischof des Bistums Münster (zu dem auch Vechta gehörte), entschloß sich, aus der Furcht vor protestantischen Übergriffen, besonders durch die Niederländer, eine Grenzfestung in Vechta zu errichten. Der Standort bot sich an, weil er bereits von drei Seiten her durch natürliche Sumpfgebiete geschützt war.

Der Baubeginn der „Sancta Maria“-Zitadelle erfolgte im Jahre 1667, nach dem System vom französischen Festungsbaumeister Vauban: Regelmäßiges Fünfeck mit Bastionen, umgeben von Wassergräben und äußeren Wällen. (Abb. 1). Die Befestigungen der Stadt Vechta wurden gleich zu Anfang durch äußere Wälle mit der Zitadelle vereint. Aber nach einem großen Brand im Jahre 1684 entschloß man sich, die Stadt von der Festung zu trennen und die Stadtwälle einzuebnen. Dadurch wurde die Zitadelle ein rein militärisches Objekt, das auch die Stadt schützen sollte. Um dieses zu erreichen, wurden zur Stadtseite hin der Wassergraben erweitert und eine Esplanade<sup>2)</sup> angelegt.

Zur Zeit des Fürstbischofs Friedrich Christian von Plettenberg (1688-1706) begann man mit der Festungsmodernisierung. Es wurden eine neue Contrescarpe<sup>3)</sup> und zwei neue Ravelins<sup>4)</sup> errichtet. Im inneren Festungsring baute man eine Kirche mit der Wohnung des Geistlichen (nach 1687), eine Brauerei und Bäckerei (1693) und eine Cortine<sup>5)</sup>. Im Jahre 1698 wurde das Zeughaus<sup>6)</sup> erweitert. In den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts baute man in jeder der fünf Bastionen unterirdische gemauerte Gänge, die zum

---



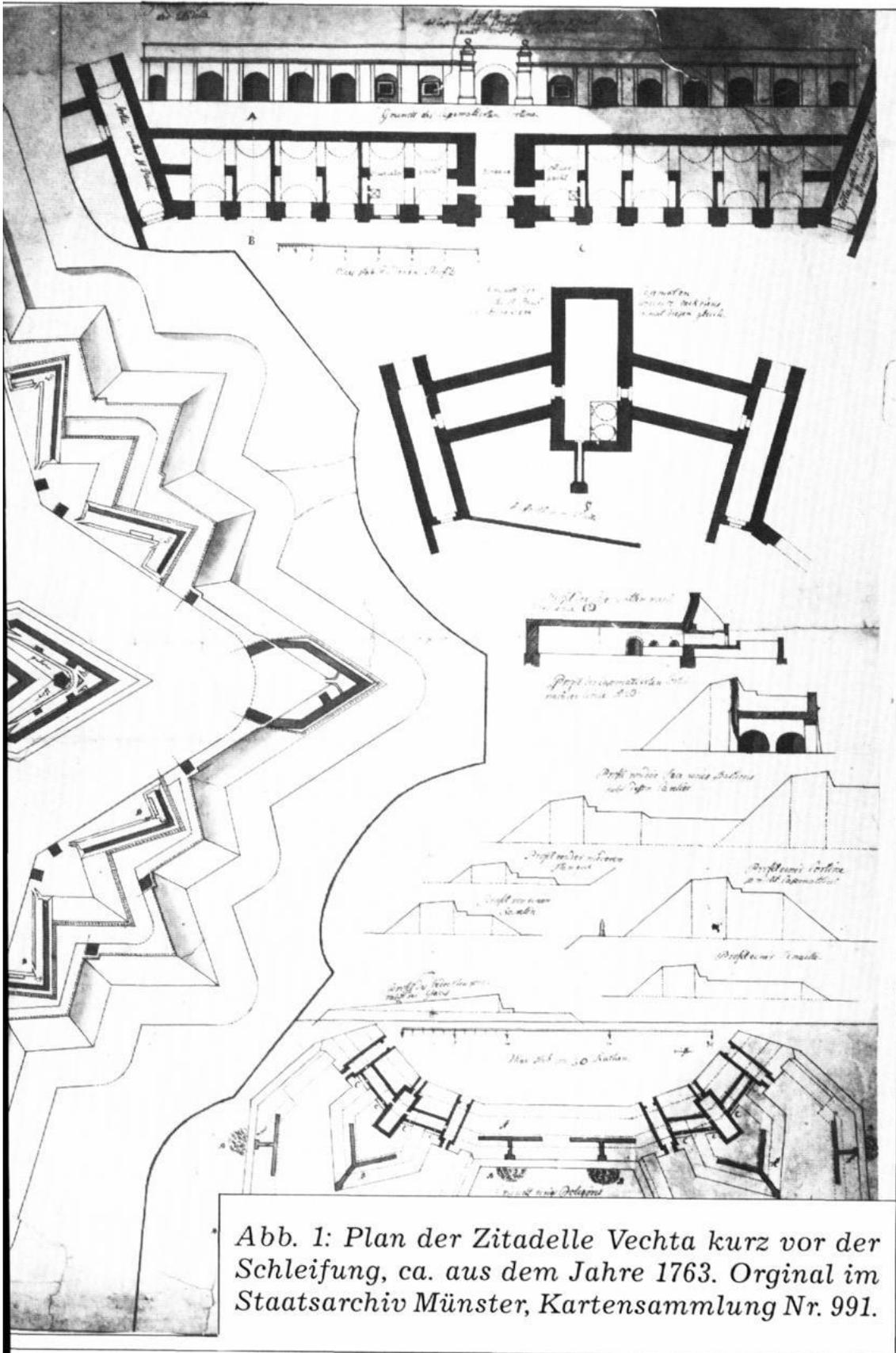


Abb. 1: Plan der Zitadelle Vechta kurz vor der Schleifung, ca. aus dem Jahre 1763. Original im Staatsarchiv Münster, Kartensammlung Nr. 991.



---

Bastionsinneren und den zentral gelegenen bombensicheren Räumen (Kasematten) führten. 1705 wurde das Kaponier<sup>7)</sup> errichtet, das zuerst als Außenwerk zum Schutz des Moorbaches von Osten her und dann, ab 1713, als Gefängnis diente.

Im Jahre 1735 mußte das Kommandantenhaus (wegen fortgeschrittenen Verfalls) durch einen Neubau ersetzt werden. Während des 7-jährigen Krieges (1756-63) wurde die Festung durch verschiedene alliierte Truppen (Hanoveraner, Hessen, Preußen) sowie Franzosen besetzt. Sie verbesserten die Festungsanlage u. a. durch den Bau des Brückenkopfes (Tête de Pont)<sup>8)</sup> auf der Esplanade.

Trotzdem bot die Zitadelle wegen des Verfalls und der inzwischen weiterentwickelten Waffen- und Kriegstechnik keinen wirksamen Schutz mehr. Deshalb entschloß man sich schon im Jahre 1768, die Festung abzureißen. Ab 1769 begann man mit der Schleifung. Die Wälle wurden abgetragen, die Gräben zugeschüttet, die meisten Gebäude abgerissen und die Steine als Baumaterial verkauft<sup>9)</sup>.

Im 19. Jahrhundert wurden auf dem Standort der ehemaligen Zitadelle verschiedene Gebäude errichtet, z. B. Offizialat (1832), Gymnasium (1846), Gefängnis (1863) und Bahnhof (1885). Auf einem Teil des Geländes wurde im Jahre 1849 ein Friedhof angelegt, eine andere Fläche als Ackerland genutzt.

## Charakteristik der historischen kartographischen Unterlagen

In den Staatsarchiven Oldenburg und Münster sind zahlreiche Pläne und Zeichnungen vorhanden, welche die Zitadelle Vechta abbilden. Sie stammen grundsätzlich aus dem 17. und 18. Jh. Die ältesten Pläne tragen das Datum 1680, noch aus der Zeit vor dem großen Brand, und zeigen die Ausbauvorschläge der äußeren Wälle und Wassergräben<sup>10)</sup>. Diese sowie einige spätere Pläne wurden durch den Architekten und Festungsbaumeister Peter Pictorius d. Ä. gezeichnet. Ab 1684 sind Pläne des Ing. P. B. Smidt(s) vorhanden. Er hat kurz vor Ende des 17. Jahrhunderts und in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts zahlreiche interessante kartographische Unterlagen über die Zitadelle sowie einzelne Gebäude der Festung und deren Details erstellt (Kirche, Kommandantenhaus, Kaserne, Kasematten, Cortinen, Wallprofile etc). Die Pläne wurden im Maßstab von „Münsterischen Füßen“ und „Rheinländischen Ruten“<sup>11)</sup> gezeichnet, was heute die genaue Abmessung der Gebäude ermöglicht.

---

---

Eine der eindruckvollsten Zeichnungen aus dieser Zeit ist eine perspektivische Abbildung der Festung aus dem Jahre 1697<sup>12)</sup>. Sie ermöglicht dem Betrachter, sich das Aussehen der ehemaligen Zitadelle besonders genau vorzustellen. Aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen Pläne, die durch Landmesser oder militärische Zeichner, entweder nach Plänen von P. B. Smidt(s) oder nach neuen Vermessungen, gezeichnet wurden. Zu den interessantesten und für die archäologischen Grabungen verwendbaren gehören:

- ein Plan der Festung und ihrer Umgebung von ca. 1761<sup>13)</sup> und
- ein Plan der Festung von ca. 1763 (Abb.1)<sup>14)</sup>. Dieser Plan wurde der Grundrißplanung des Stadtparkes zugrunde gelegt. Man überlagerte den heutigen Grundflächenplan mit dem auf gleichen Maßstab (1 : 1000) gebrachten alten Plan und gewann damit die Erkenntnis der exakten Lage der alten Festung. Die beiden aus der damaligen Zeit noch vorhandenen Gebäude, Zeughaus und Kaponier sowie die Kirche St. Georg wurden als Festpunkte für dieses Vorhaben genutzt.

## Ausgrabungen

### Befunde

Die archäologischen Ausgrabungen des Jahres 1987 wurden im Bereich der Friedrich Christian Bastion (Nordteil der Festung) durchgeführt. Auf der Fläche, wo sich nach den alten Kartenunterlagen die Bastion befand, wurde zuerst ein Koordinatennetz angelegt zwecks genauer Lokalisierung der entdeckten Befunde. Entlang der Ost-West Koordinaten baggerte man 9 Suchgräben aus (Abb. 2), um die vorhanden Kulturschichten freizulegen. Die Gräben wurden möglichst bis zum gewachsenen Boden (ca. 70-80 cm) ausgehoben, was wegen des hohen Grundwasserniveaus nicht überall gelang.

In den Suchgräben legte man die Fragmente von verschiedenen Gebäuderesten aus der Zeit vom 17. bis 20. Jahrhundert frei<sup>15)</sup>. Die Suchgräbenprofile wurden sorgfältig überprüft und als Grundlage für die stratigraphischen Auswertungen (Foto 3) genutzt.

Aufgrund dieser Auswertungen lokalisierte man nicht nur die exakte äußere Abgrenzung der Friedrich Christian Bastion (insbesondere der Bastionsspitze), sondern klärte auch die innere Grenze der Bastion. Diese Ergebnisse dienten danach als Grundlage für die späteren Pläne zur Gestaltung des Stadtparkes.

---

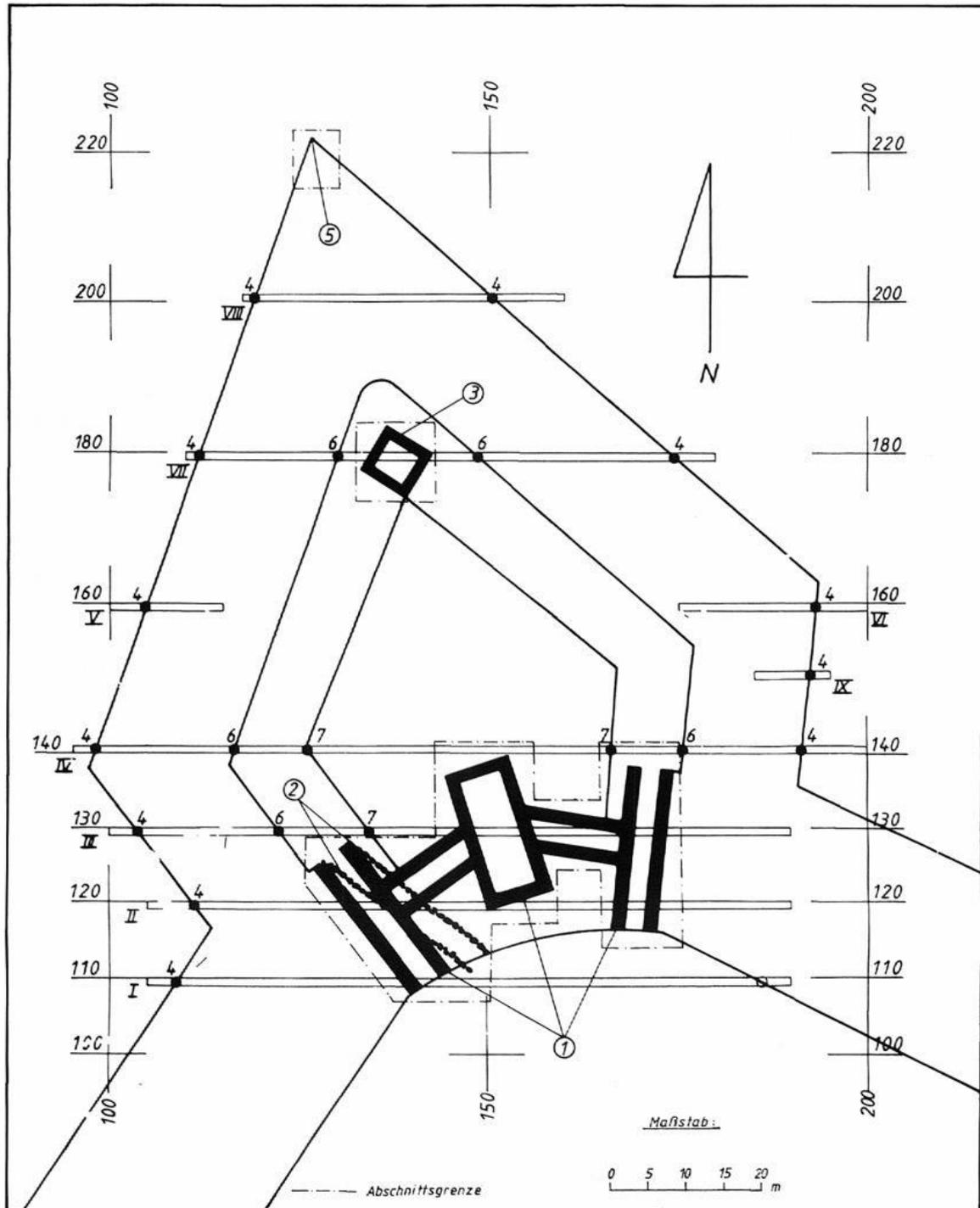


Abb. 2: Zitadelle Vechta, Friedrich Christian Bastion, Grabung 1987. 1 = Kasemattenfundamente, 2 = doppelte Findlingsreihe, 3 = Pulverturmfundament, 4 = Ansatzpunkte des äußeren Bastionsumrisses, 5 = Bastionsspitze, 6 = innere Ansatzpunkte des äußeren Bastionswalls, 7 = Ansatzpunkte des inneren Bastionsumrisses, I-IX = Suchgräben. gez. J. Krüder.



*Foto 1: Zitadelle Vechta, Grabung 1987, Fragment des Kasemattenfundamentes mit zwei früheren Findlingsreihen aus der ersten Festungsbauphase.*  
*Foto C. Popko*

In den südlich gelegenen Suchgräben fanden sich Stellen von breiten Schuttschichten, die nach Kartenunterlagen vermutlich als Fundamentenreste der Kasematten zu bewerten waren. Deshalb wurde an dieser Stelle ein Großgrabungsabschnitt eingerichtet und die ganze Schuttschicht freigelegt. Es bestätigte sich, daß der Schutt in seinem Umfang (30 m Breite, 45 m Länge) dem Grundriß der Kasematten entsprach. Nach der Abtragung des Schuttes im westlichen Teil der Kasematten stieß man auf zwei mächtige Fundamente, die von NW nach SO verlaufen (Foto 1, Abb. 3). Sie haben eine Länge von ca. 22 m und eine Breite von je 1,80 m.

Die Fundamente wurden aus großen Findlingen aufgeschichtet und mit Mörtel und Backsteinen gefestigt. Zwischen den beiden Fundamenten befindet sich ein ca. 2 m breiter Durchgang, der einer ehemaligen Korridorbreite entspricht.

Der Durchgang führte zum Bastionsinneren, wo sich der Pulverturm befand. Am Pulverturm vorbei konnte man den zweiten (östlichen) Durchgang erreichen und wieder in den Festungsinnenring gelangen. Leider waren die Fundamente, die den zwei-

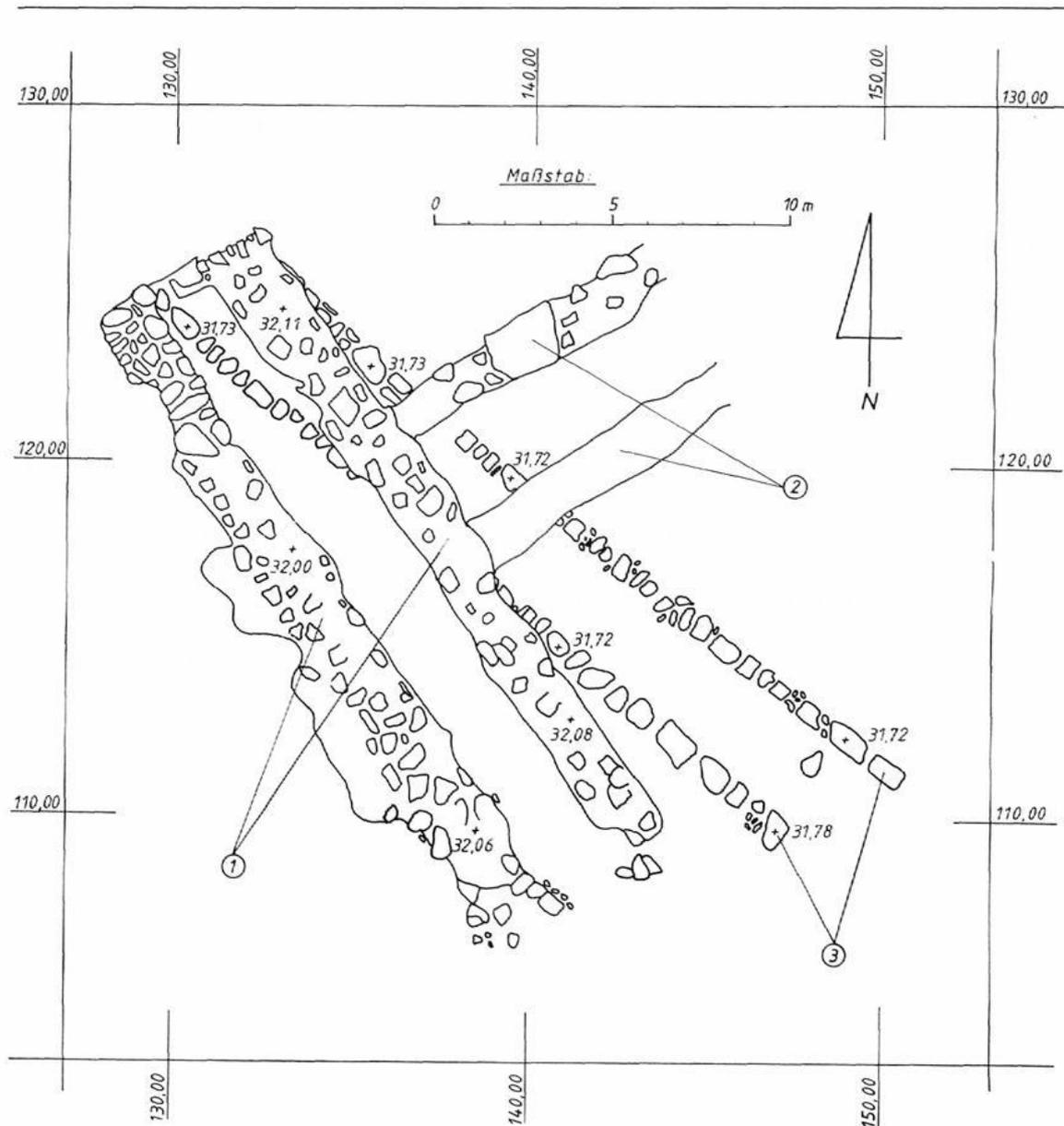


Abb. 3: Zitadelle Vechta, Friedrich Christian Bastion, Grabung 1987, westlicher Kasemattenteil.

1 = Kasemattenfundamente aus dem Jahre 1693 (?), 2 = Verbindungsfundament zum Mittelraum, 3 = Findlingsfundamente aus der ersten Festungsbauphase (1667-1687), gez. J. Krüder.

ten, östlichen Durchgang bildeten, nicht so gut erhalten wie die westlichen, so daß sie nur durch einzelne Findlinge und eine Schuttansammlung markiert wurden. Von den beiden Durchgängen aus konnte man einen in der Mitte liegenden, rechteckigen Raum (15 x 6 m) erreichen, dessen Fundamente noch zu erkennen waren.

---

Anfang der neunziger Jahre des 17. Jahrhunderts wurden in jeder der Bastionen identische, unterirdische Räume (Kasematten) geschaffen, die mit mächtigen Mauern und Gewölben versehen waren. Aus den alten Dokumenten kann man ersehen, daß die Kasematten verschiedene Funktionen erfüllten:

In der Ferdinand- und Maximilian Henrich- Bastion wurde Munition gelagert, die Friedrich Christian- und St. Paul-Bastion enthielten Vorräte, und die Kasematte der Christoph Bernhard-Bastion diente als Hospital.

Bei den Putzarbeiten an den beiden westlichen Findlingsfundamenten (Foto 1, Abb. 3) ist man auf zwei parallel liegende Reihen von Findlingen gestoßen. Sie lagen unter den bisher entdeckten Fundamenten, verliefen schräg in fast O-W Richtung zu ihnen und waren länger (ca. 25 m).

Der Abstand zwischen ihnen betrug ca. 2,2 m. Die Suche nach ähnlichen zwei Findlingsreihen im östlichen Teil der Kasematten verlief ergebnislos.

Ursprünglich (erste Festungsbauphase 1667-1687) hatten die Bastionen nur jeweils einen Durchgang zu den Innenräumen. Von dort konnte man über Rampen auf die Wälle gelangen bzw. den



*Foto 2: Zitadelle Vechta, Grabung 1987, Pulverturmfundament mit Koordinatennetz.*

*Foto C. Popko*

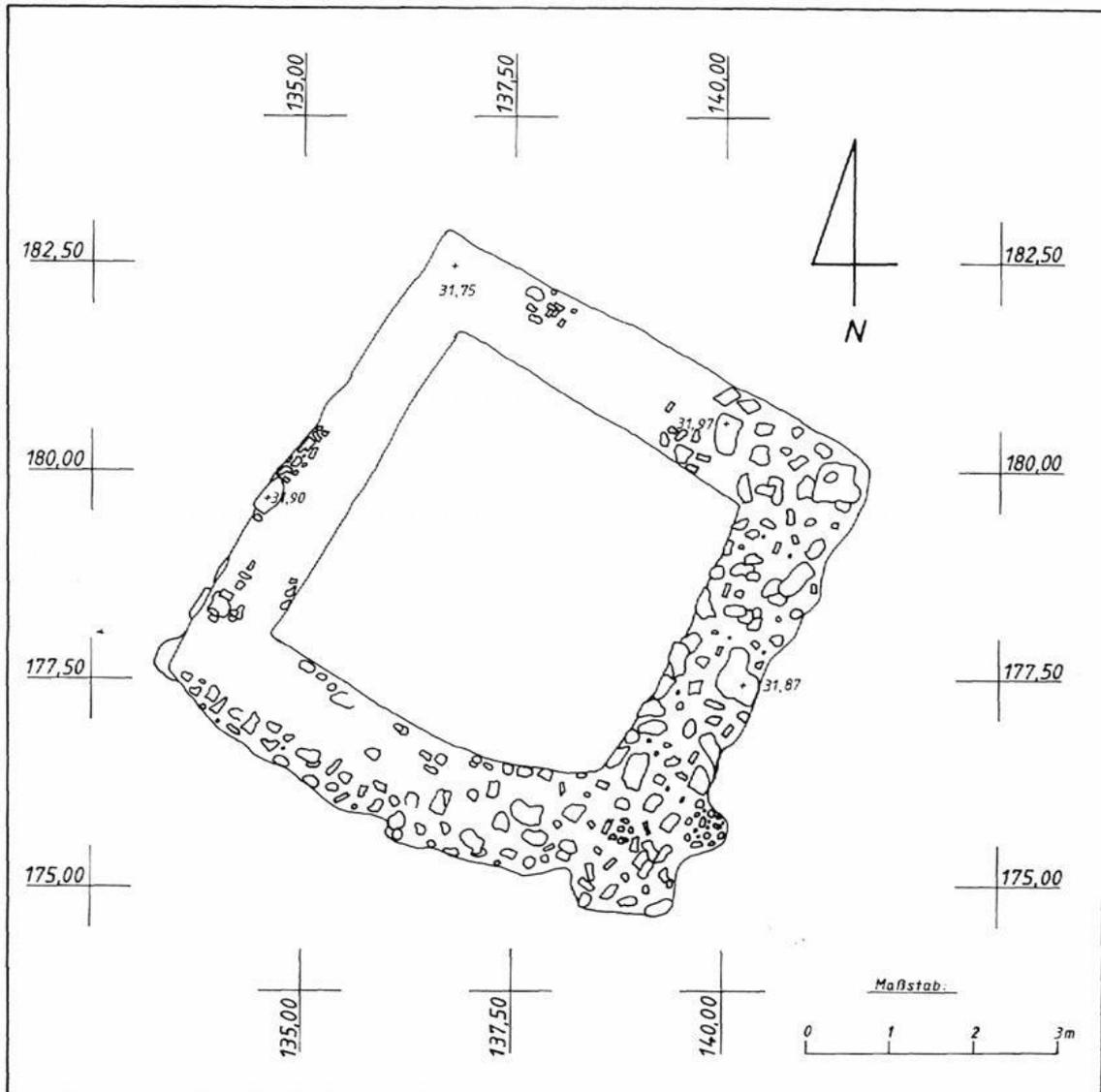


Abb. 4: Zitadelle Vechta, Friedrich Christian-Bastion, Grabung 1987. Plan des Pulverturmfundamentes, gez. J. Krüder.

Pulverturm erreichen<sup>16)</sup>. Als man nach 1688 die Festung ausbaute, wurden die Bastionsdurchgänge zu Kasematten erweitert. Durch den Neubau des Mittelraumes und des zweiten Durchganges mußten die Fundamente aus Platzmangel auf einer neuen ca. 6 m entfernten Stelle errichtet werden. Die alten Findlingsfundamente blieben im Erdreich liegen. Hierin finden wir die Erklärung für das Vorhandensein der entdeckten, doppelten Findlingsreihen. Im zukünftigen Stadtparkbild wird der ganze Findlings-/Fundamentkomplex als archäologischer Befund zur Besichtigung offen liegen bleiben.

---

Nördlich der Kasematten wurde in einem Suchgraben eine Schuttschicht mit einzelnen Findlingen freigelegt. Diese Stelle entsprach nach den historischen Karten der ehemaligen Pulverturmlage. Die Ausgrabungen in diesem Bereich begannen mit der Freilegung einer ca. 10 x 10 m großen Fläche, auf der sich ein quadratischer Schuttschichtumriß zeigte. Unter dieser Schuttschicht befand sich das ca. 1,2 m breite Findlings- und Feldsteinfundament eines quadratischen Gebäudes von ca. 6 x 6 m (Foto 2, Abb. 4). Das Fundament wurde durch Mörtel und Backsteine gefestigt. Die Pulvertürme im jeweiligen Innenraum von nur zwei der fünf Bastionen<sup>17)</sup> erscheinen auf fast allen alten Plänen schon seit dem Jahr 1684, sie wurden also bereits in der ersten Festungsbau-phase angelegt. Sie dienten als Nachschublager für Pulver und Munition während eines Angriffs. Das Hauptmunitionslager befand sich in den Schutzräumen der Ferdinand- und Maximilian Henrich-Bastionen.

Entgegen dem gefundenen quadratischen Fundament sind die Pulvertürme in den Plänen jedoch fünfeckig abgebildet. Hierfür gibt es z. Z. keine logische Erklärung. Man kann nur vermuten, daß die Bauweise gegenüber den bereits fertiggestellten Plänen abgeändert wurde.

Auf den drei restlichen Bastionen wurde nach dem großen Brand 1684 je ein rechteckiges Gebäude errichtet. Pläne aus der Zeit des 7-jährigen Krieges bilden diese Gebäude nicht mehr ab. Vermutlich waren es nur einfache, provisorische Soldatenunterkünfte oder Rüstungsräume, die nur kurzfristig ihrem Zweck dienten. Genau wie das Kasemattenfundament wird auch das entdeckte Fundament des Pulverturmes im zukünftigen Stadtparkbild als archäologischer Befund zur Besichtigung offen liegen bleiben.

### Funde

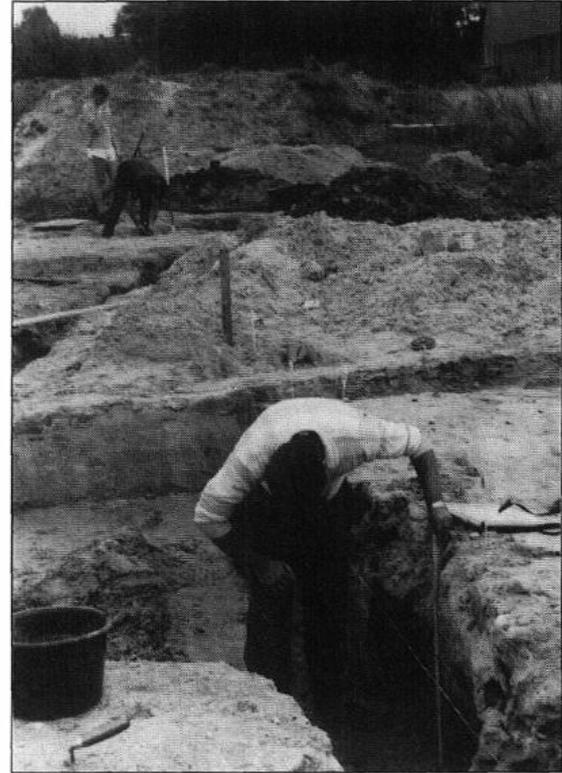
Im Laufe der Grabungen hat man zahlreiche Kleinfunde gemacht. Sie stammen überwiegend aus dem Bereich des südlichen Kasemattenteils, also aus dem Gelände, das an den inneren Festungsring grenzt. In den Suchgräben und beim Pulverturm hat man nur eine geringe Anzahl von Funden gemacht. Die Fundstücke kann man dem 17. und 18. Jahrhundert zuordnen (Ende Renaissance, Anfang Barock)<sup>18)</sup>.

Es wurden verschiedene Gegenstände gefunden:

- glasierte und bemalte Keramikscherben von Koch- und Eßgefäßen (Töpfe, Pfannen, Grapen, Schalen, Kannen, Schüsseln, Teller und Becher),



*Foto 3: Zitadelle Vechta Vechta, Grabung 1987, Profilputzen in einem Suchgraben.*



*Foto 4: Zitadelle Vechta, Grabung 1987, Vermessungsarbeiten im Bereich der Kasematten.*

*Fotos C. Popko*

- Steinzeuggefäßfragmente, oft mit schönen Verzierungen,
- Fayencereste mit reichlicher Reliefdekoration,
- Porzellanscherben u.a. mit Signierung der „Königlich-Preußischen-Manufaktur“ und ornamentalen Dekormotiven,
- zahlreiche Tonpfeifenfragmente, häufig mit Verzierung und Herstellersiegel,
- Eisengegenstände wie Nägel, Haken und verschiedene Werkzeuge (u.a. Hammer, Meißel, Dorne), die wahrscheinlich bei der Festungsschleifung verwendet wurden,
- Glasbruchstücke von Flaschen, Gläsern u.a. Gefäßen,
- eine Kupfermünze aus dem 17. Jahrhundert (Oldenburg ?),
- zahlreiche Haustier- und Nutzviehknochen.

### Schlußwort

Dank des Interesses und der großzügigen Unterstützung der Entscheidungsgremien der Stadt Vechta kam es auch im Jahre 1988 zur Fortsetzung der Ausgrabung. Es konnten weitere interessante Befunde und Funde entdeckt werden.



*Foto 5: Zitadelle Vechta. Erdarbeiten zur Erstellung des Stadtparkes.*  
*Foto C. Popko*

Im Bereich des Ravelins, nordöstlich der Friedrich Christian Bastion, hat man eine seltene Böschungsbefestigung freigelegt sowie das Fundament eines Wachhauses. Im Festungsinnenring hat man die Findlingsfundamente eines Brunnenhauses und einer Brauerei gefunden. Die Anzahl der Kleinfunde war noch reicher als im Grabungsabschnitt 1987 (u.a. Kanonenkugeln, vollständig erhaltene Gefäße, Messer mit Horngriffen etc.). Die Zusammenfassung der Grabungsergebnisse 1988 erfolgt in der nächsten Ausgabe des Jahrbuches „Oldenburger Münsterland“.

#### **Anmerkungen**

1. D. Zoller, Archäologische Untersuchungen an der Garther und Lether Burg sowie an der Vechtaer Zitadelle, in: Jahrbuch Oldenburger Münsterland, Vechta 1984, S. 113-117.
2. Esplanada - ein weites, leeres Festungsvorgelände, das eine freie Sicht- und Schußzone bildete.
3. Contrescarpe - Außenwallsystem in komplizierter Zickzackform lag zwischen beiden Wassergräben.
4. Ravelin - vorgeschobene, inselförmige Befestigungsanlage mit der Contrescarpe durch eine Brücke verbunden. In Vechta ursprünglich nur eines im Osten gelegenes Ravelin. Nach 1688 wurden noch zwei (südlich und nördlich) Ravelins angelegt.
5. Cortine - gewölbte Räume zwischen zwei Bastionen, die als Unterkunfts- und Wirtschaftsräume dienten.

6. Zeughaus - massives Gebäude, das als Ausrüstungslager diente. Nach dem Umbau im Jahre 1815 und 19 bis heute erhalten.
7. Kaponier - Grabenbefestigungsgebäude, das in Vechta den Moorbach und den Eingang zur Festung unter Kontrolle halten konnte. Bis heute erhalten.
8. Tête de Pont - aus der Esplanade ausgeschnittene, inselförmige Vorbastion als Schutz für die erste Zugbrücke. In Vechta wurde das Tête de Pont im Jahre 1758 durch alliierte Truppen gegen die Franzosen angelegt.
9. Aus dem Festungsbaumaterial wurden u.a. die Kirche in Vestrup und der Oyther Kirchturm gebaut.
10. Vergl. Staatsarchiv Münster, Kartensammlung Nr. 986 und Staatsarchiv Oldenburg, Best. N. 298 Z Nr. 818 c.
11. 1 Münsterischer Fuß = ca. 0,30 m, 1 Rheinländische Rute = ca. 3,80 m.
12. Staatsarchiv Oldenburg, Best. N. 298 Z Nr. 1749. Siehe auch F. Hellbernd, Festung und Stadt Vechta 1697 (Nachdruck).
13. Staatsarchiv Oldenburg, Best. N. 298 Z Nr. 819 e. Siehe auch F. Hellbernd, Plan von Festung und Stadt Vechta mit deren umliegenden Gegend (Nachdruck).
14. Staatsarchiv Münster, Kartensammlung Nr. 991.
15. Im südlichen Bastionsbereich ist man auf das Remisenfundament gestoßen (erst 1972 abgerissen).
16. Siehe Pläne im Staatsarchiv Oldenburg, Best. N. 298 Z Nr. 819 a aus dem Jahre 1689 und Best. N. 298 Z Nr. 815 a aus dem Jahre 1693.
17. Friedrich Christian- und Maximilian Henrich Bastion.
18. Das Fundmaterial aus den Grabungen 1987 und 1988 wird anschließend zusammen bearbeitet und ausgewertet.

#### Literatur

- Hellbernd, F., Beschreibung des Planes der Stadt und Zitadelle Vechta, 1685 (Nachdruck),  
 Hellbernd, F., Festung und Stadt Vechta 1697 (Nachdruck),  
 Hellbernd, F., Plan von Festung und Stadt Vechta mit deren umliegenden Gegend (Nachdruck).  
 Hellbernd, F., Wiederaufbau der Stadt Vechta vor 300 Jahren, in: Jahrbuch Oldenburger Münsterland, Vechta 1985, S. 39-54,  
 Kohl, W., Geschichte des Kreisgebietes in Mittelalter und Neuzeit bis 1815, in: Heimatchronik des Kreises Vechta, Köln 1976,  
 Kohl, W., Vechta unter münsterischer Herrschaft (1252-1803), in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta, Nr. 1, Vechta 1974, S. 79-86,  
 Lehnemann, W., Töpferei in Norddeutschland, Münster 1980,  
 Mielke, H. P., Keramik an Weser, Werra und Fulda, 1981,  
 Nieberding, C. H., Geschichte des ehemaligen Niederstiftes Münster, 2. Aufl., Vechta 1967,  
 Niemann, C. L., Das Oldenburgische Münsterland, Bd. I und II, Oldenburg 1889,  
 Rütting, G., Oldenburgische Geschichte, Bd. I und II, Bremen 1911,  
 Schaer, F. W., Historische Karten des Oldenburger Münsterlandes im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg, in: Jahrbuch Oldenburger Münsterland, Vechta 1976, S. 252-259,  
 Schlömer, H., Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen und das Niederstift Münster, in: Jahrbuch Oldenburger Münsterland, Vechta 1974, S. 218 ff,  
 Vormoor, J., Vechta als Grafenburg und Festung, in: Heimatblätter, Vechta, Jg. 41 (1962) Nr. 5,6; Jg. 42 (1963) Nr. 1,2; Jg. 43 (1963) Nr. 3; Jg. 43 (1964) Nr. 1,2;  
 Zoller, D., Archäologische Untersuchungen an der Garther und Lether Burg sowie an der Vechtaer Zitadelle, in: Jahrbuch Oldenburger Münsterland, Vechta 1984, S. 105-117.

---

Wolfgang Letzel

## 170 Jahre Post in Barßel

Entwicklung des Post- und Fernmeldewesens  
von 1818 bis 1988

Im Jahre 1650 wurde eine regelmäßige Reitpostverbindung über die Flämische Heerstraße zwischen Amsterdam und Hamburg eingerichtet. Der Weg der Reitboten führte von Amsterdam über Deventer - Cloppenburg - Wildeshausen - Bremen nach Hamburg. Da diese Postverbindung auch über Cloppenburg führte, kam rund 200 Jahre die Post für das Saterland und Barßel von Cloppenburg über Friesoythe nach Barßel. Die letztere war keine regelmäßige Postverbindung, sondern sie verkehrte vielmehr nach Bedarf der anfallenden Post. Gleichermäßen verhielt es sich mit der von hier abgehenden Post. Regelmäßige Postverbindungen in den hiesigen Raum gab es erst im 19. Jahrhundert.

In den kleinen Landorten, wie Barßel, die von Postboten oder Fahrposten berührt wurden, befanden sich vorwiegend in Gaststätten sogenannte „Postlager“ oder „Briefablagen“. Bei diesen wurden die ankommenden Postsachen von den Postboten oder Postillionen abgelegt und von den Empfängern abgeholt, sowie abzusendende abgegeben und dann von den Postboten mitgenommen. Postboten, die innerhalb der Gemeinde die Post austrugen, gab es noch nicht. Wenn jemand Post bekommen hatte, wurde er durch Mundpropaganda verständigt.

Aus einer Notiz des Jahres 1818 geht hervor, daß einigen Posthaltern etwa drei bis fünf Thaler Jahresvergütung gezahlt wurden. Seit dem Jahre 1818 bestand auch ein Postlager in Barßel, wo es sich befand, ist nicht genau bekannt. Irgendwelche amtliche Befassung mit den Sendungen hatte die Post nicht, solange diese sich in Gewahrsam des Postlager-Inhabers befanden.

Die betreffenden Gastwirte wurden gewöhnlich schon bei der Erteilung der Konzession durch die Regierung verpflichtet, ein derartiges Postlager zu unterhalten. Da diese rechtlich nicht zu den Postanstalten zählten, erschienen sie auch nicht in den Verzeichnissen der Postanstalten, die jährlich im „Hof- und Staatshand-

---

---

buch des Großherzogtums Oldenburg“ veröffentlicht wurden. Leider ist die Zahl dieser Hilfsstellen nicht genau bekannt. In dem 1839 erschienenen „Allgemeines Landesadressbuch für das Herzogtum Oldenburg und die Erbherrschaft Jever“ verzeichneten „Postlagern“ ist das Kirchspiel Barßel mit dem Postboten Hinrich Brickwede aufgeführt. Er war wahrscheinlich der erste Postbote von Barßel. Das Postlager befand sich zu dieser Zeit schon in der Gastwirtschaft „Zum goldenen Hirsch“ an der Langenstraße.

Im Jahre 1826 wurde erstmals eine regelmäßige Postverbindung mittels Boten von Cloppenburg nach Friesoythe eingerichtet. Von Ramsloh aus wurden die Briefe aus Friesoythe geholt und dann von Ramsloh nach Barßel befördert. Dieses geschah zweimal wöchentlich. Wegen des größeren Postaufkommens und zur besseren Versorgung der Bevölkerung, wurden am 1. Oktober 1856 zwei Postkurse als Botenpost eingesetzt. Sie hatten folgende Strecken und Beförderungstage:

Postkurs 1: von Barßel nach Friesoythe, dienstags und freitags.

Postkurs 2: von Ramsloh über Strücklingen – Barßel – Godensholt nach Apen, montags, mittwochs und sonnabends.

Ein Brief von Barßel nach Oldenburg kostete vier Grote.

Am 1. April 1870 wird das Postlager Barßel zu einer Postexpedition angehoben. Die Postexpedition war wie auch das Postlager im Hause Helmers, später Schröder, an der Langenstraße untergebracht. Erster Postexpedient war der Besitzer der Gastwirtschaft „Zum goldenen Hirsch“, Johann Helmers. Er leitete die Postexpedition bis zu seinem Tode, am 24. April 1889. Helmers trug, wie alle kaiserlichen Postbeamten der damaligen Zeit, eine prächtige Uniform, zu der auch ein Degen gehörte. Hingegen war die Besoldung, auch für damalige Verhältnisse, sehr schlecht. Neben dem Postexpedienten Helmers war auch noch der Briefträger Spindler tätig. Seine Besoldung betrug 1,50 RM pro Tag. Zu den Aufgaben Spindlers gehörte das Abholen der Post vom Postamt Apen, dem Barßel in dieser Zeit unterstellt war. Diese Arbeit erledigte er mit einem Handkarren. Sein Zustellbezirk umfaßte außer dem Ort Barßel die Bauernschaften Lohe, Harkebrügge, Barßelermoor und Roggenberg-Osterhausen.

Am 1. September 1871 wird die Postexpedition Barßel in eine Postagentur umgewandelt, bleibt aber dem Postamt Apen unterstellt, Johann Helmers wurde Postagent.

Der Weg nach Apen war in einem äußerst schlechten Zustand, so daß der Postbote nur unter großen Anstrengungen die Strecke be-

---

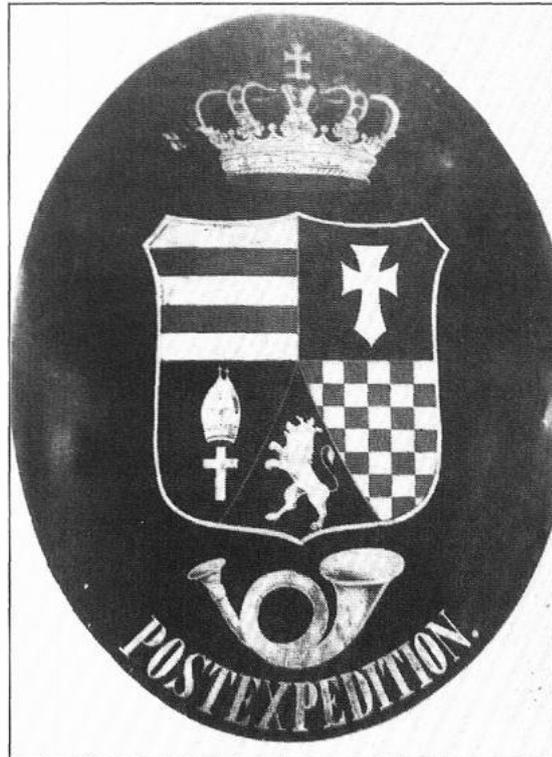
wältigen konnte. Auf Antrag des Postagenten hatte die Postverwaltung ein Einsehen und unterstellte die Postagentur dem näher gelegenen Postamt Augustfehn. Dieses war am 1. Juli 1879. Aus einem Brief eines ehemaligen Posthalters des Postamts Augustfehn aus dem Jahre 1924 geht hervor, daß der Postbote Jan Bruns zweimal täglich mit dem Handkarren und zu Fuß die Post von Augustfehn nach Barßel transportieren mußte, desgleichen zurück.

Im Jahre 1843 wurde in Deutschland die Telegrafie eingeführt. Barßel erhielt am 16. September 1879 seinen ersten Morseapparat, auch Telegraph genannt. Die Leitung kam von Augustfehn, wo eine Relaisstation war.

Der 26. Oktober 1877 gilt als der Geburtstag des Telefons. Der preußische Generalpostmeister von Stephan bestimmte, daß der Fernsprecher als vollwertiges Verkehrsmittel in die Nachrichtentechnik eingereiht wurde. Die Umstellung vom Telegraph auf den Fernsprecher kam für Barßel am 1. September 1885. Wer diesen Fernsprecher bediente, ist nicht mehr bekannt, wahrscheinlich ist aber, daß dieses die Aufgabe des Postagenten war, da der Fernsprecher ebenfalls in der Postagentur untergebracht war.

Ab dem 1. Juli 1886 bestanden innerhalb des Großherzogthums Oldenburg und im Verkehr mit den angrenzenden preußischen Gebietsteilen Personenposten und Privatpersonenposten. Durch Barßel führte eine Privatpersonenpost, die von Ramsloh kam und über Barßel nach Augustfehn fuhr. Die Kutsche verkehrte einmal täglich. Die Linie wurde von der Oberpostdirektion Oldenburg am 22. Mai 1886 bekanntgegeben. Damit wurde gleichzeitig die bis zu dem Datum bestandene Botenpostverbindung aufgehoben.

Ab dem 1. Juni 1887 wurde die Strecke Ramsloh — Strücklingen — Barßel — Godensholt — Augustfehn zweimal täglich gefahren.



Posthausschild



*Abfertigung einer Privatpersonenpost 1893.*

Mit der Einrichtung wurde auch die Botenpost Barßel — Friesoythe aufgehoben.

**Fahrplan:**

| Vormittags    |           | Nachmittags   |          |
|---------------|-----------|---------------|----------|
| Ab Barßel     | 7.45 Uhr  | Ab Barßel     | 1.45 Uhr |
| An Augustfehn | 9.00 Uhr  | An Augustfehn | 3.00 Uhr |
| Ab Augustfehn | 9.45 Uhr  | Ab Augustfehn | 3.45 Uhr |
| An Barßel     | 11.00 Uhr | An Barßel     | 5.00 Uhr |

Nach dem Tode von Johann Helmers übernahm der Postagent Wilhelm Josef Anton Burchhard Helmers die Leitung der Postagentur Barßel, er führte diese bis zu seinem Tod am 10. März 1891. Vom 1. April 1891 bis zum 31. August 1896 übernahm Johann Anton Wilhelm Schröder das Amt des Postagenten. Ihm folgte am 1. September 1896 Heinrich August Möller. Möller führte die Postagentur bis zum 1. Juli 1908.

Am 15. Juli 1907 erhielt die Postagentur Barßel die postalische Bezeichnung: Barssel (Oldenburg). 1907 gab es eine Fernsprechumschaltstelle, jedoch noch kein eigenes Ortsnetz, aber es gab einen öffentlichen Fernsprecher, der in der Postagentur untergebracht war. Ein Jahr später, am 1. Juli 1908, wurde die Postagentur in ein Postamt dritter Klasse umgewandelt. Die Diensträume



*Postamt im Hause Schröder bis 1928.*

befanden sich weiter im Hause Schröder. Der Leiter des Postamts trug nun den Titel „Postverwalter“. Erster Postverwalter des Postamts Barbel wurde Lübbertus Peenat aus Wilhelmshaven. Mit der Fertigstellung der Oldenburgischen Staatsbahnlinie Cloppenburg-Ocholt, am 1. September 1908, übernahm die Bahn die Beförderung der Post wie Briefe Pakete und Postkarten. Die Postsendungen wurden von einem Postbeamten abends zur Bahn gebracht und in einen an den Zug angehängten Bahnpostwagen



*Bahnpoststempel*



Hauptstraße mit Postgebäude

*Postkutsche, letzte Fahrt 1908.*



*Postverwalter Peenat mit Personal.*

geladen. Während der Fahrt, entweder in Richtung Ocholt oder in Richtung Cloppenburg, wurden die Sendungen von mitfahrenden Bediensteten der Post gestempelt und nach Reisezielen sortiert. Auch die für Barbel bestimmten Postsendungen kamen mit der Bahn.

Mit der Inbetriebnahme der Bahnstrecke wurde die Postkutschenverbindung Augustfehn-Barbel eingestellt. Ihre letzte Fahrt machte die Postkutsche am 31. August 1908.

Die Barßeler Bevölkerung feierte im Niehaus'schen Saal ausgiebig den Anschluß ihres Ortes an das Netz der Oldenburgischen Staatsbahn.

Eine weitere technische Neuerung kam ebenfalls 1908 nach Barbel. Es wurde ein Telefonnetz (Ortsnetz) mit einer Handvermittlung aufgebaut, ein Klappenschrank, der vom sogenannten „Fräulein vom Amt“

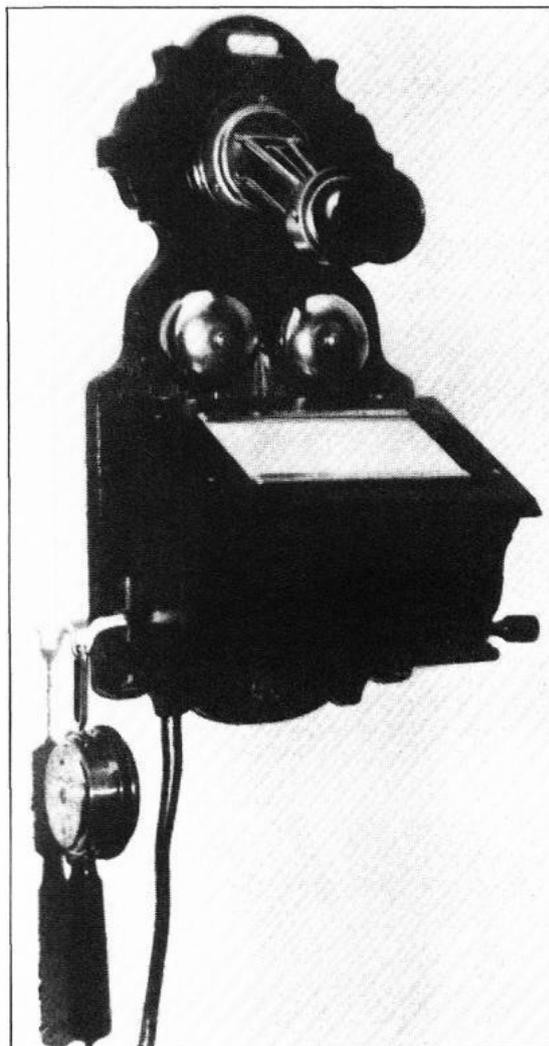
bedient wurde. Bei den Teilnehmern stand ein Ortsbatterie-Apparat (OB-Apparat).

An die erste Vermittlungsstelle waren 14 Teilnehmer angeschlossen.

Nach vierjähriger Tätigkeit beim Postamt Barbel wurde der Postverwalter Peenat 1912 nach Berne versetzt. Unter Peenat waren 12 Postbedienstete tätig. Die Stelle von Peenat nahm der von Meppen kommende Postverwalter Lübbers ein. Das Ortsnetz Barbel hatte mittlerweile 19 Teilnehmer. Die Handvermittlung hatte 1912 folgende Dienstzeiten:

werktags von 8 bis 9 Uhr vormittags  
von 3 bis 7 Uhr nachmittags  
sonntags von 8 bis 9 Uhr vormittags  
von 5 bis 6 Uhr nachmittags

Außerhalb dieser Zeiten war kein Telefonieren möglich.



*OB-Apparat Stf 04*

---

Im 1. Weltkrieg mußten auch vier Landbriefträger aus Barßel den grauen Rock anziehen. Es waren die Briefträger Heinrich Kreke, Hermann Kreke, Hermann Gövert und Johann Bockhoff. Der Briefträger Hermann Gövert fiel am 15. Januar 1915 in den Argonnen.

Einen sehr regen Postverkehr hat es in den 20er Jahren gegeben, das geht allein aus der Zahl der im Postamtsbereich des Postamts Barßel aufgestellten Briefkästen hervor. Es war die hohe Zahl von 26 Stück, heute sind es erheblich weniger. Auch gab es bereits eine Schließfach-Anlage mit 17 Fächern im Postamt.

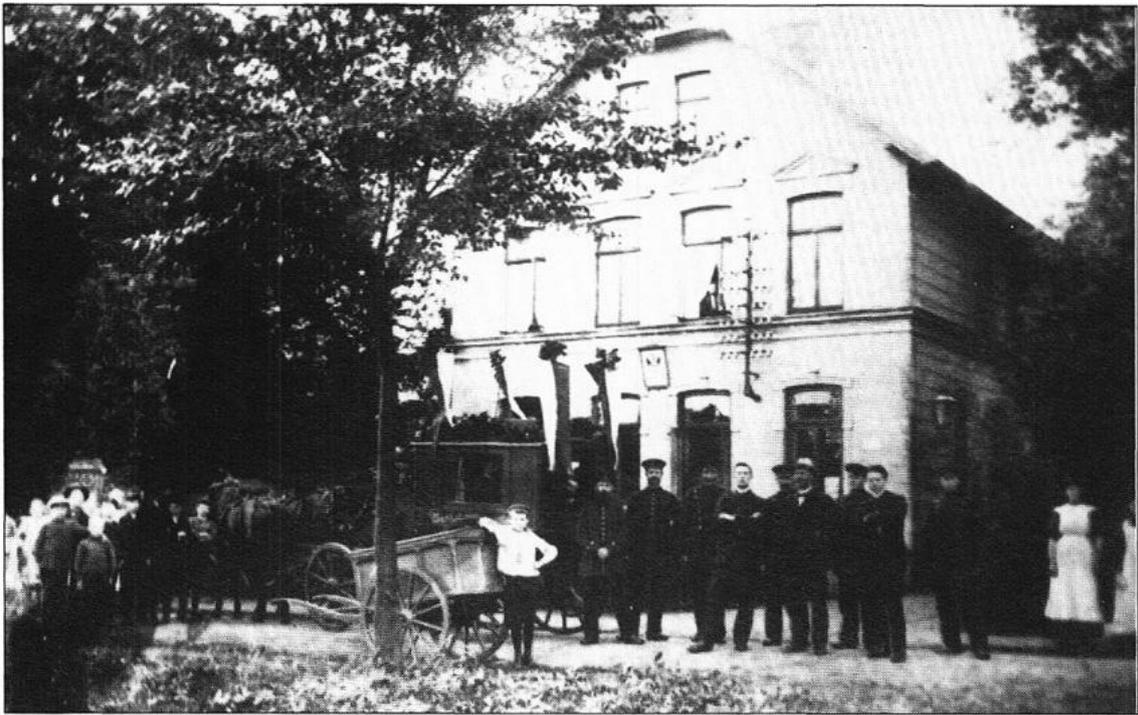
Im Jahr 1927 suchte die Postverwaltung ein neues Gebäude, weil das bisherige den damaligen Ansprüchen nicht mehr genügte und weil die Nähe zum Bahnhof gesucht wurde. Angeboten wurde der OPD Oldenburg das Haus Pekeler (später Harms) an der Langenstraße in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs. Gleichzeitig wurde beschlossen, die Handvermittlungsstelle auf Selbst-Anschluß-Betrieb (SA-Betrieb) umzustellen. Am 28. August 1928 war die Einweihung des neuen Postamts und der automatischen Ortsvermittlungsstelle. Ortsgespräche konnten von da an selbsttätig geführt werden, Ferngespräche mußten weiter von Hand, von der Vermittlungsstelle Westerstede, vermittelt werden. Bei Inbetriebnahme waren 76 Teilnehmer angeschlossen.

Für die technischen Einrichtungen gab die Reichspost 29.600 RM aus. Für das Umlegen der Kabel von der alten Handvermittlungsstelle zur neuen Vermittlungsstelle waren 4.900 RM nötig. Eine Barßeler Firma war auch am Aufbau beteiligt und zwar der Elektromeister August Gröneweg, der für die Elektroarbeiten 86,85 RM berechnete. Die Stromversorgung der Vermittlungsstelle erfolgte mit Niederspannung, die aus Ortsbatterien bezogen wurde und mittels eines Gleichrichters geladen wurden. Um das Laden der Batterien sicherzustellen, mußte mit der Elektrizitätsgesellschaft Barßel ein Vertrag abgeschlossen werden, der folgende Punkte beinhaltete:

- Für die Lieferung des Stromanschlusses sind 165,00 RM zu zahlen.
- für eine Kilowattstunde sind 20 Rpf zu zahlen und eine Reichsmark Zählermiete pro Monat.
- die Ortsbatterien dürfen nicht zwischen 17 und 20 Uhr geladen werden.

Der Strompreis änderte sich am 1. Oktober 1933 mit dem Übergang der Elektrizitätsgenossenschaft Barßel an den Landeselek-

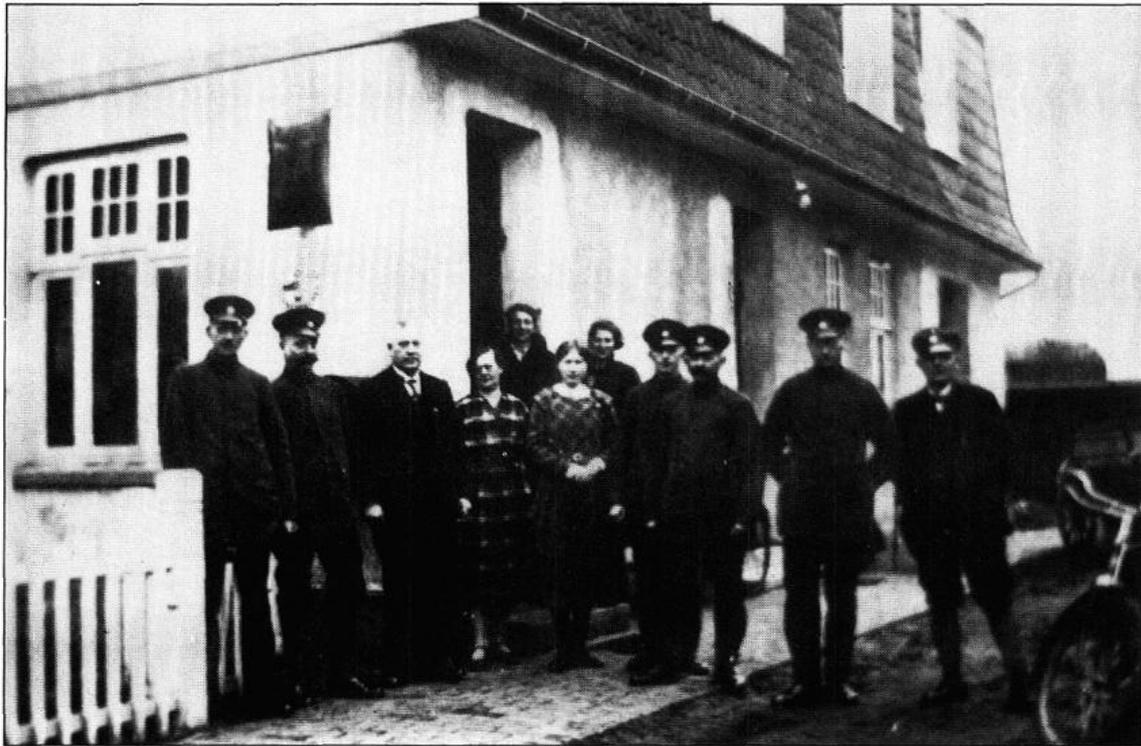
---



*Postamt und Vermittlungsstelle 1928.*



*Personal des Postamts 1928.*



*Postmeister Wörtmann mit seinem Personal.*

trizitätsverband Oldenburg. Von da an mußte die Reichspost 18 Rpf je Kilowattstunde und 1,25 RM an Zählermiete zahlen. Durch die Umstellung von der Handvermittlung auf SA-Betrieb wurde auch eine Steigerung der Ortsgespräche erreicht. So wurden z. B. im Mai 1928, also vor der Umstellung, 17 Ortsgespräche und 17 Ferngespräche geführt. Diese brachten an Gebühren 988,32 RM ein. Im September 1928, einen Monat nach der Einschaltung der neuen Vermittlungsstelle, wurden 51 Ortsgespräche geführt, mit einem Gebührenaufkommen von 1001,84 RM.

Die Postverwalter (PV) oder Postmeister (PM), wie sie später hießen, wechselten in den 20er und 30er Jahren des öfteren. So übernahm 1919 Postverwalter Burmann das Amt von Postverwalter Lübbers. Am 1. Dezember 1929 übernahm der aus Einswarden kommende Postmeister Wörtmann die Leitung des Postamts, er blieb bis zum 31. Januar 1934. Am 1. Februar 1934 kam aus Nordenham der Postverwalter Büschelmann. Am 1. April 1937 löste der aus Hannover kommende Postmeister von der Aa den Postverwalter Büschelmann ab. Von der Aa blieb bis zum 31. Dezember 1939 beim Postamt Barßel.

1938 waren mittlerweile 112 Fernsprechteilnehmer an die Vermittlungsstelle angeschlossen, acht davon waren öffentliche

---

Sprechstellen, die von jedermann gegen Bezahlung benutzt werden konnten. Die öffentlichen Sprechstellen, auch Öffentliche genannt, waren meist in Privathäusern wie Gastwirtschaften und Geschäften installiert. Es waren die Vorgänger der heutigen Telefonzellen. Wegen der großen Nachfrage nach Telefonanschlüssen wurde am 30. Juli 1938 die Vermittlungsstelle um 40 Rufnummern erweitert. Die technischen Einrichtungen hierfür wurden aus der Vermittlungsstelle Seefeld ausgebaut.

Mit Ausbruch des 2. Weltkriegs 1939 änderte sich wenig im Post- und Fernmeldedienst des Postamts Barßel. Am 1. Januar 1940 kam Postmeister Koop als neuer Leiter zum Postamt Barßel. Vor Ausbruch des Krieges waren etwa acht Postboten beschäftigt. Namentlich bekannt sind noch: Herr Kreke, Herr Deeken, der auch während des Krieges seinen Dienst versah, Herr Dickhaus, Egbert Sobing, Meinhard Sobing, Herr Frike, Johann Ackermann und Meine Kramer, sowie Postmeister von der Aa, außerdem noch Fräulein Vogel und Fräulein Huismann. Wie schon erwähnt, wurden bis auf Herrn Deeken alle Postboten nach und nach zum Kriegsdienst eingezogen. Nicht mehr zurück kehrten Johann Ackermann, Herr Frike und Meinhard Sobing.

Während des Krieges und auch am Ende wurde das Postgebäude von der Zerstörung verschont. Bei Kampfhandlungen im April 1945 rund um die Kirche wurden Häuser zerstört, sowie die Kirche schwer beschädigt. Am 14. April wurde das Postamt von der Deutschen Wehrmacht besetzt. Bei ihrem Verlassen zerstörte sie die Inneneinrichtung sowie die Technik der Vermittlungsstelle. Die Bediensteten wurden nach Hause geschickt. Barßel war postalisch und telefonisch von der Außenwelt abgeschlossen.

Nach der Kapitulation, am 8. Mai 1945, regierten die Briten als Besatzungsmacht. Sie gaben Order, den Postverkehr zum 1. Juni 1945 wieder aufzunehmen. Es durften vorerst nur Postkarten und offene Briefe verschickt werden. Ein regelmäßiger Postverkehr war noch nicht möglich, weil es an den nötigen Einsendungen fehlte und weil zum größten Teil die Verkehrswege, wie Straßen und Brücken zerstört waren. Es fehlte aber auch an Transportmitteln. Begonnen wurde mit zwei Zustellern und zwei Frauen, Frl. Vogel, die 1946 auch die Leitung des Postamts als Nachfolgerin vom Postmeister Koop übernahm, sowie Frl. Huismann. Vorrang gaben die Briten aber dem Telefonverkehr. Bei der Instandsetzung des Telefonnetzes und der Vermittlungsstelle mußten auch die Postboten und die beiden Frauen, so gut sie es konnten, mithelfen. Als Techniker stand nur der Telegrafenei-

---

---

tungsaufseher Ahrend zur Verfügung. Allmählich normalisierte sich der Post- und Telefonverkehr.

Die Postsendungen bekam das Postamt vom Postamt Stickhausen - Velde, das zu diesem Zeitpunkt noch ein selbständiges Postamt (mit Verwaltung) war. Das wurde am 1. Mai 1952 geändert, nachdem bereits am 1. April 1952 das Postamt Augustfehn wieder selbständig geworden war. Das Postamt Stickhausen - Velde wurde ein Zweigpostamt von Augustfehn. Vom 1. Mai 1952 belieferte das Postamt Augustfehn das Postamt Barbel mit den Postsendungen.

Am 1. Juni 1969 trat eine Änderung in der Postversorgung in Kraft. Seit diesem Tag wird Barbel von Westerstede aus mit der Post versorgt. Bereits am 1. Mai 1966, nachdem das Postamt Augustfehn seine Selbständigkeit verlor, wurde das Postamt Barbel dem Postamt Westerstede verwaltungsmäßig unterstellt, was sich bis heute nicht geändert hat.

Auch der Fernmeldeverkehr normalisierte sich nach 1945. Im Jahre 1949 gab es im Ortsnetz Barbel schon wieder 153 Telefonteilnehmer, und 1953 waren es bereits 180 Telefonteilnehmer. Zum Ortsnetz Barbel gehörten große Teile der damaligen Gemeinde Strücklingen. Strücklingen wurde erst im April 1971 vom Ortsnetz Barbel abgetrennt, als die neugeschaffene Ortsvermittlungsstelle Ramsloh fertig war.

Im Jahr 1956 übernahm Frau Huismann die Leitung des Postamts Barbel. Vor Frau Huismann leiteten in den Jahren 1948 bis 1956 Herr Aloys Rudolf und Herr Albert Lässig das Postamt.

Frau Marianne Huismann leitete die Geschicke des Postamts bis zum 30. September 1971. Im Mai 1986 wurde sie nach 47 Dienstjahren in den wohlverdienten Ruhestand versetzt.

Mit den steigenden Dienstleistungen im Post- und Fernmeldeverkehr wurden die Räumlichkeiten in dem angemieteten Hause zu eng. So plante die OPD Bremen ein eigenes, neues und vor allem größeres Dienstgebäude, das auf Jahrzehnte ausreichen sollte. Das Ergebnis ist das heutige Postamt an der Langenstraße, unweit des alten Postamtes. Es wurde von der Handwerkergemeinschaft Oldenburg erbaut. Am 17. Januar 1957 war die feierliche Einweihung, Oberpostdirektor Dr. Propach von der OPD Bremen übergab das neue Dienstgebäude unter Beisein des Bürgermeisters von Barbel, Hoffmann, Gemeindedirektors Groothoff und Landrats Bitter der Öffentlichkeit.

Die Einweihung der neuen Vermittlungsstelle erfolgte am 25. März 1957, in die eine neue Selbstwählvermittlungstechnik vom

---



*Postamt an der Langenstraße, heute.*

Typ S29/50 eingebaut wurde. Eingebaut wurden zunächst Wähl-einrichtungen für 260 Hauptanschlüsse, 50 Zweieranschlüsse und drei Wählsternschalter. Die technischen Einrichtungen kosteten 23.500 DM, 1.500 DM waren für Kabelverlegearbeiten im Ortsnetz nötig. Durch das neue Bezirkskabel nach Westerstede wurde die Kapazität der Leitungen zum Fernamt von 5 auf 9 erhöht, die Kosten betragen 80.000 DM. Die technischen Einrichtungen der alten Vermittlungsstelle wurden für Erweiterungen in Jever und Carolinensiel benötigt.

Die Wartung der neuen Vermittlungsstelle unterlag dem Telegraf-  
lenleitungsaufseher (TLA) Eilers. Herr Eilers, der seit 1936 seinen  
Dienst in Barßel versah, ging am 31. Januar 1961 in den Ruhestand.  
In einer Feierstunde stellte Oberpostdirektor Schmieder die Ver-  
mittlungsstelle den geladenen Gästen des öffentlichen Lebens vor,  
unter ihnen waren die Bürgermeister der Gemeinden Barßel und  
Strücklingen, sowie die Gemeindedirektoren beider Gemeinden.  
Nach einem Rundgang durch die Vermittlungsstelle lud Herr  
Schmieder die Gäste zu einem Frühstück in das Bahnhofshotel  
ein. Die finanziellen Mittel für eine solche Repräsentanz fielen  
damals noch sehr bescheiden aus, sie beliefen sich für das Fern-  
meldeamt auf ganze 35,00 DM.

---

Die Anschlußzahlen im Telefonbereich stiegen Jahr für Jahr, 1958 waren es 199, 1959: 252, 1960: 267, 1961: 304, 1962: 339 und 1963: 362 Teilnehmer. So mußte 1964 mit der Erweiterung der Vermittlungsstelle um 200 Rufnummern begonnen werden, die im März 1965 einsatzbereit war.

Am 7. Oktober 1963 bekam Barßel den Selbstwählferndienst. Von nun an konnte man selbst, ohne den Umweg über das „Fräulein vom Amt“ in Westerstede, Ferngespräche führen. Barßel erhielt die Vorwahlnummer 04483 und war damit an die neuerbaute Knotenvermittlungsstelle Westerstede angeschlossen. Die Vorwahlnummer hat sich jedoch im Laufe der Jahre zweimal geändert. Mit der Auflösung der Knotenvermittlungsstelle Westerstede 1975 wurde das Ortsnetz Barßel an die Knotenvermittlungsstelle Leer angeschlossen und erhielt die Vorwahlnummer 04983. Noch einmal wurde die Vorwahlnummer 1981 geändert, als Barßel an die Knotenvermittlungsstelle Friesoythe angeschlossen wurde. Von da an erhielt Barßel die auch heute noch gültige Vorwahlnummer 04499.

Am 1. Februar 1961 übernahm Erich Harms aus Augustfehn für den in den Ruhestand getretenen Eilers das Ortsnetz Barßel als Entstörer.

Auch die *P o s t l e i t z a h l* wurde zweimal geändert. Vor dem 2. Weltkrieg gab es noch keine Postleitzahlen. Nach 1945 bekam Barßel die Postleitzahl 23. Im Jahre 1961, genauer mit der Verfügung IEb 2474/0 vom 3. November 1961, führte die Bundespost ein neues Postleitzahlen-System ein. Barßel erhielt dabei die Postleitzahl 2919. Mit dem 1. April 1981 änderte sich die Postleitzahl in die heutige 2914. Die Bundespost begründete es damit, daß in allen Ortsteilen einer politischen Gemeinde zur Vermeidung von Fehlern die gleiche Postleitzahl sein müsse.

Ein weiteres Kapitel in der Geschichte der Post Barßel ist die *P e r s o n e n b e f ö r d e r u n g* mit den Postbussen (Kraftpost). Wie oft und welche Strecken die Postbusse von 1925, seit der Einführung der Postbusse, bis 1947 gefahren sind, konnte ich nicht genau nachvollziehen. Bekannt ist nur, daß die Busse etwa die gleiche Route gefahren sind wie nach 1950. Die Busse fuhren bis Friesoythe und später weiter nach Oldenburg. In der Gemeinde Barßel waren Haltepunkte beim Postamt, in Barßelermoor und in Elisabethfehn. Eine andere Linie führte über Lohe und Harkebrügge nach Friesoythe. Von 1945 bis 1947 fuhr der Busunternehmer Schröder aus Friedrichsfehn diese Strecken. Im Jahre 1947 kaufte die Post die Linien einschließlich Busse und Fahrer

---

---

zurück. Da die Fahrgäste bis Ende der 50er Jahre mit sehr viel Gepäck reisten, führten die meisten Busse einen Anhänger mit. Die Linien wurden von der Bundespost ununterbrochen und ohne große Änderungen bis zum 1. Oktober 1983 gefahren. Am 1. Oktober 1983 übernahm die Deutsche Bundesbahn sämtliche Strecken der Post mit Fahrzeugen und Fahrer. Bis Anfang der 70er Jahre wurden die Postbusse von dem damals noch selbständigen Postamt Friesoythe eingesetzt, ebenso wurden von dort die Fahrpläne erstellt.

Am 1. Oktober 1971 übernahm Herr Siefken aus Elisabethfehn die Leitung des Postamts Barßel. Herr Siefken leitete das Postamt bis zu seiner Pensionierung am 31. Dezember 1975. Mit dem 1. Januar 1976 übernahm Bernhard Schweigatz die Leitung des Postamts, die er auch heute noch inne hat.

Mitte der 70er Jahre begann die Vermittlungsstelle räumlich aus allen Nähten zu platzen, ebenso war die Technik veraltet. Es begann der große Boom des Telefons, so gab es 1974 bereits 763 Telefonanschlüsse, 1976 stieg die Zahl auf 1046 Anschlüsse, und 1977 waren es fast 1200 Anschlüsse, deren Techniken in den für nur 800 Anschlüsse ausgerichteten Räumen untergebracht waren. Aus diesem Zwang heraus plante die OPD Bremen ein neues Gebäude, in dem nur die Vermittlungsstelle untergebracht werden sollte. Ein geeignetes Grundstück wurde an der Pestalozzi-Straße erworben. Im Jahre 1976 wurde mit dem Bau des Gebäudes begonnen und nach dreimonatiger Bauzeit fertiggestellt. Die Baukosten beliefen sich auf 235.000 DM. Für das Verlegen und Umschalten der Kabel mußten 180.000 DM aufgewendet werden, und die technischen Einrichtungen kosteten noch einmal 890.000 DM. Am 24. August 1977 um 6 Uhr wurde die Vermittlungsstelle in Betrieb gesetzt. Die technischen Einrichtungen wurden für 2000 Anschlüsse ausgelegt, die bis heute aber schon mehrmals erweitert wurden.

Die offizielle Einweihung führte der Leiter des Fernmeldeamtes Oldenburg, Leitender Postdirektor Becker, im Beisein des Bürgermeisters Eveslage, sowie des Gemeindedirektors Friedrichs, Mitgliedern des Gemeinderates und der am Aufbau beteiligten Firmen und Dienststellen durch. Frau Lisa Behrens vom Postmuseum Oldenburg hatte einige Ausstellungsstücke aus dem Postmuseum aufgebaut. Sie zeigten die Entwicklung des Telefons von seinen Anfängen bis 1977.

Die im Postamt freigewordenen Räume übernahm nach entsprechendem Umbau die „Gelbe Post“ für ihre Dienste, da auch ihre Räumlichkeiten zu eng geworden waren.

---



*Fernsprechvermittlungsstelle an der Pestalozzi-Straße mit Fernmeldeturm.*

Im Jahre 1981 begann die OPD Bremen mit der Planung eines Fernmeldeturms neben der Vermittlungsstelle an der Pestalozzi-Straße. Die erste Planung sah einen 40 m hohen Turm vor. Doch gegen diesen Plan protestierten die Gemeinde und der Fremdenverkehrsverein Barßel. Auch die Bezirksregierung in Oldenburg verweigerte ihre Zustimmung. Die Begründung lautete: Der geplante Fernmeldeturm passe nicht in das Ortsbild, da die gerade renovierte Ebkenske Mühle (22 m) und der Kirchturm erheblich niedriger als der geplante Fernmeldeturm seien und er so das Ortsbild Barßels erheblich stören würde. Daraufhin änderte die Bundespost ihre Planung. Es wurde nun ein Schleuderbetonturm von 25 m Höhe und 90 cm Durchmesser gebaut, der 1983 in Betrieb genommen wurde. Die Baukosten betrugen 300.000 DM. Durch die Inbetriebnahme des Fernmeldeturms erhöhte sich die Kapazität der Fernsprechleitungen für Ferngespräche von 57 auf 68 Fernleitungen, bei Bedarf ist eine Erweiterung bis 480 Leitungen möglich.

Der Turm wird auch hinsichtlich des neuen Dienstes der Bundespost, dem „Kabelfernsehen“, genutzt. Hier wird er als Antennenträger für die Empfangsantennen benötigt.

---

Im Jahre 1984 wurde das erste Breitbandkabelnetz (Kabelfernsehen) in Barßel aufgebaut. Als erste Gebiete wurden die Marschstraße, Teile der Feldstraße und Teile des ersten Hüllenweges ausgebaut. Empfangen werden konnten zunächst nur vier Programme. Im Sommer 1986 baute die Post einen 2 m im Durchmesser großen Parabolspiegel auf den Fernmeldeturm. Der Parabolspiegel, der zum Fernmeldeturm in Leer ausgerichtet ist, spiegelt von dort 14 Fernseh- und 14 Rundfunkprogramme ab. Diese wurden am 22. September 1986 zum ersten Mal in das 200 Haushalte umfassende Kabelnetz eingespeist. Bis zum Juli 1987 verkabelte die Post rund 750 Haushalte, Ende 1987 kamen noch einmal 200 Haushalte hinzu, die sich aber nicht alle angeschlossen haben.

Auch die anderen Techniken der Bundespost werden in Barßel genutzt, es sind neben dem Telefon: Bildschirmtext (Btx), Teletex, Telefax (Fernkopieren), Datex und Telex (Fernschreiben).

Im Personalbereich hat sich einiges geändert, so hat das Postamt derzeit 18 Bedienstete. Im Fernmeldebereich werden die Störungen vom Entstörer Jürgen Schmidt aus Augustfehn beseitigt, für die Vermittlungsstelle ist der Ämterpfleger Bernhard Brand aus Sedelsberg zuständig. Für den bauausführenden Bereich ist der Fernmeldebaubezirk in Westerstede zuständig. Von dort werden alle Erweiterungen im Telefonkabelnetz und Breitbandkabelnetz, sowie Hausanschlüsse und Einrichten der Sprechstellen ausgeführt.

Im Jahre 1982 wurde im Telefonbereich der Nahdienst eingeführt, das bedeutete für den Fernsprechteilnehmer, daß alle Telefonkunden im Umkreis von 20 Kilometern, Meßmittelpunkt ist die Vermittlungsstelle, zum Ortstarif erreicht werden können. Im Ortstarif wurde der 8-Minutentakt, bzw. nach 18 Uhr und an den Wochenenden der 12-Minutentakt, eingeführt.

Ende Januar 1988 gab es im Ortsnetz Barßel 2.574 Telefonhauptanschlüsse, neun Telexanschlüsse, acht Bildschirmtextteilnehmer und 275 Kabelfernsehteilnehmer, die 19 Fernsehprogramme und 20 Rundfunkprogramme empfangen können.

---

*Maria Hartmann*

## Us Dörp

Geihst du es in de groten Stadt,  
dör Straoten hen un her,  
fraogt di nich ein', wo geiht di dat?  
Kien ein' segg, kumm es weer,  
of kiek weer in, un bliev gesund,  
un laot di't rech gaut gaohn.  
Dei Lü loopt al an die vörbi,  
kien ein' bliff bi di staohn.  
Sei kiekt liekut, sei gaohet liekut  
aover dei breien Straoten.  
Du findst kien lütken Wiskepatt.  
Du hörs uk nich ein Woort up Platt  
un fäuhlst di ganz verlaoten.  
Du sühs den hogen Himmel nich,  
blos Hüser grot un breit,  
spürs nich den Wind, dei frei bi us  
wiet aover'n Esk henweiht.  
Dann treckt di dat weer hen nao Huus,  
nao Wisken, Wald un Feld,  
hen nao dien leiwe Heimatdörp,  
wiet van dei groten Welt.

